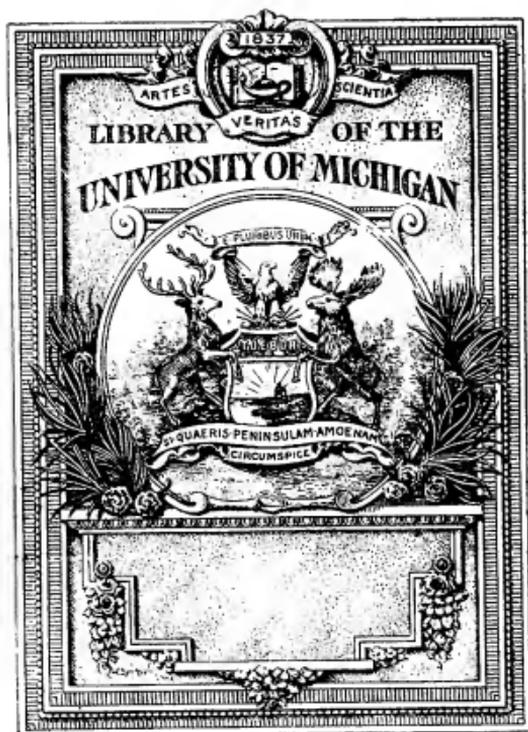


A

794,328



THE GIFT OF
Dr. H. L. Oletz

830.6
B58

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1884.

Zwölfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des zwölften Bandes.

	Seite
Unsichtbare Hände. Roman von F. v. Zobelthig (Fortsetzung)	5
Für die Schwester. Novelle von E. Merk	83
Ein Kind des Glücks. Aus dem Leben eines Künst- lers. Von Klara Reichner	185
Alt-Wien. Bilder aus der Geschichte der Kaiserstadt an der Donau. Von Hasso Harden	197
Der prächtvollste Vogel Europa's. Von Pro- fessor Dr. W. Heß	213
Hohe Gefangene. Historische Streifzüge von Theodor Winkler	224
Die römischen Gladiatoren. Eine Skizze aus der römischen Kaiserzeit. Von H. Verka	234
Mannigfaltiges:	
Die Deportation preußischer Verbrecher nach Si- birien	244
Seltamer Eifer	247
Ein vergessener Erfinder	248
Schöpfungslage der Societäts-Infulaner	249
Fleischbeschauer im Mittelalter	250
Ragen im Staatsdienst	251
Ein Hofnarr Peter's des Großen	251
Die goldene Zeit der deutschen Arbeiter	252
Bewundernswerthes Beispiel der Treue	253
Weißer Raben	254
Zur Geschichte der Nadel	255
Kostbare Produkte	256
Ein arabischer Fluch	256

Unsichtbare Hände.

Roman

von

F. v. Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

23. Gegenminen.

Signor Cadama war von Francesco zu einer vertraulichen Unterredung in das Hotel Sapia nach Bordighera bestellt worden und befand sich auf der Fahrt dorthin.

Bordighera ist die letzte Riviera-Station auf italienischem Boden vor der südfranzösischen Grenze, liegt zwischen San Remo und Mentone, und wird mit Vorliebe von den Gästen dieser beiden Kurstädte als Rendez-vous-Platz benutzt.

Cadama lehnte in einem Coupé erster Klasse am Fenster und blies den Rauch seiner Cigarre mit Behaglichkeit in die Luft. Er machte äußerlich einen recht zufriedenen Eindruck, aber er war es doch nicht ganz. Es ging ihm Alles zu langsam, und er selbst hatte Eile, denn die Position, die er eingenommen, begann unhaltbar zu werden, so schien es ihm wenigstens. Es waren zudem zu viele

Persönlichkeiten, die ihm am Rockschöße hingen. Jetzt, wo es zu spät war, sah er ein, daß er mit eigenen Mitteln wahrscheinlich ebenso viel erreicht haben würde, als mit Hilfe Derer, an die ihn nun gemeinsame Interessen keteten. Er konnte sich selbst keine Vorwürfe machen; als er in Berlin eingetroffen, um die ersten vorbereitenden Schritte in seiner Sache zu thun, war es ihm nothwendig erschienen, zu seiner Information sich Bundesgenossen zu schaffen. Aber Frau v. Hilgersdorf war die Einzige gewesen, deren Unterstützung ihm in Wahrheit nützlich geworden war; weder Hackert, der Student, noch der Berliner Journalist hatten ihm in die Hände gearbeitet, Beide waren vielmehr lästige Anhängsel für ihn geworden.

Cadama lächelte in sich hinein — diese Anhängsel sollten ihn nicht mehr lange behindern.

Die Lokomotive pfiß, der Zug hielt. Francesco erwartete den Advokaten bereits auf dem Bahnhofe, dann gingen die Beiden in das dicht neben der Station liegende Café Sapia.

„Nun?“ fragte Cadama, als er mit seinem Gehilfen am Tische Platz genommen, und sein Auge blickte lauernd in das Gesicht des jungen Campagnolen.

Francesco verstand dieses „nun?“ Er griff schweigend in die Brusttasche seines Rockes und legte das Papier, das er aus derselben zog, vor sich auf den Tisch.

„Zug um Zug, Signor Cadama,“ sagte er und seine Hand hielt dabei das Papier fest. „Ich habe die mir gestellte Aufgabe gelöst und jenes Dokument, das für Sie von so eminenten Wichtigkeit ist, aus dem Portefeuille des

Barons v. Menken entwendet, aber ich gebe es nicht eher hin, bis ich ein Äquivalent dafür erhalten habe."

Gadama starrte auf das Papier.

"Was ist der Inhalt dieses Dokuments?" fragte er.

"Es ist das gerichtliche Instrument, betreffend die Adoption meiner Schwester Lucia durch den Freiherrn v. Haffert-Selchern, vollzogen am 2. Oktober 1860 zu Berlin."

Gadama wurde bleich vor Erregung, seine Hand zuckte nach dem verhängnißvollen Manuscript herüber, aber Francesco zog es zurück.

"Verzeihung, Signore," warf er ein, "Sie sind vorichtig gegen mich und werden erlauben, daß ich es gleichfalls bin — Ihnen gegenüber."

Der Advokat unterdrückte einen Fluch.

"Ich muß mich doch überzeugen, ob Du die Wahrheit sprichst! Glaubst Du, ich werde die Kasse im Sack kaufen?"

"Dazu halte ich Sie für zu schlau. Ich werde Ihnen das Dokument vorlesen und Sie können mit eigenen Augen sich überzeugen, daß das Papier echt ist."

Francesco entfaltete das Manuscript, hielt es so, daß auch Gadama hineinsehen konnte, und begann dann mit leiser Stimme den Inhalt vorzutragen. Es war in der That das Dokument der Adoption Lucia Boccani's durch den Baron v. Haffert, ausgefertigt auf Grund einer königlichen Kabinettsordre, die in Verfolg eines eingereichten Immediatgesuchs den Baron von jener gesetzlichen Bestimmung befreite, laut welcher sonst eine Adoption nur nach

zurückgelegtem fünfzigsten Lebensjahre des Adoptirenden ausgesprochen werden darf.

Cadama schwieg einen Augenblick, nachdem Francesco seine Vorlesung beendet hatte, dann sagte er:

„Was forderst Du für die Ueberlassung dieses Dokuments?“

„Nichts Anderes als jenen Schein, den Sie mir in Rom abgenommen und in dem ich erklärte, an dem Münzdiebstahl im Palazzo Borghese betheiliget gewesen zu sein.“

„Du bist unverschämt, Francesco!“

„Weshalb? Soll es mir gleichgiltig sein, ob beständig die Gefängnißthüre vor mir offen steht? Es ist nicht viel, was ich verlange, aber ich beharre darauf.“

„Und was würdest Du sagen, wenn ich, ohne auf Deine Unverschämtheiten weiter einzugehen, Dich augenblicklich von jenem Gendarmen dort draußen fassen ließ? Steht mir nicht das Recht zu?“

„Darüber ließe sich streiten. Im Uebrigen bin ich sicher, daß Ihre Drohung unausgeführt bleibt, denn Sie würden dadurch um den Besitz dieses werthvollen Papiers kommen. Ich weiß aber, daß Sie dasselbe ebenso nothwendig brauchen, wie Sie bisher meine Persönlichkeit gebraucht haben. Doch weshalb zanken wir uns? Wir haben ein Tauschgeschäft vor, nichts weiter. Sind Sie nicht einverstanden mit meinen Bedingungen — *va bene* —“

Francesco machte eine Handbewegung, als wolle er das Dokument wieder in die Tasche stecken, aber Cadama legte seine Hand auf des Campagnolen Arm.

„Halt da,“ sagte er, „wozu die Komödie! Hier ist Dein Schein, nun gib mir das Dokument!“

Francesco prüfte aufmerksam das Papier, welches der Advokat seiner Brieftasche entnommen und ihm gereicht hatte. Dann schob auch er das Dokument herüber.

„Nun sind wir quitt, von jetzt ab steht es in meinem freien Willen, für Sie oder gegen Sie zu sein . . .“

Cadama schrak zusammen; der Ton, in dem Francesco sprach, klang so eigenthümlich, so drohend. Er fürchtete, unvorsichtig gewesen zu sein, als er dem Burschen bereitwillig die Handhabe zurückgab, die ihn bisher an seinen Willen gefesselt hatte.

„Und Du wirst — gegen mich sein?“ fragte er zögernd und sein Auge schoß einen zuckenden Blick zu Francesco herüber.

„Im Gegentheil,“ erwiderte dieser lächelnd; „ich wäre ein Narr, wollte ich mich von Ihnen zurückziehen, wo wir gerade im gegenwärtigen Augenblicke so vortrefflich gemeinsame Geschäfte machen können. Sie scheinen vergessen zu haben, daß ich an dem Coup, dessen Ausführung Sie im Moment noch planen, gleichfalls theilhaftig bin und demzufolge auch an dem Gewinn zu participiren gedenke.“

Ein höhnisches Lächeln trat auf Cadama's Gesicht.

„Ei, mein Kleiner, soll ich Dich an jene Unterredung in Berlin erinnern, in deren Verlauf Du mir zuriefst, daß ich das Dir versprochene Geld behalten und Dich dafür mit meinem Anliegen verschonen möge?“

„Und soll ich Sie gleichfalls daran erinnern, daß dazumal dieser angenehme Schein, laut dessen ich mich selbst

als einen Dieb und Fehler bezeichnete, noch in Ihren Händen war? Heute ist das anders, heute thue ich nichts umsonst, thue aber Alles, wenn ein Verdienst dabei herauskommt!"

Gadama strich sich über den Bart und trank dann langsam seinen Vermuth aus.

„Ich verhehle Dir gar nicht, mein lieber Francesco, daß es mir im höchsten Grade erwünscht wäre, könnte ich Dich auch noch fernerhin in meinen Diensten behalten. Es ist selbstverständlich, daß ich nichts umsonst von Dir fordere, ich würde Dich im Gegentheil recht anständig belohnen, nur muß ich Dir in diesem Falle Eines sagen: glaube nicht, daß Du durch die Rückgabe jenes Scheines, der Dich mir bisher verpflichtete, so vollkommen außerhalb meiner Gewalt gekommen bist, daß Du, wie Du vorhin selbst bemerktest, aus freiem Willen für oder gegen mich sein könntest. Es ist das ein Irrthum, den ich Dir nehmen muß. Auch ohne den Schein habe ich Dich noch ganz in den Händen, denn noch besitze ich jene fünf goldenen Münzen, die man am Abend des Einbruchsdiebstahls im Palazzo Borghese in Deinen Taschen fand. Außerdem würde man vor dem Tribunal meinen Worten wahrscheinlich eher Glauben schenken, als den Deinen, denn ich könnte eventuell beschwören und mit Beweisen belegen, daß Du dem Baron Menken ein werthvolles Dokument gestohlen hast. . . Du brauchst nicht zu erschrecken, mein Bester, denn ich denke vorläufig gar nicht daran, Dich aufzugeben, ich wollte Dir nur mein Uebergewicht wieder einmal in das Gedächtniß zurückerufen. Es ist nöthiger für Dich, als

für mich, daß wir Freunde bleiben. Damit genug von dieser Sache, Du weißt nun, wie Deine Chancen stehen! . . Wird Herr v. Menken nicht das Fehlen des Dokuments bemerken?"

Francesco, der, während Cadama gesprochen, den Blick gesenkt hatte, hob jetzt wieder das Auge. Es lag ein böser Ausdruck darin, aber der Advokat schrieb ihn noch dem Schrecken zu, den er mit seinen Drohungen dem Campagnolen eingeflößt zu haben hoffte.

„Der Baron hatte das Dokument in einer Ledermappe verwahrt, die er nur äußerst selten zu öffnen pflegt,“ gab Francesco in seinem früheren unterwürfigen Tone zur Antwort; „ich glaube nicht, daß er in dieser Woche Ursache haben wird, das Schriftstück hervorzufinden, und wenn doch, nun, dann findet er es eben einfach nicht! Vielleicht wird er mich verhaften lassen, denn er hegt längst Mißtrauen gegen mich, eine Durchsuchung meines Eigenthums würde ja aber sofort meine Unschuld ergeben.“

Cadama nickte und schob seinen Stuhl dichter an den Francesco's heran. Dann nahm er ein großes Zeitungsblatt vor und dämpfte seine Stimme noch mehr herab.

„Du kannst Dir schon dieser Lage einen bedeutenden Verdienst erwerben, mein lieber Cecco,“ flüsterte er. „Ich gehe mit der Absicht um, demnächst einen persönlichen Druck auf Lucia auszuüben, und Du sollst mir dabei behilflich sein. Die Sache ist einfach genug, wenn sie geschickt eingeleitet wird. In ihrer Cottage in San Remo kann ich Lucia nicht auffuchen, da sie dort von einer ganzen Drachenfamilie bewacht wird. Die einzige Möglichkeit — und das

ist meiner Ansicht nach nicht schwer zu bewerkstelligen — ist die, Lucia in den Garten der Villa Hilgersdorf zu locken. Ich bewohne den Pavillon und könnte dort ungestört mit dem Mädchen unterhandeln. Du sollst Dich während dieser Besprechung im Nebenzimmer aufhalten, damit Du sofort auf meinen Ruf eintreten und meinen Worten durch Deine Angaben Nachdruck verleihen kannst. Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, um was es sich handelt, Du wirst es Dir denken können. Was ich unter dem erwähnten ‚Nachdruck‘ verstehe, werde ich Dir später näher angeben, die Hauptsache ist im Augenblick, daß Du es möglich machst, Dich auf meine telegraphische Weisung sofort freizumachen und zu mir zu eilen.“

Francesco dachte einen Augenblick nach.

„Es wird mir nicht schwer fallen,“ entgegnete er dann, „wenn ich darauf rechnen kann, daß Sie Ihren Plan in der ersten Hälfte der kommenden Woche zur Ausführung bringen. Zu dieser Zeit wird der Baron Menten mit Herrn Waldau eine kleine Reise nach Cannes unternehmen, und ich soll während dessen in Nizza zurückbleiben.“

Cadama wurde aufmerksam.

„Da kommt uns der Zufall ja wieder einmal zu Hilfe,“ frohlockte er. „Dieser stille, schleichende Intrigant und sein Pylades, der Maler, sind im Grunde genommen die Einzigen, die ich noch fürchtete. Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, als ich jenes Dokument, das alle meine Pläne hätte umstoßen können, im Besitze Menten's vermutete; ich bin auch ebenso fest überzeugt, daß er nur, um mich beständig im Auge haben zu können, gleichfalls

die Riviera aufgesucht hat. Alles das nöthigt mich, abzuschließen, ein Ende zu machen. Ich selbst bin des Harrens und des Hinausziehens müde!"

Der Advokat rief den Kellner heran und bezahlte. Dann zog er die Uhr.

„Schon zwölf," sagte er, „der Zug kann jeden Augenblick kommen. Ich muß nach Monaco hinüber, wo mich Herr v. Hadert erwartet. Der liederliche Bursche scheint mir wieder in der Klemme zu sein — beim Henter, ich habe gar keine Lust, meine Ersparnisse dem Spielteufel zu opfern!"

Francesco erklärte, daß er gleichfalls nach Monaco zurück müsse, da der Baron daselbst mit dem ersten Nachmittagszuge eintreffen und im Hotel de Russie übernachten wolle.

Die Beiden gingen nach dem Bahnhofe hinüber, der nur wenige Schritte entfernt lag, und stiegen, um Aufsehen zu vermeiden, in zwei verschiedene Coupés des kurz darauf eintreffenden Zuges.

Nach kurzem Aufenthalte in der Grenzstation Ventimiglia hielt der Zug am Monte Carlo, wo diejenigen Passagiere, die das Spielkasino von Monaco besuchen wollen, abgesetzt werden.

Cadama und Francesco stiegen die Terrassen herauf, die zu dem mehr prunkhaft als mit feinem Geschmack erbauten Kasinogebäude führen.

Vor der großen Freitreppe und unter den Kolonnaden derselben herrschte, trotzdem die Spielsalons erst vor einer Stunde eröffnet worden waren und die meisten Besucher des Monte Carlo an die grünen Tische gezogen hatten, ein bewegtes, buntes Leben und Treiben.

Francesco traf Menten unter dem Baldachin vor dem Grand Café de Paris, wo der Baron mit Climax rauchend saß. Der Campagnole verbeugte sich respektvoll vor seinem Herrn, und erst als dieser ihm winkte, an einem der Nebentischen Platz zu nehmen, ließ er sich gleichfalls nieder.

Nach wenigen Minuten schon bedeutete Menten Francesco, ihn in das Innere des Café's zu begleiten. Hier waren die Beiden ungenirt, da die meisten Besucher, um das Leben vor dem Kasino betrachten zu können, unter dem Baldachin ihre Plätze gewählt hatten.

In kurzen Worten berichtete Francesco über sein heutiges Zusammentreffen mit Cadama.

„Der Halunke ist doch dummer, als ich geglaubt habe,“ fuhr er fort, „er hat das Dokument für echt gehalten! Gerade dadurch, daß ich ihm anfänglich zu opponiren wagte, hat er sich durch mich täuschen lassen. Er glaubt, ich sei ihm heute noch ebenso ergeben wie einstmal, glaubt, ich sei auch noch heute die Marionette, die tanzen muß, wenn er an dem Faden zieht, der ihre Gelenke verbindet. Er will sich persönlich an Lucia wenden — und ich vermute, Herr Baron, dies soll jener Gewaltcoup werden, dessen Ausführung Sie schon lange fürchten. Cadama hegt Mißtrauen nach allen Seiten hin, er will, wie er selber sagt, ein Ende machen. In welcher Weise er dieses Ende herbeizuführen gedenkt, kann ich nicht ahnen, mehr wie sonst aber scheint mir deshalb jetzt die schärfste Beobachtung nothwendig zu sein.“

Menten schaute mit düster zusammengezogenen Augenbrauen auf den Boden.

„Das Geheimniß von Lucia's Herkunft kann sowieso nicht mehr lange verborgen bleiben,“ sagte er, anfangs mehr zu sich selbst, als zu Francesco, „wir können also auch Cadama bis zum letzten Augenblicke seine Pläne verfolgen lassen, um ihn dann um so fester zu fassen. Natürlich werden Sie seinem Rufe sofort Folge leisten, mit Ihnen aber werden auch ich und zwei handfeste Gendarmen seine Unterredung mit Lucia zu belauschen die Ehre haben. Daß Cadama speziell in mir einen unangenehmen Gegner sieht, bezweifle ich nicht; dadurch, daß wir ihm das falsche Dokument in die Hände spielten, haben wir ihn jedoch soweit in Sicherheit gewiegt, daß er mit einer gewissen Reckheit seine letzten Trümper wird ausspielen zu können glauben. Auch ich selbst bin durch diese gelungene Manipulation ruhiger geworden, denn ich mußte schließlich immer auf der Hut sein, daß mir das Dokument — das echte — nicht einmal auf irgend eine Weise abhanden kam —“

Francesco nickte zustimmend mit dem Kopfe, und Menken fuhr fort:

„Ich bedarf Ihrer heute nicht mehr, Francesco. Schauen Sie sich Monaco an, wenn Sie Lust haben, und das Kasino — aber hüten Sie sich vor dem grünen Tische! Halt, noch Eins, springen Sie zuvor, bitte, noch einmal nach dem Hotel de Russie hinüber und fragen Sie beim Portier an, ob für Herrn Waldau oder mich Briefe aus Nizza nachgeschickt worden sind. Wir warten unter dem Baldachin.“

Der Campagnole beeilte sich, dem Befehle Menken's nachzukommen, und der Baron kehrte zu Olimar zurück.

„Ich denke, das Ende der Komödie steht nahe bevor,“ sagte er, „nur fragt es sich, ob es auch wirklich zu unserer Zufriedenheit auslaufen wird. Ich kann nicht eher etwas gegen Cadama thun, ehe er nicht die nach den Briefen des Generals v. Hilgersdorf gefälschten Atteste in seinem Interesse auszunutzen versucht. Freilich hoffe ich, daß dies bei der von ihm geplanten Auseinandersetzung mit Lucia der Fall sein wird.“

„Dann aber hat das arme Kind bereits erfahren, daß es nicht die Tochter des Obersten ist,“ warf Olimar ein.

„Damit ist leider Gottes überhaupt kaum noch hinter dem Berge zu halten. Nehmen Sie selbst an, ich vermöchte Cadama, noch bevor Lucia das Geheimniß aus seinem Munde erfährt, unschädlich zu machen — existirt nicht bereits eine ganze Reihe von Personen, die dasselbe schon jetzt kennen und nur darauf warten, daß es öffentlich werde? Ich fürchte übrigens, nachdem ich nunmehr die genauesten Erkundigungen über Carmella Boccanti eingezogen, nicht mehr wie früher, daß Lucia durch diese Eröffnungen schwer getroffen werden könnte. Sie hat sich weder ihrer Familie noch ihrer unglücklichen Mutter zu schämen.“

„Und Francesco?“ fragte Olimar. „Wird es nicht tief bedrückend für Lucia sein und der Gesellschaft genugsam Stoff zum Klatschen geben, daß ihr einziger Bruder eine dienende Stellung einnimmt?“

Menken's Stirn zog sich in Falten.

„Francesco wird von dem Augenblick an, da es allgemein bekannt wird, daß Lucia nur das Adoptivkind des alten

Hactert ist, nicht mehr mein Diener, sondern mein Freund sein, und ich selbst werde mich ihm gegenüber nicht mehr als Herr, sondern als väterlicher Beschützer geriren. Zudem werde ich auch Sorge tragen, daß Francesco — seinen eigenen Wünschen entsprechend — eine passende Stellung in Amerika findet.“

Elimar überkam es wie Rührung. Menken hatte Alles erwogen, Alles bedacht, und Waldau fühlte sich förmlich beschämt in seinen Zweifeln diesem Manne gegenüber, dessen selbstlose Freundschaft zu Lucia ihm noch höher zu stehen, noch edler schien, als seine eigene Liebe. Er streckte unwillkürlich seine Rechte Menken entgegen, aber dieser wandte sich mit fast rauher Bewegung ab, sich dabei den Anschein gebend, als habe er die dargereichte Hand Elimar's gar nicht gesehen.

Im gleichen Augenblick erschien auch Francesco wieder. Er brachte nur ein für Waldau eingegangenes Schreiben, das dieser um so neugieriger öffnete, als er auf der Rückseite den Stempel des Vorstands-Comité's der akademischen Kunstausstellung in Berlin gefunden hatte.

Elimar's Wangen verfärbten sich leicht beim Lesen des Briefes, und eine Wolke des Unmuths trat auf seine Stirn. Aergerlich warf er das Papier auf den Tisch.

„Mißgunst und Neid regieren noch immer die Welt!“ rief er aus. „Schreibt mir da der Schriftführer der Ausstellungsjury, daß eine kleine Anzahl von Künstlern Protest gegen die Prämiiung meines Bildes: ‚Kerkerwonne‘, eingelegt habe. Der Protest sei allerdings zurückgewiesen worden,

weil er jeglicher Begründung entbehre, man habe aber dennoch behufs nochmaliger Prüfung meines Bildes eine neue Jury zusammenberufen, damit die Gerechtigkeit nach jeder Richtung hin gewahrt und damit gleichzeitig auch verschiedenen in der Presse laut gewordenen Stimmen genügt werde. Der Schriftführer fügt hinzu, ich solle mich nicht ängstigen, der Beschluß der neugewählten Jury werde sich jedenfalls mit dem der alten decken. Nun frage ich Sie, bester Freund: ist das nicht eine Infamie? Ist so etwas schon einmal vorgekommen in der Geschichte der Kunstausstellungen? Natürlich ist Mahlow, dem die Erinnerung an jene wohlverdiente Züchtigung im Café Bauer völlig das Blut und die Linte vergiftet zu haben scheint, derjenige gewesen, der die Anregung zu diesem unerhörten Vorgange gegeben hat!"

"Das glaube ich selbst," entgegnete Menken trocken und erhob sich; „ich meine aber auch, daß es völlig unnötig ist, einer solchen Lappalie wegen sich irgendwie zu alteriren. Der Genius dringt immer durch — auch der Ihrige wird es, wenn Sie so weiterstreben, trotz Neid und Mißgunst und trotz aller Rabalen! Es würde kleinlich sein, sich nicht über derlei Jämmerlichkeiten hinwegzusetzen — kommen Sie in den Spielsaal, wir wollen in der Belächlung menschlicher Schwächen den Aerger vertreiben und die Grillen verschrecken!"

Menken nahm ohne Weiteres den Arm des sich nur schwer beruhigenden Malers und schritt zwischen den plaudernden Gruppen hindurch dem Kasino zu.

*

*

*

Cadama war, nachdem er sich von Francesco getrennt hatte, sofort in das Kasino gegangen, da er dort am unfehlbarsten den Studiosus v. Haderer treffen zu können glaubte. Er löste sich beim „Commissaire spécial“ die bei der sich stetig mehrenden Zahl der Selbstmorde wegen unglücklichen Spiels zur eventuellen Rekonoszierung der Leichen nothwendig gewordene, aber unentgeltlich gewährte Eintrittskarte und begab sich dann ungefümt durch das Vestibül in die Spielsäle.

Es fiel Cadama nicht leicht, in den dichten Menschenringen, welche in den drei großen Salons die verschiedenen grünen Tische umgaben, Haderer herauszufinden. Seine gute Laune gewann dadurch wenig — der verbummelte Junker hatte ihm schon Kopfzerbrechen genug bereitet. In Berlin hatte sich Haderer seiner zu recht beachtenswerthen Höhe gestiegenen Schulden halber nicht mehr halten können, und so hatte ihm Cadama wohl oder übel einen neuen Vorschuß zu schleuniger Flucht gewähren müssen. Der Student war aber an ein gutes Leben gewöhnt, und die Aussicht auf die großen Summen des Haderer'schen Nachlasses, die ihm Cadama selbst eröffnet hatte, ließ ihn das klingende Metall noch weniger achten als bisher. Der Advokat mußte immer wieder in die eigene Tasche greifen, um die wankenden Budgetsäulen des jungen Bummlers zu stützen, den der Teufel von Monte Carlo seit einigen Wochen gänzlich in seinen Krallen hielt. Haderer hatte zu verschiedenen Malen größere Summen am Spieltische gewonnen, und das sollte sein Unglück sein. Der Dämon ließ ihn nicht mehr los, aber es zeigte sich jetzt, daß seine

Vorfungen betrügerische gewesen wären. Der Student verlor Schlag auf Schlag, trotz der „Systeme“ seines neuen Freundes, des Marquis du Cat, durch dessen Tröstungen ihm etwas wie ein leiser Hohn zu gehen schien. Immer von Neuem mußte Cadama helfen, und fluchend und zähneknirschend that dieser es auch. Der Advokat war schlau genug, sich zu sagen, daß er jetzt, wo er seinen Haupttrumpf auszuspielen im Begriffe stand, seinen „Klienten“ am allertwenigsten fallen lassen dürfe, und er tröstete sich bei den Summen, die er dem Moloch des Spiels in den Rachen warf, mit den glänzenden Aussichten, die ihm die Erfolge der nächsten Tage bieten sollten.

Endlich hatte Cadama den Studenten unter den Spielern, welche den einen Trente et quarante-Tisch umringten, entdeckt. Hacert stand dort mit blassem und abgespanntem Gesicht, auf dem leichte Schweißtropfen perlten, und beobachtete aufmerksam den Gang des Spiels. Mit automatenhafter Gleichmäßigkeit warf der Bankhalter die Karten auf. Sein „perd“ und „gagne“ klang monoton von seinen Lippen — und dann ging es regelmäßig in leichter, rauschender Bewegung durch den Kreis der Spieler, dann klangen die Goldstücke aneinander, die durch die Krücken der Croupiers zusammengescharrt wurden, und die Banknoten knitterten, bis wieder des Bankhalters halblautes „le jeu est fait“ ertönte.

Hacert warf die beiden goldenen Hundertfrancsstücke, die er noch in den Fingern hielt, auf „rouge“. In demselben Augenblick wandte sich lächelnd und kopfschüttelnd der lange elegante Herr um, der dicht neben dem Stu-

denten stand, und sein Blick fiel zufällig auf den beobachtenden Cadama. Ein halb schreckhaftes, halb freudiges und neugieriges Erstaunen malte sich dabei auf dem zerförrten, aber durch sorgfältige Toilettenkünste wieder einigermaßen geglätteten Gesicht des Herrn. „Excusez,“ sagte er, schob den vor ihm Stehenden etwas zur Seite und trat dann auf den Advokaten zu.

„Ei der Teufel, mein lieber Cadama, sind Sie es wirklich?“ sagte er in vertraulichem Tone und beachtete dabei anscheinend gar nicht die unangenehme Ueberraschung, welche sich auf dem Gesicht des Advokaten abspiegelte. „Weiß der Kukuk, in diesem Tempel der Leidenschaft finden sich selbst längstvergessene Bekannte wieder, und die ältesten Erinnerungen werden aufgefrischt! — Freilich — so gar zu lang ist es noch nicht her, daß wir uns wiedersehen. Entsinnen Sie sich — es mag vor Jahresfrist gewesen sein — in Rom —“

Cadama winkte unruhig mit der Hand.

„Ich weiß, ich weiß,“ entgegnete er hastig, „es ist nicht erst nöthig, daß Sie meinem Gedächtniß zu Hilfe kommen. Es scheint Ihnen gut zu gehen, mein lieber du Cat, wenigstens schließe ich aus Ihrem Neußeren darauf. Was treiben Sie jetzt, wenn ich fragen darf?“

Der Marquis deutete schweigend mit der Hand auf die Spieltische und tippte dann mit dem Zeigefinger seiner Rechten auf die Stirn.

Cadama mußte lächeln.

„Ah so,“ sagte er, „Sie sind zu dem alten Gewerbe zurückgekehrt, es muß rentabel sein!“

„Man kann dabei leben, und zudem ist es ein sichereres Brod, als es die ‚Agenturgeschäfte‘ abwarfen, die mich in Rom beschäftigten —“

„Und infolge welcher Sie sich endgiltig genöthigt sahen, der ewigen Stadt Lebewohl zu sagen und auf die französische Erde zurückzukehren,“ fiel Cadama spöttlich ein.

Dieser spöttliche Ton reizte den Abenteurer; seine Stimme klang ein wenig scharf, als er entgegnete:

„Sehr richtig, mein Werther, ich habe auch nicht vergessen, daß ich im Grunde genommen Ihnen allein dieses Verlassen Roms sans adieu gut zu schreiben habe, und möchte Ihnen gern nachträglich noch dankbar dafür sein.“

„Gestatten Sie, daß ich über diesen Dank, ohne ihn empfangen zu haben, quittire. Sie sind seiner Zeit für die Gefälligkeiten, die Sie mir erwiesen, bezahlt worden, damit sind wir fertig.“

„Pardon, doch wohl noch nicht ganz; Sie überschritten unseren Kontrakt dadurch, daß Sie mir bei jener famosen Diebstahlskomödie im Palazzo Borghese nicht nur Ihren juristischen Beistand entzogen, sondern im Gegentheil mich so tief in diese fatale Affaire hineinzuziehen bestrebten, daß mir nur übrig blieb, möglichst schleunigst Reißaus zu nehmen. Was Sie mit diesem — ich möchte ‚Treubruch‘ sagen, bezweckten, weiß ich nicht; ich glaube aber beinahe, Sie wollten durch meine Entfernung sich selbst etwas mehr decken, denn die so elegant eingefädelte Intrigue wäre beinahe schief abgelaufen.“

Cadama war zu einer ziemlich heftigen Entgegnung bereit, als Hackert auf die Beiden zutrat.

„Alle Tausend, Cadama, da sind Sie ja auch! Ah, und Sie kennen den Marquis, nun, das ist freilich nicht zum Bertoundern, denn du Cat scheint mit aller Welt befreundet oder verschwägert zu sein! Ich mache Ihnen übrigens mein Kompliment, bester Marquis, Ihre Spiel-systeme bewähren sich glänzend. Ich habe soeben mein letztes Hundertfrancsstück geopfert und bin abgebrannt wie ein verlöschendes Talglicht. Wenn alle Ihre Klienten mit Ihren verteuflten Systemen das gleiche Glück haben, wie ich, kann die Bank reich werden.“

„Für einen leidenschaftlichen und unverständigen Spieler haben meine Systeme allerdings keinen Zweck,“ gab du Cat gelassen zur Antwort und klopfte sich ein Stäubchen von seinem dunklen Ueberrock. „Sie wissen recht gut, daß Kaltblütigkeit die erste Lösung jedes Spielers sein muß, und die Kaltblütigkeit fehlte Ihnen bei den heutigen Tailen. Meine Spielregeln haben Ihnen bereits nicht unbedeutende Gewinnste eingebracht, man kann Sie nicht gerade dankbar nennen, wenn Sie nun, wo durch Ihre eigene Schuld ein Umschwung in den Chancen eingetreten ist, dieselben schmähcn. Darf ich Ihnen rathen, so spielen Sie heute nicht mehr, Sie sind aufgereggt und werden noch mehr verlieren!“

„Oho, das möcht' ich sehen!“ renommirte Häckert. „Ich bin ein Deutscher, mein lieber Marquis, und wir Germanen verstanden von Alters her unsere Nerven zu zügeln. Ich gebe zu, ich wurde ein wenig erregt, als Schlag auf Schlag das ‚rouge‘ verlor — zehnmal hinter-einander — aber nun bin ich wieder vollkommen abgekühlt.“

Ich hoffe, mein Freund Cadama wird mir goldenen Succurs mitgebracht haben, und dann kann die Schlacht gegen den Erbfeind ‚Hazard‘ von Neuem aufgenommen werden.“ Der Student wandte sich an Cadama. „Ich brauche dreitausend Francs,“ sagte er kurz.

„Mit größtem Vergnügen zu Ihrer Disposition,“ entgegnete der Gefragte und lächelte eigenthümlich. „Es wäre mir jedoch angenehm, könnte ich Ihnen diese Summe unter vier Augen überreichen.“

„Demnach wären meine beiden Augen also überflüssig,“ rief heiter der Marquis. „Bitte, Messieurs, geniren Sie sich meiner wegen nicht, ich trete an den Spieltisch zurück!“

Cadama und der Student begaben sich auf die den Salon nach Süden zu umschließende Balustrade.

„Zuerst eine Cigarette,“ rief Hactert und zündete sich eine Papyros an, „es ist eine fatale Sitte, daß man in den Spielsälen die naturgemäß eintretende Aufregung nicht durch den Genuß des Rauchens dämpfen kann! Nun, was gibt es noch, lieber Cadama, ich bin ganz Ohr, und Sie können hier ungestört sprechen. Nur um Eines muß ich im Voraus dringend bitten: keine Strafpredigten und Moralpauken, schwör’s Ihnen zu, die kann ich nicht vertragen!“

„Sie sind auch nutzlos bei Ihnen,“ erwiderte der Advokat ruhig, „ich habe das längst eingesehen. Das, was ich Ihnen zu sagen habe, ist nur eine nüchterne Geschäftsbemerkung: Ihr Credit bei mir hat sein Ende erreicht, Sie erhalten noch tausend Francs, nicht einen Centime mehr, und werden mit diesem Gelde während der nächsten

acht Wochen wirthschaften, widrigenfalls Sie sich der Gefahr aussetzen, betteln gehen zu müssen.“

Haderer hatte anfänglich lachenden Mundes dem Advokaten in das Gesicht geschaut; als er aber sah, daß dessen Züge einen eisernen Ernst ausdrückten, wurde auch sein sorgloses Antlitz weniger heiter.

„Sie spassen, Cadama,“ meinte er in aufrichtigem Schrecken; „oder sind die Zinsen noch nicht hoch genug, die ich Ihnen gebe?“

„Die Sie mir geben?“ lächelte ironisch der Angeredete; „Sie versprachen sich wohl, mein verehrter Herr! Ich habe für hundertdreißigtausend Mark Wechsel von Ihnen in der Tasche, aber diese hundertunddreißigtausend Mark sind im Geschäftsverkehr nicht ebenso viele Pfennige werth!“

„Heute noch, das ist möglich,“ sagte Haderer eifrig, „in wenigen Wochen schon wird es anders sein! Sie wissen ja selbst am besten, wie hoch sich das Vermögen beläuft, das mir zufallen muß, und bin ich dann nicht verpflichtet, Sie laut meiner Namensunterschrift bis auf den letzten Pfennig zu bezahlen?“

„Das wären Sie allerdings. Wie aber, wenn es sich plötzlich herausstellte, daß alle unsere Berechnungen und Pläne aussichtslos seien, da sie auf falschen Voraussetzungen beruhten? Wie weiter, wenn ich erführe, daß Lucia, was uns bisher nicht bekannt gewesen, von dem verstorbenen Obersten in aller Form adoptirt worden ist?“

Haderer wurde leichenblaß; er lehnte sich gegen das vergoldete Gitter der Balustrade und starrte Cadama an, als sähe er einen Geist vor sich.

„Sind das nur Hypothesen, oder — beim Himmel, Cadama, scherzen Sie oder sprechen Sie im Ernst?“

Der Student hatte plötzlich mit wüthender Geberde den Arm des Advokaten gepackt und umkrallte ihn mit seinen Fingern.

„Gemach, gemach, mein Herr Baron,“ wehrte Cadama ab, „der Marquis hatte ganz recht, Sie sind wirklich stark echauffirt! Spräche ich im Ernst, würde ich Ihnen kaum noch tausend Francs offeriren, wie ich mir das vorhin erlaubte, ganz im Scherze spreche ich aber auch nicht. Factum ist, daß wir haarscharf an einer großen Gefahr vorübergeschifft sind, und daß uns der fette Bissen beinahe vom Munde fortgenommen worden wäre. Beinahe, sage ich, denn ich habe noch rechtzeitig dafür Sorge getragen, daß dies nicht geschehen ist.“

Häctert athmete auf.

„So ist es also auch nur Scherz von Ihnen, mir einen weiteren Vorschuß verweigern zu wollen?“ fragte er.

„Keineswegs. Dank Ihrer unglaublichen Verschwendung sind meine Baarmittel auf ein Minimum zusammengeschmolzen, ich kann Ihnen nicht mehr anbieten, als die vorhin genannte Summe. Sie können übrigens selbst in Nizza die nächsten beiden Monate ganz gut davon leben, wenn Sie sich einschränken; in spätestens acht Wochen stehen wir sicher am Ziele.“

Häctert lachte erbittert.

„Dasselbe haben Sie vor acht Wochen schon gesagt, ich glaube nicht mehr daran. Ich bin auch nicht im Stande, mit fünfhundert Francs im Monate auszukom-

men, ich kann nicht wie ein armer Schlucker leben, habe auch durchaus keine Lust dazu. Sind Sie selbst nicht mehr bei Kasse, so verschaffen Sie sich gefälligst anderweitig Geld, Ihnen stehen hundert Quellen offen, mir keine!"

"Sie haben schnell wieder Muth bekommen nach dem heilsamen kleinen Schreck von vorhin. Sie kommandiren bereits wieder! Sie verstehen das wie ein Major, so daß man wirklich bedauern könnte, Sie Ihrer ruhmreichen Armee entzogen zu sehen. Leider muß ich trotz Ihres Kommandotons bedauern, bei meiner ersten Abmachung zu bleiben; ich bin nicht im Besitze von Heerethalern."

"Und ich bin es müde, mich von Ihnen an der Nase herumführen zu lassen," rief der Studiosus wüthend und schleuderte seine ausgebrannte Cigarette rücksichtslos über das Gitter auf die unten promenirenden Menschen. „Wollen Sie mich im Stiche lassen, gut, so thue ich dasselbe und übergebe meine Angelegenheit einem Berliner Rechtsanwalt, der mir wahrscheinlich bereitwilliger helfen wird als Sie!"

Cadama zuckte zusammen. Der Student hatte ihm die Spitze geboten, und diese Spitze traf. Er mußte einlenken, er durfte es nicht zum Aeußersten kommen lassen, das sah er ein. Mißglücke der Coup, den er vorhatte, so blieb ihm nichts übrig, als in Wahrheit die Interessen Gaderer's zu vertreten; war der Gewinn, den er dann erzielte, doch immer noch ein recht bedeutender! Cadama lavirte geschickt; das gefährliche Dokument, das alle seine Voraussetzungen hätte umstoßen können, war — so glaubte er wenigstens — in seinen Händen. Er konnte also ruhig

das gefährliche Spiel wagen, das er schon lange plante, er mußte sich aber, um vor allen Eventualitäten geschützt zu sein, Hackett als seinen Klienten immer in der Reserve halten.

Der Advokat wußte, daß es ein taktischer Fehler wäre, wollte er dem Studenten ohne Weiteres nachgeben; er schlug den richtigen Ton an, als er mit einem halb mitleidigen, halb verächtlichen Achselzucken sagte:

„Ich kann Ihnen auf diese Drohung — es soll doch wohl eine solche sein? — nur dasselbe antworten, was ich Ihnen bei ähnlicher Gelegenheit schon einmal in Berlin sagte: vergessen Sie nicht, dann auch vollgiltige Beweise für Ihre Behauptungen aufzubringen, sonst könnte Sie sowohl der Rechtsanwält wie das Gericht gehörig auslachen! Aber lassen wir doch lieber diese kleinen Reibereien, die zu nichts führen, im Gegentheil nur unseren Geschäftsgang erschweren, ganz bei Seite! Wollten Sie den Werth des Geldes ein wenig mehr schätzen und das Leben von einer etwas ernsteren Seite auffassen lernen, würden alle diese peinlichen Auseinandersetzungen unnötig sein. Was haben Sie um Gotteswillen von dem Vergnügen, Goldstück auf Goldstück den Erben des Herrn Blanc in die Finger zu schieben? Versprechen Sie mir auf Ehrentwort, nicht mehr zu spielen, dann will ich mich mit Vergnügen bereit erklären, Ihnen noch tausend Francs mehr, als ich Ihnen vorhin anbot, vorzuschießen.“

Hackett zog seinen kleinen Schnurrbart durch die Lippen und blickte unruhig auf das Menschengewühl zu seinen Füßen. Er war recht ärgerlich; er war von Cadama ab-

hängig, denn er konnte nichts machen ohne ihn, andererseits aber vermochte er auch nicht, dem Spiel zu entsagen. Der Dämon saß bereits zu tief in seinem Inneren.

„Es wäre gewissenlos, wollte ich Ihnen leichtsinnig mein Ehrenwort geben, wo ich nicht sicher, ob ich es zu halten im Stande bin,“ erwiderte er. „Aber ich will Ihnen einen Gegenvorschlag machen: überlassen Sie mir die erbetene Summe, so verpflichte ich mich feierlichst, Sie vor acht Wochen, der von Ihnen selbst angeetzten Frist, in keiner Weise mehr behelligen zu wollen. Was ich mit dem Gelde beginne, kann Ihnen sodann ja gleichgiltig sein!“

Cadama seufzte.

„Was soll ich machen? Es bleibt mir nichts übrig, als Ihnen zu willfahren, so ungern ich's thue. Sie sind unverbesserlich, Herr v. Hackert!“

„Ich bin zu gut für diese schlechte Welt!“ lachte der Student und nahm die ihm gereichten Bankbillets ohne ein Wort des Dankes entgegen. „Nun sagen Sie mir noch Eins, lieber Freund: Sie kennen ja diesen Marquis du Cat auch, kann man ihm trauen oder ist er ein Hochstapler gewöhnlichen Schlages?“

Der Gefragte besann sich erst eine kurze Zeit, ehe er mit blinzelndem Auge entgegnete: „Ein durchsichtiger Charakter ist es nicht, aber er ist auch kein Schwindler gewöhnlichen Schlages. Im Gegentheil, so weit es sich nur um die Belehrung beim Spiel handelt, kann er empfohlen werden.“

Als die Beiden in den Salon zurückkehrten, hatten sich die Gruppen um die Roulettes und um die Tische für das *Trente et quarante* stark gelichtet. Die Zeit für das

Dejeuner war da, und nur die enrageritesten „Spielrahen“ hielten noch aus.

„Wo stecken Sie denn, Messieurs?“ rief der Marquis du Cat, der mit dem Notizbuche in der Hand rechnend und kalkulierend in einer Fensternische stand, den beiden Eintretenden zu. „Ich suchte Sie schon überall, wollen wir nicht gemeinsam bei den Frères Provençaux im ‚Russischen Hofe‘ frühstücken?“

„Ich habe keine Zeit, bedaure lebhaft!“ gab Hädert zurück. „Die Spieltische sind freier geworden, das paßt mir gerade, da kann ich mit aller Bequemlichkeit die Scharte von vorhin auszuweihen versuchen.“

„Ohne meine Hilfe, meine Systeme?“ lächelte der Marquis.

„Der Geier hole Ihre Systeme,“ wetterte der Student, „ich danke dafür!“

Während Hädert sich von Neuem am Trente et quarante betheiligte, trat Cadama dicht an du Cat heran.

„Wenn Sie mir diesen jungen Fant vom Halbe schaffen könnten, aber ganz und für immer,“ flüsterte der Advokat, „würde es mir auf eine Reihe von Tausendfrancs-scheinen nicht ankommen! Ich denke, Sie sind immer noch der Agent ‚pour tout‘ geblieben, mein lieber Caradac, der Sie in Rom waren, und man kann Ihnen auch einmal mit einem ‚Geschäfte‘ näher treten, das nicht gerade in die Spielprofessorenbranche schlägt!“

Cadama schaute unter den gesenkten Brauen lauernd zu dem Abenteuerer empor, dessen Blüge sich gar nicht veränderten, und der mit der Rechten seinen Schnurrbart

strich, um durch die vor den Mund gehaltene Hand die Stimme mehr zu dämpfen.

„Ich gebe mich nicht mehr mit Schmutzgeschichten ab, Verehrtester,“ entgegnete er, Hohn im Tone, „am allerwenigsten aber möchte ich noch einmal mit Ihnen in Verbindung treten, da ich immer fürchten müßte, abermals so perfide betrogen zu werden, wie bei jenem Münzdiebstahl im Palazzo Borghese, der mich beinahe um meine Freiheit gebracht hätte!“

Der Advokat schnitt bei diesen Worten ein höchst überraschtes Gesicht. Er war nicht wenig erstaunt, nach der lebenswürdigen Frühstücksaufforderung von vorhin, die allerdings weniger ihm wie dem Studenten gegolten hatte, nun plötzlich so schroff abgewiesen zu werden. Er konnte nicht einmal antworten, denn der Cat hatte ihm den Rücken gewandt und schritt dem Baron Menken entgegen, der soeben am Arme Waldbau's in den Freskensaal trat.

„Verdammter Franzose,“ fluchte Cadama ingrimmig in sich hinein, „hüte Dich, mich zu reizen, Du könntest dabei den Kürzeren ziehen!“ Er trat noch weiter hinter die Damastgardine zurück, es war ihm peinlich, in diesem Momente dem scharfen Auge Menken's ausgesetzt zu sein. „Woher kennt dieser Gauner denn nun wieder den deutschen Baron,“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort; „er reicht ihm die Hand, auch dem Maler — sie wird freilich nur zögernd genommen — aber nun plaudern die Drei miteinander, als seien sie schon seit Jahren befreundet! Nun, sie werden sich wohl in Nizza kennen gelernt haben, was ist da weiter?“

Eine ganz ähnliche Frage wie die, welche Cadama an sich selbst richtete, legte Baron Menken dem Marquis du Cat vor.

„Woher kennen Sie denn den Signor Cadama — auch eine Freundschaft vom grünen Tisch?“

Der alte Spielprofessor schüttelte das gefärbte Haupt.

„Cadama spielt nie,“ antwortete er, „er ist zu feige dazu und fürchtet die Ungunst des Zufalls. Aber Sie fragen so interessiert, sollten Sie vielleicht auch über die Vergangenheit dieses dunklen Ehrenmannes etwas wissen wollen, so könnte ich Ihnen abermals dienen.“

Der Marquis hatte im Scherze gesprochen, aber er sah, daß Menken wie elektrifizirt zusammenfuhr und das machte ihn stutzig.

„Ich nehm' Sie beim Wort,“ rief der Baron, „darf ich Sie einladen, mit mir im Hotel de Russie zu dejeuner?“

„Bin auf dem Wege dorthin,“ gab der Spielprofessor mit leichter Verneigung zurück, „die Lustern bei den Frères Provençaux sind süperb, und die Weine ungefälscht!“

Wenige Minuten später saßen die drei Herren in einem Separatzimmer des Restaurants der Frères Provençaux im „Russischen Hofe“. Vincent, der Oberkellner, hatte für ein treffliches Frühstück Sorge getragen und sich, nachdem die Krystallschalen mit dem Schaumwein der Beuve Cliquot gefüllt worden, aus dem Kabinet entfernt. Die Herren waren nun allein.

„Sie können beginnen, Herr Marquis,“ sagte Menken und zog das Pergamenttäfelchen hervor, auf dem er seine Notizen zu machen pflegte.

„Womit?“ gab du Cat einsilbig zurück.

„Nun, mit Ihren angenehmen Mittheilungen aus der Vergangenheit Cadama's! Ich bin sehr gespannt darauf.“

Der Marquis wurde verlegen. Er trank hastig sein Glas Champagner aus und schielte dann mit einem nicht mißzuverstehenden Seitenblicke zu Elixir herüber.

Menten verstand auch und lächelte.

„Ah so, Sie möchten diskret sein und fürchten fremde Ohren!“ sagte er. „Beruhigen Sie sich, Monsieur Waldau ist mein bester Freund und nimmt als solcher dasselbe Interesse an Herrn Cadama wie ich.“

Der Marquis verbeugte sich galant gegen Elixir.

„Ich hoffe, Sie werden mir ob meines kleinen Mißtrauens nicht böse sein, Monsieur! Die Versicherung Ihres Freundes, des Barons Menten, genügt mir übrigens vollkommen, ich bin gewiß, daß auch Sie von meinen Mittheilungen nur Gebrauch machen werden, um gegen Cadama, nicht gegen mich vorzugehen. Doch zur Sache! — Wie ich Ihnen schon früher erzählte, betrachte ich Rom seit meiner Jugend als meine zweite Heimath, und stets zog es mich wieder dorthin zurück, wenn ich des Umherirrens an den grünen Tischen von ganz Europa müde geworden war. Drei Jahre sind's vielleicht her, oder noch nicht so lange, da trieb's mich wieder einmal aus Paris heraus. Es war eine fatale Geschichte, an der ich selbst, wie immer, ganz unschuldig war, aber was fragten die Spione des Polizeiministers nach meiner Unschuld, wenn sie meiner nur überhaupt habhaft werden konnten! Das Finale war jedenfalls: ich mußte Paris verlassen. Direkten

Weges ging's nach Rom, dort kannte ich jedes Haus, jede Straße, dort fand ich bereitwillig Aufnahme, bis man in Frankreich die alberne Affaire vergessen hatte, um deren willen ich flüchten mußte. Ich war gerade einen Tag in Rom, als ich beim Promeniren auf dem Corso meinen alten Freund, den Prinzipe Dreste Chiavoni traf. Der Mann ist — unter uns gesagt — gleich so vielen Sprossen altrömischer Geschlechter leider ziemlich heruntergekommen. Als ich ihn traf, hatte er zufällig sein Portefeuille in den anderen Beinkleidern stecken lassen — im Vertrauen gesagt, besaß er nur ein Paar Inexpressibles — und sprach mich im Tone Cäsar's, der den Senat begrüßt, um fünfzig Lire für ein Frühstück an. Da Dreste merkte, daß ich nicht ohne Geld mein neues Debüt in Rom eröffnet hatte, so begann er, als wir in der Birreria Morleo bei Caviar und Chablis saßen, mir ein Programm zu entwickeln, wie man auf leichte, amüsante, ein wenig abenteuerliche Art viel Geld verdienen könne. Die Ideen Dreste's waren nicht übel. Kennen Sie, meine Herren, die famose Pariser Poffe 'Tricoche et Cacolet'? Ein Bureau im Genre dieser beiden Allerwelts-Agenten gedachte Dreste mit meinen Mitteln und unter der Flagge seines gloriosen Namens zu errichten; ein Bureau, das den Eingeborenen wie den zahllosen Fremden gegen hohe oder niedrige Provision, je nach der Art des Auftrags, alles Wünschenswerthe, sei's was es sei, zu verschaffen sich bereit erklärte; ein Bureau, durch das selbst das unmöglich Erscheinende möglich gemacht werden sollte. Gewandte und gewissenstheute Leute gehörten dazu, eine solche Agentur in's Leben zu rufen, und man

konnte uns nicht abstreiten, daß wir diese beiden Eigenschaften besaßen. Um kurz zu sein, das Vermittlungsbureau des Fürsten Dreste Chiavoni blühte schon im ersten halben Jahre seines Bestehens so gewaltig auf, daß die Polizei genöthigt wurde, uns scharf auf die Finger zu sehen. Aber so scharf sie auch aufmerkte, und es mag wirklich manchmal nöthig geworden sein, denn ängstliche Prüderie kannte man in unserem Bureau nicht — sie fand doch nichts, was uns hätte mit dem Gesetz in Konflikt bringen können, bis Signor Cadama mit uns in Verbindung trat. Cadama brachte uns Unheil — gibt's überhaupt Jemand, dem er zum Segen gereicht hätte?

Der Auftrag, den der schlaue Advokat uns übergab, war ziemlich heikler Natur, aber wir acceptirten ihn dennoch sofort, Sie sehen daraus, daß es für uns keinen anderen leitenden Grundsatz gab als nur den einen: wer wagt, gewinnt! Es handelte sich darum, einen jungen Burschen, den Cadama aus irgend welchen Gründen in seine Gewalt bekommen wollte, polizeilich zu verdächtigen. Ich selbst wollte mit dieser etwas unsauberen Affaire nicht allzu viel zu thun haben und überließ deshalb das Arrangement allein dem Prinzipale. Neben seinen Bureaugeschäften trieb dieser als Privatsport auch dann und wann noch die Fehlerei, speziell wenn es sich um gestohlene Kunstgegenstände handelte, die er auf geschickte Weise an ausländische Sammler zu „vertreiben“ pflegte. Eine kleine, ebenso gewählte wie erlauchete Gesellschaft, deren einzelne Mitglieder in der Spitzbuben-Chronik von Rom sich eines angesehenen Namens erfreuten, plante nun gerade einen Einbruch in

das Münzkabinet des Palazzo Borgheſe, und dieſe Gelegenheit wollte Orefte benutzen, um den Auftrag Cadama's auszuführen. Der betreffende junge Burſche wurde zur Zeit des Einbruchs unter einem leicht glaubhaften Vorwande in den Portikus des Palazzo gelockt und ihm dort von einem der Diebe mehrere der geſtohlenen Münzen in die Taſche eſtamotirt. Die Spißbuben mußten einer nicht im Programm liegenden unvermutheten Ueberräſchung halber eher flüchten, als es ihnen lieb geweſen war, ihr Auftrag war aber ausgeführt und ihnen ſelbſt gelang es noch, glücklich zu entkommen. An ihrer Statt wurde unſer junges unſchuldiges Bürſchchen am Kragen gepackt, in einen Wagen geworfen, und ſollte nun von einem Geheimpoliziſten in Civil nach der nächſten Wache gebracht werden. Was mit dem Knaben weiter geſchehen iſt, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß dieſer vermeintliche Geheimpoliziſt niemand Anderes war, als Cadama ſelbſt.

Am nächſten Morgen hatte ich frühzeitig in Traſtevere zu thun; als ich nach einigen Stunden in die Gaſſe, worin unſer Bureau ſich befand, zurückkehrte, ſah ich zu meinem Erſtaunen, daß Poliziſten das Haus beſetzt hielten und anſcheinend ſich mit der Beſchlagnahme unſerer Bücher, Papiere u. ſ. w. beſchäftigten. Ich hatte ſelbſt zwar kein böſes Gewiſſen, aber es wäre mir doch nicht angenehm geweſen, von den Wächtern der öffentlichen Sicherheit gerade im gegenwärtigen Augenblicke geſehen zu werden, und ſo ſtürzte ich denn ſchnurſtracks in die Wohnung Cadama's, ahnend, daß ich dort wohl Aufklärung über die ſo plözlich erfolgte Hausſuchung bei uns finden würde. Cadama trat mir ruhig

und heiter, aber mit einem fatalen Lächeln auf den Lippen entgegen. Es wäre besser für mich, wenn ich Rom mög-
lichst schleunig den Rücken wenden wollte, meinte er; man
sei auch mir bereits auf der Spur, denn auch ich solle,
wie Dreste Chiavoni, als Fehler einer weitverzweigten Diebs-
bande verhaftet werden.

Leider Gottes versäumte ich in meinem Schreck, den
Glenden auf der Stelle persönlich zu züchtigen. Diable,
meine Herren, Sie können sich denken, daß mir nicht ganz
wohl zu Muthe war, denn ich war der stille Compagnon
Dreste's, und Hunderterlei sprach gegen mich. Mir blieb
thatsächlich nichts Anderes übrig, als dem Rathe Cadama's
zu folgen und mich aus dem Staube zu machen. Am
folgenden Tage schon las ich in den Zeitungen, daß man
bei Dreste die im Palazzo Borghese gestohlenen Münzen
gefunden und zwei der Diebe, Achille Genzano und Pietro
Cortes, sowie meinen alten Gefährten Chiavoni festgenom-
men habe. Alle Drei wurden verurtheilt, der Prinzipe zu
der geringsten Freiheitsstrafe. Erst als dieser Letztere seine
Haft abgebüßt, erfuhr er, wem er dieselbe zu verdanken
gehabt hatte. Durch Cadama war dem Polizeipräfekten
eine geheime Denunziation eingereicht worden, in der darauf
hingewiesen wurde, daß die gestohlenen Münzen in dem
Bureau Dreste's aufbewahrt würden; der schlaue Advokat
fürchtete, daß ihm seine eigenen Werkzeuge unbequem werden
könnten, er schaffte sie daher schleunigst bei Seite. Dreste
war thöricht genug, die Sache auf sich beruhen zu lassen,
statt noch nachträglich Cadama gleichfalls der Fehlerhaft
zu bezichtigen. So ging dieser Halunke frei aus und hatte

dabei doch seinen Zweck erreicht, jenen armen jungen Burschen in seine Hände zu bekommen, den er durch die moralischen Daumenschrauben, die er ihm nunmehr anlegen konnte, sicher seinem Willen gefügig gemacht hat!"

Du Cat goß sein Glas Sekt in die Kehle.

"Dies, meine Herren," schloß er seine kleine Geschichte, "ist vielleicht noch die harmloseste Illustration zu einem Lebensbilde des wackeren, ehrenhaften Herrn Giulio Cadama!"

* * *

"Eine höchst angenehme Persönlichkeit, dieser sogenannte Marquis du Cat," sagte Klimar ironisch, als er mit Menten das Restaurant verließ. "Es erscheint fast unglaublich, daß dieser Mensch, der seine Intimität mit Spitzbuben und Falschspielern ohne Scheu eingesteht, auch mit der wirklich guten Gesellschaft verkehrt."

"In Spielbädern werden Sie eine solche Mischung sozialer Elemente immer finden," gab der Baron zur Antwort. "Für uns ist dieser alte Sünder jedenfalls ein unbezahlbarer Erwerb — wissen Sie denn, wer mit jenem jungen Burschen gemeint ist, den Cadama nach der Erzählung du Cat's durch eine so geschickte Manipulation in seine Finger zu bekommen verstand?"

"Nun?"

"Kein anderer als Francesco Boccani, der Bruder Lucia's!"

24. Die entscheidende Stunde.

Es war etwa vierzehn Tage nach dem Zusammentreffen Cadama's mit Menten auf dem Monte Carlo, als Lucia durch den Diener der Frau v. Hilgersdorf ein Billet

übermittelt erhielt, daß neben der Adresse den Vermerk trug: „Eigenhändig zu öffnen.“

Das Billet hatte folgenden Inhalt:

„Gnädiges Fräulein! Vergeben Sie mir, daß ich, der ich Ihnen nicht viel mehr denn ein Unbekannter bin, es wage, Sie mit der Bitte um eine Unterredung zu belästigen. Durch Zufall bin ich in den Besitz von Nachrichten gelangt, die für Sie von höchster Bedeutung sind; sie beziehen sich, um Ihnen vorweg eine kurze Andeutung zu geben, auf gewisse Gerüchte, die vor einiger Zeit durch das Journal des Doktor Kahlow in Umlauf gesetzt wurden. Um unnöthiges Aufsehen zu vermeiden, möchte ich Sie nicht selbst auffuchen, sondern bitten, mir auf eine Viertelstunde im Pavillon der Villa Hilgersdorf die Ehre zu geben; wenn Sie die kleine Gitterthüre, die von der Seeseite aus in den Garten führt, benutzen wollen, werden Sie vollkommen unbemerkt sein. Ich bin

Ihr ergebener Diener

Giulio Cadama.

San Remo, 9. November 1881.“

Als Lucia dieses Billet empfangen hatte, schwankte sie einige Minuten, ob sie den Inhalt desselben dem Kommerzienrath mittheilen solle. Sie gedachte jener kleinen Soirée bei Mona Hilgersdorf, auf welcher sie zum ersten Male Cadama gesehen hatte, und sie erinnerte sich noch deutlich, welch' unheimliches Gefühl der „Schwarze im Frack“ in ihr erweckt hatte. Seit diesem Abend war ihr der „Sprachlehrer“ und jetzige „Reisemarschall“ der Generalin öfters auf ihren Wegen begegnet, und die Nacht der

Gewohnheit hatte die innerliche Abneigung, die sie anfänglich beim Anblick dieses Mannes empfunden hatte, etwas geschwächt; antipathisch war ihr der Advokat aber heute noch. Wenn sie trotzdem den alten Rath auch diesmal nicht in ihr Vertrauen zog, so geschah dies hauptsächlich deshalb, weil sie zunächst allein wissen wollte, welche Umstände jene Zeitungsartikel hervorgerufen, die ihr schon so manche unruhige Stunde bereitet hatten. Lucia war ein zu muthiges Mädchen, als daß sie nur einen Augenblick wirkliche Furcht vor einem Zusammensein mit Cadama verspürt hätte, und sie war energisch genug, den Widerwillen gegen ihn zu unterdrücken, da sie nun endlich zu erfahren hoffte, wonach sie bis jetzt vergeblich geforscht hatte und was sie um jeden Preis wissen wollte.

Ein Vorwand, der ihren ungewöhnlichen Spaziergang der Frau v. Sporken gegenüber entschuldigte, war schnell gefunden, und so machte sich denn Lucia mit Beginn der Dämmerung auf den Weg nach der Villa Hilgersdorf. Sie ging die Landstraße hinauf und trat dann in den hübschen, äußerst sorgfältig gepflegten Garten der Villa ein, wo, von Lärchen und Pinien umgeben, der Pavillon stand, den Cadama bewohnte.

Hier unter den dunklen Bäumen lagen schon die ersten Schleier der Nacht, und Lucia erschraf beinahe, als sie plötzlich dicht neben sich, wie aus der Erde emporgestiegen, eine Männergestalt auftauchen sah.

„Ich bin es, gnädiges Fräulein,“ sagte Cadama im Flüstertone, „ich erwartete Sie, um Ihnen den Eintritt zu erleichtern.“

Der Advokat schritt voran. Obwohl der Pavillon nur vier kleine Zimmer enthielt, war er doch freundlich und mit einem Anflug deutscher Behaglichkeit eingerichtet.

Das Gemach, in welches Cadama das junge Mädchen führte, entbehrte sogar nicht eines gewissen Comforts. Der Fußboden war mit einem dicken Teppich bedeckt, und auf dem Sims über dem Kamin, in welchem ein helles Feuer flackerte, standen Nippes von Kunstwerth.

Der Advokat schob Lucia galant einen Sessel heran, doch sie lehnte dankend ab.

„Ich bin nicht müde,“ sagte sie, „und da unsere Unterredung Ihrer freundlichen Mittheilung nach ja nur eine Viertelstunde Zeit beansprucht, so bedarf ich keines Sessels. Sie würden mich sehr verpflichten, wollten Sie beginnen.“

Cadama lehnte sich gegen den Rücken eines Stuhles, sein Auge suchte den Boden.

„Es sind ernste Sachen, die ich Ihnen mitzutheilen habe, gnädiges Fräulein,“ begann er mit langsamer Stimme, „und ich würde gezügert haben, Ihnen dieselben zu eröffnen, müßte ich nicht fürchten, daß Ihnen durch mein Schweigen noch größere Unannehmlichkeiten erwüchsen, als es zweifellos so schon der Fall sein wird.“

Lucia's Antlitz überzog eine leichte Blässe und sie schauerte in sich zusammen.

„Das ist ein wenig ermuthigender Anfang, Herr Cadama,“ sagte sie, „aber gerade deshalb möchte ich Sie noch einmal bitten, ohne Scheu und ohne Rücksicht auf mich sich vollkommen offen auszusprechen, nichts zu beschönigen und nichts zu verhehlen. Ich will vor allen Dingen Eins:

die Wahrheit — und ich bin stark genug, jede Wahrheit zu hören, auch eine schmerzende!“

Cadama verneigte sich.

„Ich zolle Ihrem Heroismus meine Bewunderung, Signorina,“ entgegnete er, „fürwahr, Sie verdienen, dem stolzen deutschen Rittergeschlechte entsprossen zu sein, dessen Namen Sie tragen!“

Lucia verstand den Sinn dieser Worte nicht.

„Mein Vater war ein alter Soldat, mein Herr,“ sagte sie einfach, „und ich bin seine Tochter!“

Einen Moment ließ der Advokat sein brennendes Auge scharf auf Lucia ruhen, dann erwiderte er fest und laut: „Niemand würde dies sehnlicher gewünscht haben als ich — leider ist es nicht der Fall.“

Lucia fuhr zurück, als habe eine giftige Viper sie gestochen. Ihr bleiches Gesicht färbte plötzlich helle Gluthen, und ihr Auge flammte auf.

„Herr!“ rief sie bebend, und die kleinen Hände ballten sich vor Zorn, „was wagen Sie, was erdreisten Sie sich? Lockten Sie mich deshalb hieher, um mir schmachvolle Beleidigungen in's Gesicht zu schleudern?“

„Ich bitte Sie, Signorina, bitte Sie dringend und herzlich, hören Sie mich in Ruhe an,“ fiel Cadama rasch ein, und seine Stimme klang weicher als sonst. „Vergessen Sie nicht, was Sie mir vorhin sagten: ich will die Wahrheit hören, sei's auch eine schmerzende. Ich sprach die Wahrheit — ich schwöre es Ihnen bei Gott und bei meiner Ehre: der verstorbene Oberst v. Häckert ist nicht Ihr Vater gewesen!“ —

Es war Schweres, was Lucia erwartet hatte. Sie hatte in ihrem scharfdenkenden Köpfchen alle die Möglichkeiten eines, vielleicht schon vor langer Zeit verübten und dann der Vergessenheit anheim gefallenem Verbrechens in ihrer Familie erwogen, das nun der Zufall an's Tageslicht bringen sollte — sie hatte an Erbschaftsschleichereien und andere häßliche Dinge gedacht und war bei ihrem Grübeln schließlich auf ein romantisches Gebiet gerathen, das ihr selbst die abenteuerlichsten Vermuthungen glaubhaft und wahrscheinlich erscheinen ließ. Aber selbst das Schrecklichste und Furchtbarste würde Lucia mit größerer Ruhe ertragen haben, als die Eröffnung Cadama's, der heißgeliebte Verstorbene, an dem sie mit jeder Faser ihres Herzens gehangen, sei nicht ihr Vater gewesen. An Alles hatte sie gedacht, Alles für möglich gehalten — das nicht, Ihre Kniee wankten, es wurde dunkel um sie herum, wie ein fernes Tosen schlug es an ihr Ohr — sie fühlte, daß sie sich nicht mehr auf den Füßen halten könne, und mit einem leisen Weheruf brach sie zusammen...

Als sie aus der Ohnmacht, die sie niedergeworfen, erwachte, lag sie auf dem Sopha dicht neben dem Fenster. Ein Kissen war unter ihren Kopf geschoben, und ein Plaid über sie ausgebreitet. Einige Minuten hielt Lucia noch die Augen geschlossen, sie mußte ihre Gedanken sammeln. An die Fenster Scheiben hörte sie schwere Regentropfen schlagen; ein Sturm mußte sich aufgemacht haben, denn an dem Holzgefüge des Pavillons, an den Thüren und Jalousien rüttelte und pochte es mit Macht. Möglicherweise dachte Lucia daran, daß sie sich in der Wohnung Ca-

dama's befinde und daß das Plaid über ihrem Körper ihm gehöre. Das erfüllte sie mit unsagbarem Widerwillen — mit einer hastigen Bewegung schob sie die Decke zurück und richtete sich auf.

Cadama saß neben ihr auf einem Stuhle.

„Wollen Sie nicht ruhig liegen bleiben, gnädiges Fräulein?“ sagte er in sanftem Tone; „ich bedaure herzlich, die Ursache Ihrer Gemüthsaufrregung gewesen zu sein — und doch! trug ich die Schuld daran?“

Lucia strich sich verwirrt die über die Stirn fallenden Haare zurück.

„Nein,“ entgegnete sie hastig, „Sie sind nicht Schuld daran, daß ich ohnmächtig wurde — es ist ja auch schon vorüber! Er war nur der erste Schreck, das erste Entsetzen, nun bin ich wieder stark und kann Sie weiter hören! Erzählen Sie, Signore, begründen Sie Ihre Behauptung — ausführlich, in allen Einzelheiten — ich werde energisch sein, werde nicht mehr ohnmächtig werden!“

„Ich stelle eine Bedingung,“ gab Cadama zur Antwort, „und nur, wenn Sie sich dieser fügen, werde ich in meinen Mittheilungen fortfahren. Ich verlange, daß Sie sich niederlassen — ich muß dies verlangen, denn ich sehe, daß meine Erörterungen Sie trotz Ihrer Versicherungen angreifen.“

Lucia folgte auf der Stelle der Aufforderung des Advokaten. Sie war leichenblaß und zitterte am ganzen Körper, aber sie wollte um jeden Preis Aufklärung haben über das Geheimniß, das sie umgab.

Cadama nahm wieder ihr gegenüber Platz und begann

dann nach kurzer Einleitung seine Erzählung. Es war genau dieselbe Geschichte, die er in Verfolg seines „Brutus Cassius“-Briefes an Frau v. Hilgersdorf dieser in Berlin erzählt hatte, nur mit dem Unterschiede, daß er diesmal die Einleitung: seine Berufung an das Todtenbett Carmella Boccani's, fortließ und statt dessen sich selbst, der er ein guter Bekannter des verstorbenen Hilgersdorf gewesen sei, als Zeugen jenes Kindesumtausches in dem anno neunundfünfzig vom Kriege verschont gebliebenen Lessinbörfchen nannte.

Die ganze Erzählung Cadama's war so raffinirt erfunden und wurde von ihm mit so überzeugender Glaubwürdigkeit vorgetragen, daß sie auch ein weniger harmloses Gemüth, wie Lucia es besaß, hätte für wahr halten können.

Lucia saß schwer athmend in der Sophaecke. Ihr Antlitz war schneeweiß, und von Zeit zu Zeit zuckte es wie im Fieberfrost über ihre schlanke Gestalt. Sie war todmüde, fühlte sich wie gelähmt in jedem Gliede und so leer und öde in dem brennenden Kopfe. Nur mit Anstrengung brachte sie die Worte über die bleichen Lippen.

„Herr v. Hilgersdorf ist todt und auch die, welche Sie als meine Mutter bezeichnen,“ sagte sie, „es gibt demnach keinen Menschen, der die Wahrheit des von Ihnen Erzählten erhärten könnte . . .“

Es war keine Frage, die Lucia mit diesen Worten an Cadama gestellt hatte, der Advokat faßte es aber als eine solche auf. Er öffnete seine Briefftasche und zog ein vergilbtes Papier mit hie und da schon verblichnen Schriftzügen hervor.

„Frau v. Hilgersdorf hatte mir gestattet, den Nachlaß ihres verstorbenen Gatten zu ordnen, und ich fand dabei Gelegenheit, meine Erinnerungen an diesen wieder aufzufrischen. Es waren interessante Reminiscenzen, die mir aus den alten Scripturen des Generals entgegenströmten, die interessanteste aber schien mir dieses Papier zu sein. Es enthält nur wenige Sätze, doch sie wiegen schwer. Gestatten Sie, daß ich Ihnen das kleine Dokument vorlese, es lautet: ‚Gegeben am 17. März 1859 im Dorfe B., Kanton Tessin, in Gegenwart des Premierlieutenants Herrn Bobo v. Hilgersdorf aus Berlin. Ich, der Endesunterzeichnete, bekenne und erkläre hiemit durch meine in Anwesenheit des ebengenannten Zeugen gegebene eigenhändige Namensunterschrift, daß die am gestrigen Tage hieselbst von seiner Gemahlin Anna Maria, aus dem Hause v. Wollmitz, geborene Tochter des Freiherrn Karl v. Hadert-Selchern eine Stunde nach ihrer Geburt verstorben ist — bekenne ferner, daß die Leiche dieses Kindes an Stelle der um dieselbe Zeit hieselbst geborenen Tochter der Carmella Boccani, Marktenderin bei den Alpenjägern des Freischärlerführers Menotti Garibaldi, gebracht worden ist und daß mit Einwilligung der genannten Carmella Boccani die Tochter derselben als das rechtmäßige Kind des Freiherrn Karl v. Hadert-Selchern gelten und als solches erzogen werden soll. Ich erkläre und bescheinige diese Thatsache, weil ich Zeuge derselben gewesen bin und füge meiner Namensunterschrift mein Siegel bei. Giulio Cadama, Dr. jur.‘ . . . Als ich diese Zeilen zu Gesicht bekam, erinnerte ich mich sofort, daß ich

im längst vergessenen Besitze eines genau ebenso lautenden Dokumentes sei, welches in meiner Gegenwart von dem damaligen Premierlieutenant v. Hilgersdorf in B. abgefaßt worden war. Obwohl Hilgersdorf sowohl wie ich dem Herrn v. Hackert versprochen hatten, jederzeit das Geheimniß Ihrer Geburt zu wahren, fühltey wir uns in Anbetracht möglicher Konsequenzen, die zu Rechtsstreiten hätten führen können, doch verpflichtet, uns gegenseitig schriftlich die Thatsache zu bestätigen, deren zufällige Zeugen wir gewesen waren; da ich selbst Jurist, so hatte die Bestätigung für alle Fälle Rechtskraft. Ein solcher Fall war bisher nicht eingetreten, und ich hatte, wie erwähnt, gleich dem General v. Hilgersdorf dies sonderbare Schriftstück längst unter anderen Papieren vergraben und vergessen, da erhielt ich eines Tages einen Brief des Studenten Herbert v. Hackert, der mich aufforderte, nach Berlin zu kommen, um einen wichtigen Prozeß, den nur ich führen könne, für ihn einzuleiten. Frau v. Hilgersdorf hatte jene Erklärung unter dem Nachlasse ihres Herrn Gemahls vorgefunden und, da sie Ihnen, wie ich annehmen muß, nicht gerade wohl will, dem Studenten Mittheilung davon gemacht. Ich stand der Sache jetzt nicht mehr als Freund des Herrn v. Hackert, sondern als juristischer Beirath des Studenten gegenüber, der sich in seinen Erbschaftsansprüchen durch Sie beeinträchtigt sah. Um zunächst nicht aufzufallen, ließ ich mich in Berlin als Sprachlehrer einführen und betrieb, leider oft genug durch die Indiskretionen des Studenten behindert, nur im Geheimen meine Recherchen. Da kam ich denn zu dem überraschen-

den Resultat, daß der Oberst v. Gackert vollkommen versäumt hatte, Sie rechtmäßig zu adoptiren, und daß mein Klient infolge dessen der einzige gesetzliche Erbe des kinderlos Verstorbenen ist. Die Ursache dieser, sich nunmehr schwer rächenden Unterlassungssünde des Obersten erklärte ich mir aus der Scheu, die der alte Herr vor einer Veröffentlichung seines Geheimnisses, das er wohl geborgen wußte, hegen mußte. Der Student war und ist jedenfalls im vollen Rechte, auf der Stelle und ohne Weiteres einen Prozeß gegen Sie wegen Führung eines unrechtmäßigen Namens und wegen der Hinterlassenschaft des Obersten anzustrengen. Wenn es bis dato noch nicht geschah, so haben Sie dies nur mir zu danken; ich wollte die Sache nicht über das Knie gebrochen wissen, wollte vor allen Dingen vermeiden, daß Sie, Signorina, kompromittirt würden."

Der Advokat schwieg, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten. Aber er irrte sich, wenn er geglaubt hatte, der Effekt seiner Enthüllungen würde eine völlige körperliche und geistige Verschmetterung Lucia's sein. Bleich wie ehedem saß sie vor ihm, doch ihre Züge waren fest, fast starr geworden. Nur ihr dunkles Auge glänzte in eigenthümlichem Lichte, Cadama war genöthigt, den Blick vor diesen durchdringenden Strahlen zu senken.

„Ihren letzten Worten nach scheinen Sie mit zärtlicher Sorgfalt für mich bedacht gewesen zu sein," erwiderte sie, tonlos zwar, aber doch ohne Bittern der Stimme; „ich weiß nicht, wie das harmonirt mit dem Wortbruch, den Sie sich dem verstorbenen Obersten gegenüber haben

zu Schulden kommen lassen. Im Uebrigen vermag ich Ihnen nichts zu entgegnen; es bleibt Ihnen überlassen, für Ihren Klienten den Prozeß gegen mich zu eröffnen, ich werde mich zu fügen wissen.“

Cadama war starr. War das ein schwaches junges Mädchen, das ihm gegenüber saß, ein halbes Kind mit zartorganisirtem Nervensystem und weichem, empfänglichem Gemüth, oder ein in der Schule des Daseins gehärteter Mann, der schon so viel des Schmerzhaften und Bittern erfahren, daß er schier unempfindlich geworden gegen jeden neuen Stoß an das Lebensschiff? Der Advokat wußte wirklich nicht, wie er diese räthselhafte Mädchennatur ergründen sollte.

Erregt erhob sich Cadama, zwei heiße Flecken traten auf seine hageren Wangen.

„Ich könnte mich zufrieden geben mit Ihrer Entgegnung, gnädiges Fräulein, wäre ich ein vertrockneter, verdorrter Berufsmensch, dem die Bureauluft und der Aktenstaub das Herz versteinert hätten. Das ist aber nicht der Fall, mein Herz lebt noch und schlägt und fühlt warm und voll Mitleids, und darum schweige ich nicht. Haben Sie, Signorina, nicht an die Folgen gedacht, die ein Prozeß gegen Sie nach sich ziehen würde? Nicht an die materielle Noth, der Sie preisgegeben wären, wenn der Student, was zweifellos, den Prozeß gewänne? Stellen Sie sich die Folgen dieser Eventualität nur nicht zu geringfügig vor; denken Sie vor allen Dingen dabei auch an das Urtheil der Welt, an die Lästerzungen der Gesellschaft, an die Klatschsucht jener Kreise, die Ihnen von dem Augenblick

an verschlossen sein werden, an dem Ihre Abkunft entdeckt wird. Glauben Sie vielleicht, man würde Sie zärtlich und liebevoll in Schutz nehmen, Sie bedauern ob Ihres Unglücks? Nimmer! Man wird nicht genug Hohn finden für Sie, man wird Sie heimlich und offen mit Beleidigungen überschütten, wird hundert bosshafte Lügen erfinden, um den Ruf jenes edlen Mannes, der sich Ihrer als Vater angenommen, zu beflecken! Sie werden einer Verstoßenen gleichen und werden auf die Mildthätigkeit Ihrer Freunde angewiesen sein, deren Brod Sie essen müssen. Ihr Stolz wird Sie nicht aufrecht halten, Signorina, wie Sie es glauben mögen, der Stolz bricht angeichts der Armuth, er hält nicht Stand vor der Verzweiflung, die Sie überkommen wird, wenn Sie sich urplötzlich allein sehen werden, verlassen und vereinsamt."

Gadama hatte mit Pathos gesprochen. Es klang etwas aus seinen Worten hervor, das wie echtes Mitleid und wirkliche Herzlichkeit erschien und täuschen konnte. Aber Lucia's Antlitz blieb bewegungslos wie zuvor, und ihre Stimme tönte so hart, daß der Advokat mit Staunen zu ihr niederblickte.

"Es gibt einen Stolz, mein Herr, den kein Schmerz, und sei er noch so groß, brechen kann; diesen Stolz besitze ich!"

"Das klingt sehr hochmüthig, Signorina, verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit. Sie scheinen in dem Glauben befangen zu sein, alles das, was ich Ihnen, dem Drange meines Herzens folgend, sagte, sei nur Phrase — scheinen zu glauben, der Ausfall des Prozesses sei noch ein zweifel-

hafter, scheinen sich in der Hoffnung zu wiegen, es könnte doch vielleicht anders sein, als ich Ihnen erzählte.“

Lucia sprang plötzlich auf.

„Ja, Signor Cadama,“ rief sie, und nun klang wieder ihre Stimme voll und tönend, „Sie haben Recht! Noch glaube ich nicht an all' das Fabelwerk, mit dem Sie mich bethören wollen; mein Herz sagt mir, daß es schmählische Lügen sind, und ich traue der Stimme in meinem Inneren mehr, als jenen Dokumenten, die auch — gefälscht sein können!“

Cadama fuhr zusammen. Er hatte nicht erwartet, daß ihm bei all' seiner Vorsicht ein solches Mißtrauen entgegengebracht werden würde. Eine dunkle Röthe flog ihm in die Stirne, der Ingrimme brach sich in ihm Bahn.

„Wohlan, gnädiges Fräulein,“ rief er aus, „ich nehme den Fehdehandschuh auf, den Sie mir zuwerfen! Sie glauben mir nicht — so bleibe es dem Gericht überlassen, nach Recht und Gesetz zu untersuchen, ob ich gelogen habe. Zuvor aber hören Sie noch Eines — ich bin noch nicht zu Ende mit meinen Beweisen. Ihre Mutter, Carmella Boccani, besaß noch ein zweites Kind, einen Knaben. Dieser Knabe wurde auf den Namen Francesco getauft; Francesco aber, Ihr einziger Bruder, befindet sich seit einem halben Jahre beständig in Ihrer Nähe, denn er ist identisch mit dem jetzigen Diener des Barons Menken, identisch mit dem Campagnolen Francesco, dessen Ähnlichkeit mit Ihnen eine so auffallende und wunderbare ist!“

Wie geistesabwesend starrte Lucia den Sprechenden an, dann sank sie auf das Sopha zurück.

„Francesco!“ stöhnte sie auf und schlug die Hände vor das Gesicht, „allmächtiger Gott, wie war ich verblendet — so ist doch Alles wahr! — Vater, Vater!“ schrie sie in leidenschaftlichem Tone, der sich in heißem Schluchzen löste.

Triumphirenden Auges schaute Cadama auf das zitternde Mädchen herab. Er hatte erreicht, was er gewollt: Lucia war völlig zerschmettert, nun fehlte nicht viel mehr, dann war der Sieg sein.

Cadama beugte sein Knie und ließ sich vor dem Mädchen nieder. Er faltete seine Hände über der Brust und sah Lucia mit flehendem Auge an.

„Verzweifeln Sie nicht, Signorina,“ sagte er bittenden Tones, „noch ist nicht Alles verloren, denn noch liegt es in meiner Macht, den Prozeß gegen Sie zu verhindern. Ich allein bin im Besitze jener Aktenstücke, die Ihnen den Vater und das Erbe desselben rauben können — werfe ich sie in die Flammen, so ist damit der letzte und einzige Beweis dafür vernichtet, daß Sie nicht die Tochter des verstorbenen Obersten sind, denn selbst Francesco hat nicht die Mittel in den Händen, nachzuweisen, daß er Ihr Bruder ist. Dann mag der Student versuchen, seine Ansprüche geltend zu machen — man wird ihn auslachen; dann mag die schöne Hilgersdorf giftigen Samen säen, um den Ruf ihrer Rivalin im Unkraut zu ersticken — man wird ihr das böse Handwerk legen; dann mag Kahlow in perfiden Artikeln die Gesellschaft aufheizen gegen Sie — man wird ihn stumm zu machen wissen. Und auch Francesco wird wieder verschwinden — dahin, woher er gekommen, und alle

Welt wird schließlich lächeln über das Märchen, mit dem man sie zum Besten gehabt hat! Ein Wort von Ihnen, Lucia, genügt mir, und die Papiere in meiner Hand flattern in den Kamin und brennen zu Asche! . . . Lucia, ich liebe Sie und will Sie zur Meinen machen. Hier im sonnigen Italien, in meinem schönen Heimathlande wollen wir vergessen, was uns geschmerzt hat. Wir werden glücklich sein, denn ich will Sie auf Händen tragen, und Sie werden in meiner Liebe auch mich lieben lernen. Sprechen Sie das Wort, das ich verlange, das Wort, das mich selig machen und Sie von dem quälenden Drucke erlösen soll, eine Einsame, eine Verhehmte zu sein!"

Cadama zog der halb Ohnmächtigen mit sanfter Gewalt die Hände vom Gesicht und wollte dieselben zu den Lippen führen. —

In diesem Augenblicke aber sprang die Thüre zum Nebengemache weit auf und der Advokat zuckte erschreckt empor.

* * *

Francesco war auf die Benachrichtigung Cadama's hin, welche er am Tage zuvor erhalten hatte, bereits mit dem Mittagszuge von Nizza nach San Remo gefahren. Er hatte den Brief des Advokaten, der nur die wenigen Worte enthielt: „Ich erwarte Dich am 9. Abends 8 Uhr bei mir,“ sofort Menten gewiesen und von diesem die nöthigen Instruktionen entgegen genommen. Darnach sollte Francesco sich völlig den Anordnungen Cadama's fügen, aber nach Möglichkeit die geplante entscheidende Unterredung desselben mit Lucia hinzuziehen suchen, bis Menten mit Climax und einigen Polizisten eintreffen werde.

Francesco hatte durch den Baron nach der Erzählung des Spielprofessors von der schändlichen Intrigue gehört, der er in Rom zum Opfer gefallen war, und von diesem Augenblicke an war sein Haß gegen Cadama in ein erhöhtes Stadium getreten. Es kostete ihn Mühe, sich zu beherrschen und nicht auf der Stelle mit der Faust Rechenschaft zu fordern für das, was ihm angethan worden war.

Cadama wies, wie das bereits vorher verabredet worden, den Campagnolen in das kleine Gemach neben dem Zimmer, in welchem die Unterredung gepflogen werden sollte. Francesco hatte, ehe Lucia erschien, hinlänglich Zeit, das Cabinet zu untersuchen. Es enthielt nur ein Fenster, das nach der Landstraße hinaus führte, und eine Tapetenthür, die direkt in's Freie ging. Cadama hatte dem jungen Burschen Erfrischungen und eine Flasche Asti vorgefetzt und ihm befohlen, erst auf seinen Ruf die Thüre zum Nebengemache zu öffnen, um für alle Fälle als ein persönlicher Zeuge für seine Behauptungen zu gelten.

Für Francesco verfloß die Zeit mit unendlicher Langsamkeit. Gegen acht Uhr hörte er Cadama und Lucia in den Pavillon treten, und um diese Zeit sollte auch der Zug aus Nizza ankommen, mit dem Menken und seine Begleiter eintreffen wollten. Der Baron hatte das Manöver des heutigen Abends sorgfältig überlegt: gerade in dem Augenblicke, da Cadama sich am sichersten und dem Erfolge am nächsten zu fühlen vermeinte, sollte ihn die Hand der Gerechtigkeit fassen. Dieser Plan war nicht nur auf den moralischen Effekt, Cadama aus allen seinen Illu-

sionen urplötzlich zur Erde zu stürzen, berechnet — Menken hatte auch in anderer Beziehung richtig kalkulirt, wenn er überraschend auftreten wollte. Es lag nahe, daß Cadama bei einer persönlichen Besprechung mit Lucia jene gefälschten Papiere in's Gesicht führen würde, die Menken aus der Briefftasche des Advokaten kannte und deren getreue Nachbildungen sich bei dem Kriminalkommissär v. Hölgen in Berlin befanden; der Baron hatte aber seinen guten Grund, diese Papiere erst in dem Augenblicke mit Beschlag belegen zu fassen, in welchem sie zu einer verbrecherischen Handlung benutzt werden sollten. —

Der Abendzug aus Nizza mußte um sieben Uhr acht- undvierzig Minuten in San Remo eintreffen; es war aber acht Uhr vorbei, und Francesco spähte noch immer zum Fenster hinaus. Der Mond war von Wolken umschleiert, es regnete; nichts ließ auf der Landstraße sich blicken, nur rechts und links stiegen wie trogige Riesen die Stämme der Pinien und der Oliven auf.

Plötzlich war es Francesco, als ertöne im Nebenzimmer ein leiser Schrei. Das Blut stieg ihm in den Kopf; ihm fiel ein, daß Cadama und Lucia dort drinnen allein waren, Cadama aber war ein gewissenloser Schurke, und Lucia nur ein junges schwaches Kind! Durch das Schlüsselloch fiel ein heller Lichtstrahl aus dem Gemache nebenan. Francesco kauerte sich nieder und legte sein Auge an die kleine Oeffnung, und nun war es ihm auch möglich, jedes Wort zu verstehen, das von den Beiden gesprochen wurde.

Er sah und lauschte, und er hörte auch seinen Namen nennen zum Zweck einer Schurkerei, und immer höher stieg

der Grimm in ihm auf, sein Athem ging rascher, und seine Hand ballte sich zur Faust.

Drinnen ließ sich der Advokat vor Lucia in die Kniee nieder. Jedes seiner Worte war Pilge und Heuchelei und schnitt dem Lauschenden tief in die Seele, aber als nun Cadama versuchte, des Mädchens Hand an seine gleichnerischen Rippen zu ziehen, da vermochte Francesco die aufkochende Wuth nicht länger zu zügeln; fast ohne zu wissen, was er that, riß er die Thüre weit auf und war mit einem Satz dicht neben Cadama.

„Canaille!“ rief er und seine jugendkräftige Faust hob den Erschrockten am Krageu empor, als sei er nur eine Feder, „jetzt ist's genug des Luges und des Truges, genug des ganzen Gaukelspiels! Jetzt, Schurke, fühle erst einmal den Arm dessen, den Du zum Verbrecher heranziehen wolltest, koste erst einmal meine eigene Rache, dann mögen die Gerichte über Deine Sünden aburtheilen!“

Und mit einem wilden Jauchzen, in dem der ganze Triumph eines Gefangenen, der seine Ketten sprengt, lag, ließ der Campagnole seine Hand auf das fahle Gesicht Cadama's fallen.

Der Schlag wäre furchtbar gewesen, hätte er getroffen, aber er ging vorbei. Eine andere Hand riß die Francesco's zur Seite. In dem Paroxysmus der Wuth, in dem der Bursche sich befand, hatte er nicht gehört, daß fast unmittelbar nach ihm zwei Herren eingetreten waren — Menken und Climar. Unkundig des Umstandes, daß eine Tapeten-thüre direkt aus dem Freien in den Pavillon führte, waren sie durch das Vorzimmer geschritten und hatten — gerade

im rechten Moment — durch die vordere Thüre das Zimmer betreten.

„Vergessen Sie so meine Aufträge, Francesco?“ sagte Menten ernst und finster, indessen Climar sich um das ohnmächtige Mädchen bemühte; „hält Sie nicht die Scham davon ab, Ihre Hand an einem Elenden zu besudeln? Lassen Sie den Schurken los, frei soll er vor mir stehen!“

Mit glühendem Antlitz, noch bebend in jedem Nerv, ließ Francesco seine Hand sinken. Damit kehrte aber auch die Kaltblütigkeit in Cadama zurück. Das völlig Unvorbereitete des plötzlichen Angriffs hatte ihm fast die Besinnung geraubt, Menten's ruhige Kühle gab sie ihm wieder. Er war verrathen, das sah er ein — verloren war er noch nicht.

Wie ein Hund, den sein Herr geschlagen, so schüttelte sich der Advokat, als er fühlte, daß nicht mehr die entsetzliche Faust in seinem Nacken saß. Er richtete sich hoch auf, als sei er der Beherrscher der Situation, und ein hohnvolles Lächeln trat auf seine scharfen Lippen. Ohne einen Blick auf Francesco zu werfen, wandte er sich an den Baron.

„Wer gibt Ihnen das Recht, wie ein Bandit in meine Wohnung zu dringen?“ sagte er mit eisiger Frechheit. „Wären Sie allein, würde ich wahrscheinlich persönlich mein Hausrecht gegen Sie geltend machen, aber ich sehe, Sie haben sich von vornherein der Uebermacht vergewissert!“ Und ein Seitenblick traf Climar.

Die Stirnadern Menten's schwoollen an. Einer derartig

empörenden Unverschämtheit, wie Cadama sie zur Schau trug, hielt seine schwer bewahrte Ruhe kaum Stand. Doch er bezwang sich.

„Sie sind ein Bube, Giulio Cadama,“ entgegnete er langsam, „das ist meine Antwort auf Ihre Frage! Im Uebrigen habe ich nicht weiter mit Ihnen zu verhandeln, wenden Sie vor dem Gerichte Ihre Redekunst an, denn vor diesem werde ich Sie wegen versuchten Betrugs, wegen überwiesener Fälschung und wegen der Fehlerhaft an einem Diebstahl belangen!“

Wohl wurde der Advokat noch um einen Schatten bleicher und wohl suchte seine Rechte die Lehne des nächsten Stuhles, sich zu stützen, aber das rohe Lachen, das er ausstieß, klang genau so impertinent wie die erste Frage, die er an Menken gerichtet hatte.

„Glauben Sie etwa,“ rief er, „Sie hätten einen Schulbuben vor sich, den Sie mit leeren Drohungen in's Bockshorn jagen können? Wie können Sie sich unterstehen,“ — und nun flog ein cynisches Grinsen über Cadama's Gesicht — „mich in einem Rendez-vous, das mir eine Dame gegeben, zu stören, um mich ohne Weiteres einer ganzen Reihe von Verbrechen zu zeihen, die genügen würden, mich für alle Zeit der Freiheit zu berauben?“

Der Advokat hatte noch nicht die letzten Worte gesprochen, da trat Menken hart vor ihn hin. Er hob seine Hand, seine geballte Hand, und hielt sie Cadama dicht vor's Gesicht.

„Sprechen Sie noch einmal in so nichtachtendem Tone von jener Dame, die Sie durch niederträchtige Vorspiege-

lungen in Ihr Haus gelodt haben, so schlage ich Sie zu Boden. Mein Wort darauf!"

Der Baron sagte dies mit so eigenthümlich großender Stimme und mit einem so drohenden Blick aus seinem klaren stahlgrauen Auge, daß Cadama in furchtsamem Erschrecken einen Schritt zurücktrat. Und rascher, aber auch leidenschaftsloser fuhr Menken fort:

„Wollen Sie leugnen, daß Sie nach alten Briefen des verstorbenen Generals v. Hilgersdorf, die Ihnen in gefälliger Zuborkommenheit von der Wittve desselben überlassen worden, ein gefälschtes Attest hergestellt haben, das Ihnen das Hacert'sche Erbe einbringen sollte? Dort auf dem Tische liegen die Falsifikate, mein Blick fiel auf dieselben, als ich das Zimmer betrat. Es ist nicht das erste Mal, daß ich Ihre hübsche Fingerfertigkeit im Fälschen von Dokumenten bewundern kann, ich fand schon Gelegenheit dazu, als mir der Zufall Ihre Briestasche in die Hände spielte, an jenem Abend, da ich Sie in Berlin von Strolchen befreite. Vorsichtig genug ließ ich die samosen handschriftlichen Versuche, die mir Ihr Portefeuille bot, auf der Kriminalpolizei photographiren, und nun mag das Gericht konstatiren, inwieweit diese Versuche mit den fertigen Originalen Aehnlichkeit haben. Daß Sie endlich jetzt betrügerischen Gebrauch von jenen Fälschungen zu machen gewagt haben, das beweisen eben die dort auf dem Tische liegenden Falsifikate, und das werden Francesco, wie Fräulein v. Hacert bezeugen können . . .“

„Fräulein v. Hacert?“ Cadama blickte wild auf das ihm entriffene Opfer und seine Gestalt zuckte, als wolle er

sich jeden Augenblick auf das junge Mädchen stürzen. „Es gibt kein Fräulein v. Gackert, denn das einzige Kind des Obersten liegt am Ticino begraben, und die Person, welche fälschlich diesen Namen trägt, ist nur einer Bettlerin Tochter! Seht mich gefangen, versucht's, es wird mich nicht hindern, der stolzen Dirne die Adelskrone vom Haupte und das Erbe des Todten aus den Fingern zu reißen!“

Mit beiden Händen packte Menken den Sprechenden an den Schultern und warf ihn mit gewaltiger Kraft auf die Kniee nieder. Aus dem Antlitz des Barons war jede Farbe gewichen.

„Hund,“ rief er, und unfähig, den jähen Grimm noch länger zurückzudrängen, schüttelte er den vor ihm Liegenden wie ein Rohr hin und her, „pochst Du so auf das Dokument, das jener arme Teufel, den Du durch ein neues Bubenstück zu Deinem Sklaven machtest, mir stehlen mußte? In's eigene Fleisch schnittest Du Dir, als Du Francesco zu einem gefügigen Werkzeug in Deiner verbrecherischen Hand umwandeln wolltest! Er war's, der mir Deine Pläne entdeckte, und der, um Dich ganz in Sicherheit zu wiegen, Dir in meinem Auftrage ein falsches Adoptionsdokument in die Hände spielte, während das echte wohl geborgen in meiner Schatulle ruht! Es bleibt mir nur noch übrig, den letzten Punkt zu berühren, der Ihre Verhaftung ermöglicht, und ich thue das doppelt gern, da diese Angelegenheit ganz allein in den Wirkungskreis Ihrer heimischen Polizei fällt. Marquis du Cat!“ rief Menken, und in der offenen Thüre erschien die hagere Gestalt des Spielprofessors, ein sardonisches Lächeln auf den Lippen, die

Rechte auf den zierlichen Spazierstock aus Palmenholz gestützt, die Linke an den Berloques der Uhrkette: „Können Sie bezeugen,“ fuhr Menken fort, „daß der Advokat Giulio Cadama im Einverständniß mit dem Agenten Dreffe Chiavoni den am 12. September 1879 im Palazzo Borghese zu Rom stattgefundenen Einbruch und Münzdiebstahl begünstigt und aus selbstfüchtigen Gründen einen unbescholtenen Menschen als der Theilhaberschaft an demselben bezichtigt hat?“

„Ich bezeuge es,“ erwiderte der Marquis und nickte lebhaft mit dem schmalen, wohlfrisirten Kopfe, „und ich stelle dem Gerichte anheim, auch noch die Zeugenschaft des Prinzipale Dreffe Chiavoni einzufordern, der meine Aussage bestätigen wird.“

In den heulenden Ton, den Cadama ausstieß, mischte sich die scharfe Stimme Francesco's, der zwischen Menken und den Advokaten trat.

„Signor Cadama wird nicht leugnen können, an dem Diebstahl theilhaftig gewesen zu sein,“ sagte er, „denn noch befinden sich in jener Bronzeschatulle auf dem Kaminsims fünf jener Münzen, die vor zwei Jahren aus dem numismatischen Kabinet des Palazzo Borghese entwendet wurden!“

„Bestia!“ kreischte der Advokat — aber schon hatte Menken die Kassette ergriffen. Der Zufall wollte, daß der Schlüssel im Schloß steckte, denn Cadama hatte kurz vor der Ankunft Lucia's die Schatulle geöffnet, um ihr einige Papiere zu entnehmen. Die Münzen fielen Menken entgegen.

Schweigend wandte der Baron sich um und schritt zur Thüre. Dort standen zwei Gendarmen, die Karabiner im Arm. Sie mußten jedes Wort von der in italienischer Sprache gepflogenen Unterhandlung gehört haben. Der eine von ihnen nahm die Münzen und die Falsifikate an sich, der andere notirte die Adressen der Zeugen; dann traten die beiden robusten Gestalten rechts und links neben Cadama und nahmen ihn am Arm.

„Ersparen Sie uns, Ihnen Handschellen anlegen zu müssen, Signore,“ sagte einer der Sergeanten; „der Weg nach dem Haftlokal ist nicht weit, und morgen geleiten wir Sie nach Savona, wo Sie ein bequemeres Quartier beziehen werden.“

Cadama sah ein, daß im Augenblick jeder Widerstand thörichtes Beginnen wäre. Nur an der Thüre wandte er sich noch einmal um und ein haßerfüllter Blick traf Menken.

„Wir sehen uns wieder,“ rief er diesem zu, „noch ehe ich vor den Schranken stehe, und dann hatten wir Abrechnung!“

Der Baron antwortete nicht; er wandte dem Wütthenden stumm den Rücken und schritt in das Nebenzimmer, in welches Elimar schon vor den letzten Auftritten das ohnmächtige Mädchen getragen hatte.

Es blieb nichts übrig, als Lucia in Decken zu hüllen und dann in ihre Wohnung zurückzuschaffen, im Pavillon konnte sie unmöglich bleiben.

Auf der Landstraße traf man bereits auf den Diener des Kommerzienraths und auf den italienischen Koch, die Beide ausgeschickt worden waren, Lucia zu suchen.

25. Villa Hilgersdorf.

Die beiden Gendarmen, die Cadama zu eskortiren hatten, schritten mit ihrem Gefangenen die Landstraße hinauf. Cadama sollte, wie einer der Carabinieri vorher schon bemerkt hatte, die Nacht über im Gefängniß von San Remo untergebracht und erst am nächsten Morgen nach Savona weiter transportirt werden.

Die Nacht war so dunkel, daß man thatsächlich kaum die Hand vor den Augen sehen konnte, und selbst die kleine Blendlaterne, die der eine Gendarm vorn am Leibgurt trug, vermochte nur schwer, den Dreien den Weg zu weisen. Man ging deshalb langsam, Schritt vor Schritt, auf der vom Regen aufgeweichten Landstraße vorwärts.

Cadama hatte kaum den Park der Villa Hilgersdorf hinter sich, als er bereits Fluchtpläne entwarf. Die beiden Häfcher neben ihm waren riesenhafte Gestalten, es war nicht daran zu denken, durch Gewalt etwas auszurichten, nur List konnte ihn retten.

Scharfen Auges spähte der Advokat nach rechts und links. Er kannte die Gegend genau. Das neuerbaute Gefängniß, in dem er Nachtquartier nehmen sollte, lag hart an der großen Landstraße und war noch etwa eine Viertelstunde entfernt. Nördlich vom Wege zog sich dichtes Buschwerk hin, darüber hinaus erstreckte sich das Labyrinth der Villenstadt mit seinen zahllosen Gärten und Kreuz- und Querspfaßen.

„Verdammte Finsterniß!“ fluchte der Laternenträger und blieb einen Augenblick stehen. Er hob die kleine Lampe dicht vor das Gesicht, öffnete den Schieber und

wollte den Docht etwas höher schrauben, in diesem Moment verlöschte aber ein scharfer Windstoß das Licht vollkommen.

Diesen günstigen Zufall benutzte Cadama. Er schob gewandt sein rechtes Bein zwischen die Beine des einen Gendarmen und brachte diesen dadurch zu Fall, dann riß er sich mit kräftigem Ruck von dem anderen los und sprang in das Gebüsch.

„Halte ihn! — Fang ihn!“ schrie der Gestürzte und richtete sich mühsam aus dem Straßenschlamm auf, aber schon lag auch der Zweite, unkundiger der örtlichen Verhältnisse wie Cadama, in dem wassergefüllten Graben, der sich längs des Weges hinzog.

Unterdessen arbeitete der Flüchtling sich mit gewaltiger Anstrengung durch das nasse Buschwerk hindurch. Die Dornen der Heckenrosen zerrissen ihm Gesicht und Hände, seine ganze Kleidung triefte, aber er achtete nicht darauf.

Als er die Hecke hinter sich hatte, blieb er einen Augenblick hoch aufathmend stehen und lauschte. Er hörte, wie jenseit des Gebüsches die beiden Gendarmen schimpften und wettelten, und wie einer dem anderen vorwarf, den Gefangenen nicht fest genug gehalten zu haben; dann sagte die Stimme dessen, der die Laterne getragen hatte: „Machen wir, daß wir fortkommen, es ist unmöglich, bei dieser Finsterniß und bei dem strömenden Regen den Flüchtling zu verfolgen. Morgen ist auch noch ein Tag!“

Cadama jubelte. Er kannte die Trägheit und Unzu-

verlässigkeit vieler italienischer Beamten aus seinem eigenen Berufe her, und wußte nun, daß er für die Nacht nichts mehr zu fürchten hatte. Er warf einen prüfenden Blick um sich herum. Die Orientirung war bei der tiefen Dunkelheit nicht leicht, doch fand der Advokat sich ziemlich schnell zurecht. Gerade vor ihm erhoben sich die weißen Wände einer Villa, ein Kiesweg führte dorthin. Cadama tappte einige Schritte vorwärts und stieß dann auf den Stamm einer mächtigen Palme. Nun wußte er, wo er sich befand. Die Palme stand in dem Garten der Villa Wolekta, rechts von dem Hause mußte ein Pfad sich abzweigen, der die Höhe hinauf nach dem alten San Remo führte.

Cadama trocknete sich mit dem Taschentuche die Blutspuren aus dem Gesicht, welche die Risse der Dornen hervorgebracht hatten, dann überlegte er. Wohin? — Zur Frau v. Hilgersdorf? — Möglich, wahrscheinlich sogar, daß die Generalin ihm Aufnahme gewährt hätte, wenn er erzählte, daß er auf der Flucht vor den Beschühern Lucia's sei, es war aber anzunehmen, daß die erste Maßnahme von Seiten Menken's, sobald dieser das Entweichen des Gefangenen erfahren hatte, eine Durchsuchung der Villa Hilgersdorf sein würde.

Möglich fiel Cadama ein, daß er in der inneren Stadt einen Bekannten habe, einen alten Bauer, der sich durch den Verkauf geschmuggelter Waare aus Frankreich ernährte, und dem er kürzlich in einem bösen Prozeß gute Rathschläge erteilt hatte. Der alte Corali besaß einen üblen Ruf, aber das war Cadama gerade recht. Der

mußte ihn aufnehmen und weiterschaffen; die französische Grenze war nur einige Meilen entfernt, und drüben war er in Sicherheit.

Der Advokat besaß einen besonders scharf ausgeprägten Ortsfinn; trotz der Finsterniß fiel es ihm nicht schwer, den Weg zu finden. Er schritt rüstig fürbaß, kein Mensch begegnete ihm in dieser regnerischen Nacht.

Nach kaum einer Viertelstunde stieg das Häusergewirr der alten Stadt vor ihm auf. Westlich lag das Viertel Castigliuoli, östlich die Kuppelkirche der Madonna della Costa, deren weiße Mauern deutlich zu erkennen waren. Cadama durchschritt rasch die ersten Straßen und blieb dann vor einem verwitterten, tiefschwarzen Häuschen stehen, das neben der Thüre ein wurmstichiges Schild trug, auf dem man bei Tage in halb verwischten Buchstaben lesen konnte: „Pietro Corali, Verkauf von französischen und einheimischen Weinen.“

Cadama schlug mit dem verrosteten Klopfer gegen die Thüre. Die Insassen des Häuschens mußten noch wach sein, denn fast unverzüglich ließ drinnen eine brummende Stimme sich hören: „Maledetto! Wer will noch etwas zu so später Stunde?“

„Deffne, Pietro!“ rief Cadama zurück. „Kennst Du nicht die Stimme dessen, der Dir kürzlich Deinen Prozeß gewinnen half?“

Der Riegel klirrte und ein heller Lichtschein fiel Cadama entgegen.

„Santa Madonna!“ schrie der Deffnende erschreckt, „wie seht Ihr aus, Signor Cadama?“

„Laß mich erst ein,“ entgegnete der Flüchtling ärgerlich, „dann sollst Du Alles erfahren! Gib mir einen warmen Rock und ein Glas heißen Würzweins, ich triefe vor Kälte und habe nicht Lust, mich auf den Tod zu erkälten!“

Die Beiden traten in die niedrige Kammer, und Cadama ließ sich hier erschöpft auf den einzigen Stuhl nieder, der vor dem Tische stand. Indeß eilte der Alte geschäftig, die Wünsche des Advokaten zu erfüllen. Der Schlafrock, den er herbeischleppte, war nicht gerade allzu reinlich, und die großen Pelzschuhe nicht neu, aber beides that seine Dienste, wie der treffliche Glühwein, den Pietro über einer Spiritusflamme bereitet hatte.

„Ich werde verfolgt, Alter,“ sagte Cadama, nachdem er einige Schluck von dem wohlthuenden heißen Getränk zu sich genommen hatte, „der Grund kann Dir gleichgiltig sein! Du wirst mich die Nacht über beherbergen und den morgigen Tag in einem jener Schlupfwinkel, an denen Deine Bude so reich ist wie ein altes Sarazenen-schloß, verbergen. Am Abend werde ich eine mir geeignet scheinende Toilette machen und weiter pilgern. Hast Du verstanden, Alter? Du weißt, daß es Dein Schade nicht ist, wenn Du mir hilfst.“

Pietro nickte nur schweigend. Er hatte sofort begriffen, daß ihm die Aufnahme Cadama's einen guten Lohn einbringen sollte, darüber hinaus gingen seine Gedanken nicht.

— — — — —

Am anderen Morgen in aller Frühe erfuhr Menten bereits durch einen der beiden Gendarmen, daß ihr Ge-

fangener ihnen entchlüpft sei. Man kann sich die unangenehme Ueberraschung des Barons denken, den es wenig beruhigen konnte, daß der Diener des Gesetzes hinzufügte, er habe bereits beim Gericht und bei der Polizei Anzeige gemacht, worauf diese Behörden sofort die erforderlichen Maßregeln zur Wiederergreifung des Gefangenen verfügt hätten.

Nachdem ihn der Gendarm wieder verlassen hatte, kleidete Menken sich schnell an und begab sich in das Zimmer des Marquis du Cat, der mit ihm in demselben Hotel wohnte.

Der große Mann lag, eine Schlafmütze über den Kopf gezogen und all' seiner künstlichen Schönheit entkleidet, im Bette und war nicht wenig ungehalten darüber, daß der Kellner taktlos genug gewesen war, Menken ohne Weiteres den Eintritt zu gewähren.

Baron Menken achtete gar nicht auf die zierlichen Entschuldigungsphrasen des Franzosen.

„Cadama ist uns entwischt,“ sagte er rauh, „die Esel von Gendarmen haben ihn laufen lassen! Ich vermuthe, er wird sich bei der Hilgersdorf versteckt halten, bis er Gelegenheit findet, San Remo ohne Aufsehen zu verlassen. Wir müssen daher der Dame ungesäumt unsere Aufmerksamkeit machen und uns dazu Ihren Freund Fratto herbeitelegraphiren.“

„Ich stehe zur Verfügung,“ nickte der Marquis aus dem Bette heraus, „derartige Schauffements bekommen mir immer ausgezeichnet!“

Menken setzte sich an den Tisch und schrieb ein Telegramm.

„Emanuele Fratto, Mentone, Quartier St.-Roche. Erwarte Sie mit nächstem Zuge in wichtiger Angelegenheit. San Remo, Hotel de la Paix. Caradac.“

Das Telegramm wurde von Menten sofort nach dem Bahnhofe geschickt.

Der Erwartete traf pünktlich mit dem Zehnhrzuge in San Remo ein. Da er von du Cat in Bezug auf Frau v. Hilgersdorf bereits kurz nach dem ersten Besuche Menten's bei dem Spielprofessor instruiert worden, war die einleitende Besprechung bald beendet, und man konnte sich sofort, und zwar wieder in Begleitung der beiden Gendarmen, auf den Weg nach der Villa Hilgersdorf machen.

Signor Fratto war genau derselbe elegante Industrierritter, wie du Cat, ein kleiner, beweglicher Italiener mit listigen Augen und weltmännischen Formen. Er sprach gebrochen deutsch und rühmte sich dieses Vorzugs Menten gegenüber besonders.

„O,“ sagte er und zupfte an seiner rothseidenen Kravatte, „ich will es der Signora in die Gesicht sprechen, daß ihre verstorbene Gatten keine Galantuomo, keine Ehrenmensch gewesen ist. Ich haben ihn gut gekannt, als er noch jung gewesen, aber er hat niemals nicht etwas getaugt und war allein schuldig daran, daß sich das arme Annibale Faresi hat zu Tode todt-schießen müssen. Auch ich sein nun eine alte Mann geworden, aber so toll wie Hilgersdorf haben ich es nie getrieben!“ —

Die schöne Mona stand in einem duftigen Morgen-neglige auf ihrem Balkon und sah mit aufrichtigem Erstaunen die von den Gendarmen begleiteten Herren in ihren

Garten treten. Mona hatte sich, ihrer Gewohnheit gemäß, soeben erst von ihrem Lager erhoben und wußte nichts von den Ereignissen, die sich in der verfloffenen Nacht in unmittelbarster Nähe ihrer Villa abgespielt hatten.

Während die Carabinieri vor der Hausthüre, und die beiden Helden des grünen Tisches im Vorzimmer warteten, ließ Menten sich anmelden. Die Generalin war viel zu neugierig, um den Baron abweisen zu lassen, aber sie empfing ihn mit ziemlich kühler Höflichkeit, ein Benehmen, das Menten in gleicher Weise erwiderte.

„Ich bin ein wenig überrascht, Herr v. Menten,“ fuhr die Generalin nach der Einleitungsphrase fort; „wer sind die Herren, die in Ihrer Begleitung erschienen, und was hat die seltsame soldatische Eskorte zu bedeuten?“

„Es soll eine Haussuchung bei Ihnen stattfinden, gnädige Frau,“ entgegnete Menten, ohne Beschönigung auf sein Ziel losgehend; „man vermuthet, daß Sie einen in der verfloffenen Nacht verhafteten, aber wieder entsprungenen gefährlichen Hochstapler, der mit Ihnen seit längerer Zeit in intimem Verkehr stand, beherbergen.“

Frau v. Hilgersdorf wurde todtenblaß, sie legte die Hand auf das angstvoll zuckende Herz. Aber nur einen Augenblick behielt die Furcht in ihr die Oberhand, schon im nächsten wurde sie durch die Empörung, die Menten's Worte in der jungen Wittwe hervorriefen, zurückgedrängt.

„Ich muß annehmen, daß Sie nicht wissen, was Sie sprechen, Herr Baron,“ erwiderte sie in gereiztem Tone, und ihre dunklen Augen funkelten. „Was habe ich mit Verbrechern gemein? Wie können Sie sich unterstehen,

mich einer Infamie für fähig zu halten?" Sie trat an den Klingelzug. „Mein Diener wird Ihnen den Weg zeigen, ich bedaure, Sie empfangen zu haben.“

Menken's Hand zog die Rechte der Generalin von der Klingelschnur zurück. Mit tiefernstem Gesicht, die Stirne in Falten gezogen, stand der Baron vor Frau v. Hilgersdorf.

„Halt, gnädige Frau!“ sagte er laut, und seine Stimme hatte einen drohenden Klang angenommen; „seien Sie mir dankbar, daß ich Sie vor einer Unvorsichtigkeit bewahre, die allein Ihnen schwere Opfer gekostet hätte! Auf meine Veranlassung wurde gestern Abend Signor Cadama, Ihr Reisemarschall und Sekretär, wegen Betrugs, Fälschung und Hehlerei verhaftet; der Gefangene entsprang auf dem Transport nach dem Gefängnisse; da derselbe aber nachweisbar zu Ihnen in Beziehungen gestanden hat, so liegt die Annahme nahe, daß er sich in Ihrem Hause verborgen hält, mit oder ohne Ihre Einwilligung.“

Die Generalin wurde noch bleicher. Im Augenblick zuckte der Gedanke durch ihr Hirn, daß sie selbst Cadama bei seinen Fälschungen unterstützt hatte, aber sie wehrte sich verzweifelt gegen die Möglichkeit der Annahme, Menken könne davon wissen.

Sie nahm eine Nippesfigur vom nächsten Tische und spielte damit, ein gemachtes Lächeln schwebte auf ihren vollen Lippen.

„Ihre Beschuldigungen wirken geradezu belustigend, mein Herr Baron,“ erwiderte sie. „Ich gestehe offen, daß es mir recht unangenehm gewesen ist, einen Menschen um

mich geduldet zu haben, der sich plötzlich als ein Schurke entpuppt; ich muß aber doch mit aller Entschiedenheit die beleidigende Aeußerung, Cadama habe in Beziehungen zu mir gestanden, zurückweisen. Der Mann gehörte zu meiner Dienerschaft und wurde nie anders wie ein Untergebener von mir behandelt!"

„Ich bin genöthigt, Ihnen darauf zu entgegnen, daß Sie, gnädige Frau, als Mitwifferin der Fälschungen Cadama's wahrscheinlich auch noch vor Gericht sich zu verantworten haben werden,“ gab Menten kaltblütig zurück. „Cadama hat aus Ihrer Hand verschiedene Briefschaften Ihres verstorbenen Herrn Gemahls empfangen, um nach diesen ein in der Handschrift des eben Genannten angefertigtes Attest zu fälschen, durch das Fräulein Lucia v. Hackert-Selchern als die Tochter einer Garibaldianischen Marketerin bloßgestellt werden sollte. Sie werden diese Thatsache unmöglich leugnen können!“

Mona preßte die zierliche Terrakottafigur, die sie in den Händen hielt, so stark mit den schlanken Fingern zusammen, daß sie zerbrach. Die schöne Frau war sehr muthig, aber sie verhehlte sich nicht mehr, daß sie einen erbarmungslosen Gegner vor sich hatte, der jeder Verstellung und jeder weiblichen List gewachsen war. Dennoch blieb sie ihrer Rolle treu; sie sah ein, daß dies das Einzige war, das sie vor einer schmählischen Beschimpfung retten konnte.

„Welcher Wahnsinn!“ rief sie aus. „Cadama wurde mir als ein gewandter und zuverlässiger Mensch empfohlen, so daß ich glaubte, ihm ohne Scheu die Ordnung des

Nachlasses meines verewigten Gatten übergeben zu können. Hat er wirklich mein Vertrauen in so empörender Weise getäuscht, so bin ich doch wohl nur der bedauernswerthe, nicht aber der mitschuldige Theil! Ich denke, Herr v. Menken, daß wir nun zu Ende sein werden; ich fühle mich angegriffen und möchte mich zurückziehen. Mein Diener wird Ihre Gendarmen im Hause umherführen, oder befehlen Sie, daß ich mich selbst an der Durchsuchung theilnehme?“

Die letzten Worte klangen sehr spöttisch, aber Menken beachtete das gar nicht. Sein Gesicht blieb ernst und ein Zug von Verachtung legte sich um seinen breiten, energischen Mund.

„Bei jeder anderen Gelegenheit würde ich Ihre angegriffenen Nerven berücksichtigen, gnädige Frau, heute muß ich Sie bitten, mich trotzdem bis zu Ende zu hören. Ihr zartes Nervensystem erbebte nicht, als Sie mit einem abgefeynten Halunken in Verbindung traten, um ein junges unschuldiges Mädchen aus seiner sozialen Stellung herauszureißen und in den Staub der Armuth zu schleudern. Ihre Nerven waren stark genug, unter Ihren Augen eine schändliche Fälschung geschehen zu lassen, deren Gelingen das Gefühl der Rache in Ihnen fühlen sollte, das Sie gegen die Rivalin hegten. Sie wußten aber nicht, daß wachsame Freunde jenes arme Kind beschützten, das Sie dem Elende preisgeben wollten. Sie hätten dann vielleicht vorsichtiger operirt. Sie wußten auch nicht, daß Ihr eigener Name diesem Kinde zum Fluch geworden ist, daß der, dem Sie zum Altare gefolgt waren, sich an dem

Vermögen jenes Mädchens bereichert hat, das durch Sie zur Bettlerin werden sollte!"

„Herr v. Menken!"

Mona schrie es laut. Ihr Auge blitzte, sie hatte zornig den Rumpf der Terrakotta-Nymphe zu Boden geschleudert; sie zitterte und der kleine Fuß stampfte in nervösem Grimm auf den Teppich. So stand sie fast eine Minute, ohne dem ersten leidenschaftlichen Ausruf noch ein Wort hinzuzufügen. Dann holte sie tief Athem und sagte, die Worte schnell und gepreßt hervorstoßend:

„Wär' ich ein Mann, so würde meine Entgegnung im Lauf der Pistole liegen! Bin ich aber auch nur ein schwaches Weib, so bin ich doch nicht Willens, mich ungestraft beleidigen zu lassen. Ich verlange eine Erläuterung Ihrer letzten Beschuldigung, Herr Baron, und verlange Beweise!"

Schweigend schritt Menken zur Thüre.

„Signor Fratto!" rief er hinaus.

Der alte Spieler trat ein und verneigte sich cavalièremment vor der Generalin.

„Signor Fratto," fuhr Menken fort, „erzählen Sie der gnädigen Frau wahrheitsgemäß von Ihrer Bekanntschaft mit dem ehemaligen Legationssekretär und späteren General v. Hilgersdorf, und erwähnen Sie insbesondere jener Episode, die dem jungen Annibale Faresi das Leben kostete, und die Herrn v. Hilgersdorf zwang, seiner Zeit schleunigst Rom zu verlassen. Die gnädige Frau möchte gern etwas Näheres über die Vergangenheit ihres Herrn Gemahls hören."

Fratto verbeugte sich von Neuem, dann begann er jene Spielergeschichte zu erzählen, die der Leser bereits aus den Mittheilungen des Marquis du Cat kennt, und die mit dem Selbstmorde des jungen Bankiers Farefi und mit der Verurtheilung Fratto's und seiner von der Polizei ergriffenen Genossen endete.

Der Italiener bediente sich, da er die Sache zu ernst nahm, um sie in seinem stümperhaften Deutsch vorzutragen, der französischen Sprache. Er erzählte einfach und sachgemäß, ohne Uebertreibungen, ohne das fragwürdige Andenken Hilgersdorf's unnöthig zu beschimpfen und ohne sich selbst zu schonen.

„Meine beiden Freunde und ich,“ schloß er seine Geschichte, „wurden am 17. Oktober 1845 zu je drei Jahren Gefängniß verurtheilt, Herr v. Hilgersdorf ging frei aus, da er schon vorher Rom verlassen hatte und wir es für überflüssig hielten, ihn unnöthigerweise an unserem Unglück zu betheiligen. Wenn die gnädige Frau es wünscht, bin ich gern bereit, die Wahrheit meiner Worte durch eine ganze Reihe von Briefen Hilgersdorf's zu belegen, in denen er auf die damalige fatale Affaire zurückkommt. Ich habe diese Schriftstücke allesammt höchst sorgfältig aufbewahrt, da ich glaubte, es könne einmal eine Zeit kommen, in welcher sie mir nützlich sein würden.“

Menken sagte dem Italiener ein kurzes Wort des Dankes, worauf Jener sich entfernte. Dann wandte der Baron sich wieder an Klona, die schweigend und mit zusammengepreßten Lippen der Erzählung des Spielers gelauscht hatte.

„Die Geschichte des Signor Fratto gewinnt dadurch an Bedeutung,“ sagte er mit Betonung, „daß jener Annibale Faresi der Bruder und Vormund Carmella Boccanti's, der Mutter Lucia's, war, und daß die Falschspieler, denen er zum Opfer gefallen ist, ihm nicht nur das eigene Vermögen, sondern auch das seiner Schwester geraubt hatten.“

Ein Zucken ging durch den geschmeidigen Körper Mona's; das gesenkte Haupt hob sich und ein triumphirender Hohn trat statt des düsteren Ernstes auf ihr jugendschönes Gesicht.

„Erlauben Sie, daß ich die Romantik der Erzählung Ihres Gewährsmannes ein wenig zerstöre,“ warf sie schneidend ein. „Jene junge Dame, die sich unter dem Namen eines Fräulein v. Hackert-Selchern in die Gesellschaft einzuschmuggeln wußte, stammt meinen Erkundigungen nach nicht aus einer römischen Bankiersfamilie, sondern ist die Tochter einer Bettlerin!“

„Ihre Erkundigungen, gnädige Frau, beruhen lediglich auf den Mittheilungen Cadama's, und dieser Mensch war schlau genug, Ihre Antipathien gegen Fräulein v. Hackert dadurch zu nähren, daß er die Ahnen Lucia's nicht in einem Patrizierhause, sondern in einer Schäferhütte der Campagna oder in einer anderen Heimstätte der Armuth wohnen ließ. Cadama ist kein gewöhnlicher Schwindler, was er thut, ist raffiniert durchdacht, und so hatte er auch sehr gewichtige Gründe, Ihnen die Abkunft Lucia's möglichst niedrig zu schildern. Die Konsulate in Rom und Neapel und das Kirchenbuch von San Maria Maggiore in erstgenannter Stadt würden Ihnen leicht das Gegentheil

beweisen können. Endlich, meine Gnädige, muß ich Ihre Ansicht, daß Lucia sich unter dem Namen eines Fräuleins v. Gaderl-Selchern in die Gesellschaft „eingeschmuggelt“ hätte, gleichfalls noch richtig stellen; Lucia wurde bereits bei Beginn ihres zweiten Lebensjahres von dem verstorbenen Obersten in durchaus legaler Form adoptirt.“

Die schöne Lippe der jungen Frau kräuselte sich verächtlich.

„Man hat es von jeher der jungen Dame angemerkt, daß kein blaues Blut durch ihre Adern fließt; Gott sei Dank ist unsere Gesellschaft exklusiv genug, ein gepfropftcs Reiz von der echten Blüthe zu unterscheiden.“

Menken richtete seine schwere Gestalt vollwichtig auf, er sah ganz ritterlich aus in diesem Moment, wo ein edles Feuer sein stahlgraues scharfes Auge heller blitzen ließ.

„Auch das blaue Blut kann versumpfen, kann trübe und giftig werden,“ erwiderte er, „und auch in die echten Blüthen kann sich der Wurm einnisten und sie zerstören. Schlagen Sie nicht auf Ihren Wappenschild, gnädige Frau, er klingt nicht mehr, seit sein letzter Träger ihn schmachvoll befudelt hat! Außer dem ersten Zeugen, den ich vorher Ihnen vorführte, harret noch ein zweiter draußen meines Winkes. Auch er ist ein lebendiger Beweis dafür, daß der Adel der Hilgersdorf heute nichts mehr ist als ein leerer Schall, und daß der Ritterschlag, den jener alte Kreuzfahrer als Erster Ihres Geschlechts aus Barbarossa's Händen empfing, sich nicht auf die Epigonen vererbt hat. Sie tragen den Namen Hilgersdorf, gnä-

dige Frau, ein Hilgersdorf aber war es, der zweimal seine Finger mit gestohlenem Gute beschmutzte! Ich bin nicht hieher gekommen, um mit Ihnen darüber zu streiten, ob es auch einen Adel — ohne Adel gibt; ich kam hieher, Ihnen eine Warnung zu ertheilen. Sie hassen Lucia v. Hackert — ich weiß es, ich kenne auch die tiefer liegenden Gründe — und weil Sie Lucia hassen, darum verbanden Sie sich bereitwillig mit dem Schurken Cadama, der die Existenz des jungen Mädchens mit allen Mitteln des Verbrechertums zu vernichten suchte. Darum auch werden Sie künftighin, und wenn selbst Cadama unschädlich gemacht und das ganze Lügengewebe, das er ausgesponnen, zerstört worden ist, doch nicht eher ruhen und rasten, als bis Ihre Feindin unmöglich geworden in der Gesellschaft und bis ihr tadelloser Ruf so schandbar zerpflückt ist, daß sie freiwillig die Verbannung suchen wird.“

Mona entgegnete kein Wort, aber in ihrem Auge las Menken, daß seine Voraussetzungen richtige waren. Und mit gehobener Stimme fuhr er fort:

„Hüten Sie sich, gnädige Frau, daß die böse Saat, die Sie auszusäen bestrebt sind, nicht Ihnen selbst zum Fluche wird! Im Uebrigen achten Sie meiner Worte: sobald ich wahrnehme, daß Sie in der That den Versuch machen, Ruf und Stellung Lucia v. Hackert's durch Verleumdungen irgend welcher Art zu untergraben, wird die Welt erfahren, welcher Makel auf dem Namen Hilgersdorf ruht. Beim Himmel, gnädige Frau, es ist mir furchtbarer Ernst, ich bin nicht Willens, einem schutzlosen Mädchen die Ehre abschneiden zu lassen. Sie stehen vor

der Entscheidung: entweder Sie zollen Lucia nach außen hin die Achtung, die sie verdient, oder Sie werden öffentlich von mir als die Wittwe eines ehrlosen Falschspielers gebrandmarkt, den nur der unberechenbare Zufall zu Würden und Ehren gebracht hat, und der die Jacke des Sträflings an Stelle der Uniform hätte tragen müssen!"

Die Generalin hob die Hände zu dem leichenfahlen Antlitz empor und sank dann auf den Sessel hinter ihr nieder.

"Gehen Sie, Baron Menken," leuchte sie leise zwischen den blutleeren Lippen hervor, „nie wird mein Mund ein böses Wort über Ihren Schübling sprechen — mein Ehrenwort zum Pfande! Gehen Sie und haben Sie Mitleid mit mir!"

Menken sah, daß er sein Ziel erreicht hatte. Er verbeugte sich stumm und verließ das Gemach.

In dem Vorzimmer standen noch plaudernd die beiden Spielprofessoren.

"Ich brauchte Sie nicht zu bemühen, Herr Marquis du Cat," sagte der Baron zu dem alten Franzosen, der eine bedauernde Miene zeigte, daß ihm dies 'angenehme Schauffement' entgangen war; „die Sache ließ sich auch ohne Ihre Mithilfe arrangiren. Jedenfalls sage ich Ihnen noch einmal meinen besten Dank für Ihre Zuberkommenheit und verbinde damit die Bitte, die auch Ihnen gilt, Signor Fratto: die Reminiscenzen an den verstorbenen Herrn v. Hilgersdorf nicht weiter zu Ungunsten seiner Wittwe auszunutzen."

"Mich geht die Dame nichts mehr an," entgegnete

Fratto und legte die Rechte betheuernd auf die Rockklappe; „parole d'honneur, der Sach' ist begraben in meiner Brust mit der heutige Tag!“

Menken trat zu den beiden Gendarmen heran.

„Der Diener der Generalin wird Sie durch das ganze Haus führen,“ ordnete er an; „untersuchen Sie Alles genau, aber lassen Sie die Besitzerin unbehellig!“ —

Nach einer Stunde kehrte der eine Carabiniere in das Hotel de la Paix zurück und meldete Menken, daß Cadama nicht gefunden worden sei.

26. „Rien ne va plus!“

Ueber das blaue Meer zitterte das letzte Gold der Abendsonne, das sich auch breit in die Spiegelfenster des Kasino's von Monte Carlo legte, als wolle es diesem Tempel des Teufels schon äußerlich sein charakteristisches Merkmal aufdrücken. Auf dem grünen Rasenplateau des südlichen Felsenvorsprungs belustigten sich noch einige junge Engländer in Pumphosen und schottischen Mützen mit Taubenschießen, und die breiten Freitreppen hinauf und hinab stuthete eine erregte Menge.

Sobald die Sonne fern im schimmernden Meere verschwunden, flammten vor dem Kasino, vor den Cafés und Restaurants, auf den Treppensockeln und in den Boskets die Lampen auf. Je dunkler der Himmel sich färbte, um so zahlreicher wurden die Flammen, die von den Kanbelabern herab leuchteten, bis schließlich die abendliche Illumination in ihrem ganzen Umfange beendet war und auf jeder Terrasse eine Reihe von Lichtern funkelte, die

sich tief unten im wellenzitternden Meere wie ein Schwarm Irrwische widerspiegelte.

Auf der ersten Stufe der Marmortreppe, die nach dem Vestibül des Kasino's führt, saß schon seit Stunden ein armer Bucliger und bot Rosen feil. Der Mann war wie ein Bauer gekleidet; die kurzen Kniehosen waren gestickt und die Strümpfe mit Ledersandalen umbunden, der schwarze Filzhut saß tief in der Stirne, über die in schräger Richtung noch ein dunkles Tuch sich wand, welches das eine Auge verdeckte. Der Alte schien gute Geschäfte gemacht zu haben, denn sein Korb war fast leer; nicht die Mildthätigkeit aber war es gewesen, die ihm seine Rosen abgenommen, sondern der Spieleraberglaube, der in jedem Bucligen eine glückliche Vorbedeutung sieht, und dies auch war der Grund, daß die umherlotternden Polizisten, die sich gern auf guten Fuß mit den Besuchern des Kasino's stellen, den Alten auf seinem selbstgewählten Platz beließen.

Das nicht durch die Binde bedeckte Auge des Bauern blickte scharf unter die Gallerie des Portikus, in die jetzt ein junger Mann mit erhitztem Gesicht und eingefallenem Auge trat. Den Hut tief in den Nacken geschoben, damit die erfrischende Abendluft seine fiebernde Stirne kühle, und beide Hände in den Hosentaschen, schritt er dicht an dem Alten vorüber.

„Eine Rose, junger Herr!“ rief der Alte mit kläglichlicher Stimme, aber diese Stimme schien dem Ankömmling so erstaunlich bekannt, daß er stehen blieb.

Nun erhob sich der Alte. Er nahm eine weißgelbe Bibliothek. Jahrg. 1884. Bd. XII.

Centifolie aus feinem Korbe und trat damit dicht vor den Anderen hin.

„Nur einen Franken, lieber Herr,“ sagte er laut, und im Flüstertone fügte er hinzu: „Ich bin es, Baron, seien Sie nun Mitternacht im Hauptgange unter den Johannisbrodbäumen, es ist Wichtiges, was ich Ihnen mitzutheilen habe!“

Der junge Mann nickte, nahm die Rose und warf eine Münze in den Korb. Dann schleuderte er erst einmal um das große Rondel und ließ sich hierauf im Grand Café de Paris an einem einsamen Tischchen nieder.

Herbert v. Sackert hatte wieder einmal sein letztes Goldstück im Trente et quarante verloren. Der Franken, mit dem er seinen Absynth bezahlte, war der Rest jener Summe, die ihm Cadama gegeben und mit der er acht Wochen Haus zu halten versprochen hatte. Aber der Leichtsinrige empfand keine Reue, er dachte nicht einmal daran, daß er sein Wort gebrochen, als er auch das Letzte dem Moloch des Spiels geopfert hatte. Die goldenen Berge, die ihm Cadama in Aussicht gestellt, hatten ihm völlig den Kopf verwirrt.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Schwester.

Novelle

von

G. Merk.

1.

(Nachdruck verboten.)

Das Souper war zu Ende. Die Frau des Hauses erhob sich und gab hiemit den Damen das Zeichen, ihr in den Salon zu folgen, während die Herren sich im Rauchzimmer den langentbehrten Genuß einer Cigarre gönnen durften.

„Langweilige Gewohnheit, die sich mehr und mehr hier einzubürgern scheint!“ sagte der Lieutenant Velder zu seiner Tischnachbarin, indem er ihr den Arm reichte. „Bei uns in der Garnison pflegt's nach dem Souper erst amüßant zu werden. Man tanzt, man musiziert oder macht Gesellschaftsspiele, und nur die alten Herren finden im Rauchzimmer eine stille Zuflucht.“

„Nun, lieber Cousin, Deine Garnisonsstadt ist auch als sehr leichtsinnig und frivol verschrieen!“ erwiderte die junge Dame mit einem kurzen Auflachen. „Hier,“ fügte sie mit spottendem Pathos hinzu, „hier in der rheinischen Handelsmetropole will man aber vor Allem vornehm sein. Darum gehört die Langeweile zum guten Ton.“

„Warum opponirst Du nicht gegen diesen nüchternen Ton Eurer Gesellschaften?“

„Wie sollte ich, Hugo? Habe ich hier eine Stimme? Bin ich die Frau des Hauses? Ach und wenn ich es wäre! Wer weiß, ob diese Menschen mich jemals zu einer Neuerung begeistern könnten!“

Ein verächtlicher Blick ihrer ernstesten Augen streifte die Gesellschaft, die sich von der silberstrotzenden Tafel erhoben hatte und nun in ziemlich einsilbigen Gruppen umherstand, so daß bei allem Reichthum der Räume, bei allem Glanz der Brillanten und Seidenstoffe eine beklemmende Nede über dem Saale lastete.

„Du bist ungerecht, Agathe!“ sagte der junge Offizier. „Die Menschen sind hier nicht schlimmer als anderswo. Uebrigens wenn es Dir hier so schlecht gefällt, warum schlägst Du dann zum größten Aerger Deines Vaters die besten Parthien aus? Ihr Mädchen habt es ja so gut! Könnt mit einem einzigen Jawort versetzt werden und avanciren.“

„Ach, siehst Du, Hugo, es empört mich der Gedanke, daß mein Schicksal durch das Postscriptum eines kaufmännischen Briefes bestimmt werden sollte. Daß irgend ein Geschäftsfreund des Vaters sich nach glücklich abgeschlossnem An- oder Verkauf eines Ballot's Safran erinnert, Herr Großhändler Clausen besitze eine heirathsfähige Tochter. Nein, wenn ich mich zu diesem Avancement, wie Du die Ehe nennst, entschließen soll, so muß ich wenigstens die Ueberzeugung haben, daß ich ihm gefalle, wenn ich vielleicht darauf verzichten könnte, daß er mir gefällt, denn ich fürchte —“

„Ich fürchte auch, der Mann, der Dir imponiren und Dir gefallen könnte, müßte ein Halbgott sein, und dieses Geschlecht ist heutzutage leider ausgestorben. Wenn ich zum Beispiel nicht Dein Vetter, auch kein bescheidener Lieutenant wäre, ich glaube, Du würdest mich auch nicht heirathen.“

„Nein, das würde ich nicht, Hugo; aber nur aus Liebe zu Dir! Es wäre schade um Deinen guten Humor, wenn Du eine Frau bekämst, wie ich es bin.“

Sie schaute dem Vetter mit Schwesterlichem Wohlwollen in das gutmüthige Gesicht, während sie ihren Arm aus dem seinen zog und ihm grüßend die Hand reichte. Dann trat sie in den Salon, in welchem der größte Theil der Damen bereits Platz genommen hatte.

Manch' bewundernder, manch' neidischer Blick folgte der stolzen Mädchenerscheinung; aber aus keiner der verschiedenen plaudernden Gruppen klang ihr ein vertrauliches Wort entgegen. Agathe stand sichtlich einsam im Kreise ihrer Verwandten und Bekannten. Sie hatte seit den Kindertagen unter ihrer Umgebung kein Verständniß für die Eigenart ihres Wesens gefunden und war durch diesen Mangel, der mit den Jahren fühlbarer wurde, schroffer, herber und unzugänglicher geworden. Auf ihrer weißen Stirne, in dem energisch gemeißelten Sinn lag ein Ausdruck selbstbewußter Kraft; Stolz leuchtete aus den tiefgrauen glänzenden Augen, und die schön geschnittenen Lippen wölbten sich in fast trozigem Ernste. So erfreute sich, besonders unter der Damentwelt, ihre jüngere Schwester einer entschieden größeren Beliebtheit. Elise war ein klei-

nes, schwächtiges Mädchen mit hellblauen Augen, die mit einem gutmüthigen Ausdrucke aus dem schmalen, farblosen Gesichte hervorbligten. Ihre einzige Schönheit bestand in einer Fülle aschblonder Haare, die sich in schweren Flechten um ihr meistens gesenktes Haupt schlangen.

In gleichgiltigem Gespräch vergingen für Agathe lange, langweilige Viertelstunden und sie sah mit müden Augen auf den Zeiger der Bronze-Uhr über dem Sopha, der so langsam vorzurücken schien.

Als die Herren wieder in den Salon traten, legte sich eine feine beringte Damenhand auf ihre Schulter. „Ich möchte Ihnen einen meiner Gäste vorstellen, der mir leider sehr spät die Freude seines Besuches machte, und der Sie gewiß sehr interessiren wird,“ sagte die Frau des Hauses.

Ein ungläubiges Lächeln glitt über den Mund des Mädchens.

„Der Maler Branden, der mich vor einigen Jahren porträtirte, hat uns nämlich gestern überrascht.“

„Wie, Konrad Branden! Der berühmte Porträtist? Er wäre hier in dieser Stadt, welcher Künstler sonst so ängstlich aus dem Wege zu gehen pflegen?“ rief Agathe lebhaft.

„Scheint Ihnen das so unglaublich, Fräulein Clausen? Nun, Herr Branden hat am Rhein viele Freunde und Bekannte, die er vor seiner Abreise nach Italien noch sehen wollte. So kam er auch zu uns. Nun möchte ich ihn aber natürlich vor allen anderen Damen mit Ihnen, unserer talentvollen Künstlerin, bekannt machen.“

„O, ich bitte, sagen Sie doch kein Wort von meiner Stümperei —“

„Seid wann sind Sie denn so bescheiden, liebes Fräulein?“ —

Agathe fühlte sich in der That befangen, als nun dieser Maler vor ihr stand, von dem sie so oft in den Zeitungen gelesen hatte, dessen Talent sie voll Begeisterung bewunderte. Es war ein hochgewachsener Mann von etwa dreißig Jahren. Sein Gesicht, dem ein schmal zugeschnittener, röthlich-brauner Vollbart ein charakteristisches Gepräge gab, konnte nicht schön genannt werden; aber über der ganzen Erscheinung lag ein kühner freier Schwung, in den klaren Augen ein genialer Zug, der den Künstler unter den feingeschniegelten, ziemlich uniformen Herrngestalten sofort als fremdartige, bedeutende Individualität heraus hob. Agathe fühlte mit einem gewissen Zorn, daß sie zum ersten Male einer Persönlichkeit gegenüberstehe, die ihr imponirte, daß sie vor diesen dunklen Männeraugen ihre gewohnte selbstbewußte Sicherheit verlor. Sie hatte erst wenige Worte mit dem Maler gewechselt, als auch ihr Vater sich in das Gespräch mischte und sogleich von dem Talente seiner Tochter zu erzählen begann, welche seit Jahren male: Blumen, Landschaften, Stillleben, die von allen Freunden äußerst bewundert würden. Clausen prunkte gerne mit Allem, was ihm gehörte, und Agathens Begabung schmeichelte seiner Eitelkeit. Auf seine wiederholte Bitte versprach der Maler denn auch, trotz seiner knapp gemessenen Zeit der Familie Clausen am nächsten Tage einen Besuch zu machen, um die Studien des jungen Mädchens zu besichtigen und zu prüfen. O, mit welcher Erregung Agathe diesem Morgen entgegenschah! Der Glaube an ihre hervorragende künst-

lerische Befähigung war ja ihr höchster Stolz, ihr höchstes Gut, der Zauberstab, an dem sie sich stets emporgehoben hatte über ihre nüchterne, schwunglose Umgebung. Nun sollte sie diesen Glauben zum ersten Male bestätigt hören von einem großen Künstler.

Ihr Vater rieb sich die Hände in befriedigter Eitelkeit, als Branden am nächsten Tage in der That jede Studie mit einem höflichen „Sehr gut! Recht hübsch! Ein nettes Talent!“ in die Hand nahm und für den Inhalt der großen Mappe ein unermüdliches Interesse zeigte. Agathe aber preßte fein Lob das Herz zusammen, ihr traten die Thränen in die Augen. Sie fühlte: so schmeichelt man Kindern, an deren Leistungen man ja von vornherein keine Erwartungen stellen darf. Durch einen Zufall blieb sie eine Weile mit Konrad allein.

„Glauben Sie, ehrlich gesagt, an mein Talent?“ frug sie hastig.

Seine klaren Augen blickten ihr eine Weile überrascht in das schöne, erregte Gesicht.

„Mein verehrtes Fräulein,“ sagte er dann, „Ihr Talent genügt vollkommen für den kleinen anregenden Zeitvertreib, welchen Ihnen die Malerei bieten soll. Ob es Sie weitertragen, ob es Ihnen über diese spielenden Anfänge hinweg treu bleiben würde, das läßt sich schwer entscheiden. Doch das kommt für Sie ja nicht in Frage. Das Geschick hat Ihnen eine bevorzugte Stellung geschenkt unter den sorglos Genießenden, die vom Dasein nur den Honig schlürfen dürfen. Eine breite Kluft trennt Sie von den mühevollen, ernstesten Pflichten, von den Opfern, die ein Beruf fordert,

auch der höchste und edelste, der des Künstlers! Denn die echte Kunst lernt sich nicht spielend. Sie ist nicht, wie man so glaubt, ein Göttergeschenk, das mühelos in den Schoß fällt, sie ist ein Ringen, ein Kampf, eine ernste Arbeit!"

Er sprach mit einer Begeisterung, die sein bisher so sonnig-heiteres Wesen ganz verwandelte. Mit bleichen Wangen und zuckenden Lippen stand das junge Mädchen vor ihm; dann warf sie mit der ihr eigenen raschen Bewegung den schönen Kopf zurück; ihre heißen Augen blickten voll Troß und Wehmuth zu ihm auf. „Ich danke Ihnen!“ sagte sie, ihm die Hand reichend. Darauf verließ sie das Zimmer. Er sah sie nicht wieder, wie oft er auch nach der Thüre blickte, hinter der sie verschwunden war. Tage lang, während mancher Stunde, die er dann im Eisenbahnzuge verbrachte, stand das bleiche trozige Mädchengesicht vor seiner Seele, bis er im schönen Süden, unter den mächtigen Eindrücken der alten Roma die herbe junge Deutsche vergessen lernte.

Agathe hatte sich, nachdem sie ihn verlassen, in ihr Zimmer eingeschlossen. Mit finsterner Miene und erstickten Thränen riß sie die Studie in Stücke, die sie am Morgen mit begeistertem Fleiß begonnen hatte, packte Farben, Leinwand, Pinsel und Mappen zusammen und gab den Befehl, die Sachen fortzutragen, gleichviel wohin. Sie wollte nie wieder einen Pinsel zur Hand nehmen, nie wieder. „Ein Spielzeug nur, ein Spielzeug nur!“ murmelte sie mit bebenden Lippen. „Bei Gott! Nun will ich nicht mehr träumen, nicht mehr hoffen und wünschen! Will so nüchtern und —

vernünftig werden, wie alle Andern! Und der nächste Mann, für den mein Vater das Jawort fordert, er soll es erhalten! Unwiderruflich! Ich gelobe es mir selber! Es muß ein Ende sein! Ein Ende!"

Freudlos und gleichgiltig gingen die nächsten Tage und Wochen an ihr vorüber. Eines Morgens aber lag sie mit brennenden Wangen und fieberheißer Stirne in den Kissen und fühlte sich elend und krank. Der herbeigerufene Arzt konstatarirte den Beginn eines in der Stadt grassirenden nervösen Fiebers. Während mancher Tage wechselte ihr Zustand nur zwischen dumpfer Apathie und wildem Phantasiren. Doch sobald der Schmerz von ihrer Stirne wich und sie die müden Augen aufschlug, erblickte sie die treue sorgsame Schwester an ihrem Lager. Dankbarkeit für Elise, die ihr in ihrer Krankheit so viel Liebe zeigte, während sie selbst das stille Mädchen bis jetzt wenig beachtet hatte, war das erste Gefühl, das sich mit dem wiedererwachenden Leben in ihr Herz schlich. Mit all' der weichen Empfindung, wie sie Kranken eigen ist, beschloß sie in tiefer Rührung, künftig weniger an sich selbst zu denken und ihre Schwesterpflichten besser zu erfüllen.

Sobald das Fieber sie verlassen hatte und jede Gefahr geschwunden war, forderte Agathe auch mit einer eigensinnigen Bestimmtheit, daß Elise die Pflege der Dienerin überlassen müsse, jedenfalls um ihretwillen keine Gesellschaft versäumen dürfe; sie wußte, wie öde für die gute Elise die einsamen Abende mit dem wortkargen Vater sein mußten. Elise ließ sich erst nach langem Zureden bewegen, eine Einladung anzunehmen, kam aber mit früh-

lichem Gesichte nach Hause, schien sich von nun an mehr als je für die verschiedenen „Abende“ der Bekannten zu interessiren, und erzählte ein paarmal, sie habe sich wirklich sehr, sehr gut unterhalten.

So vergingen einige Wochen. Es war Frühling geworden. Am Ostersonntage trat Agathe zum ersten Male über die Schwelle ihres Zimmers. Elise, die sie noch gefangen halten wollte, war eben abgerufen worden, und sie freute sich kindisch, der strengen Pflegerin zu entschlüpfen und den Vater, der an dem Feiertage ja ausnahmsweise zu Hause war, durch ihren ersten Besuch zu überraschen.

Leuchtender Sonnenschein strömte auf ihre helle Gestalt, als sie in das Wohnzimmer trat.

„Grüß Gott, Papa, da bin ich wieder!“ rief sie mit froher Stimme und hielt die Hand schützend vor die lichtscheuen Augen, so daß der Spitzenärmel über den runden weißen Arm zurückfiel.

Sie bemerkte erst jetzt, daß sich außer dem Vater und der Schwester ein Fremder im Zimmer befand, ein hübscher junger Mann, der bei ihrem Anblick jählings aufsprang und sie nun regungslos anstarrte.

„Sie kennen meine Tochter Agathe noch nicht!“ sagte der Vater. „Herr Bankier Hohenberg aus C., Sohn eines langjährigen Geschäftsfreundes. — Du darfst schon bleiben, Kind, Herr Hohenberg wird Dein Negligé entschuldigen.“

Der junge Mann murmelte einige unverständliche Worte, und Clausen mußte ihn zweimal auffordern, Maß zu nehmen, bis er sich endlich wieder setzte. Die Konversation war ziemlich stockend. Elise machte ein böses Gesicht, und

Agathe suchte sie umsonst mit ihrer eigentwilligen Flucht aus dem Krankenzimmer zu versöhnen. Diese fremden blauen Männeraugen, die sich so unverwandt auf ihr Gesicht hefteten, weckten in ihr eine übermüthige Laune.

„Kennt Ihr Herrn Hohenberg schon länger?“ frug sie die Schwester, als der Besuch sich empfohlen hatte.

„Ja, er ist seit ein paar Wochen hier und war einige Male in den Gesellschaften.“

„Warum erzähltest Du nie von ihm, Elise? Er ist ein netter Mensch, wie es scheint.“

„Ich fand ihn weder hübscher noch geistreicher als die Uebrigen, die Du Alle langweilig und abgeschmackt nennst. Da er ja kein Künstler ist, konnte ich nicht wissen, daß Du Dich für ihn interessiren würdest,“ sagte Elise mit einem boshaften Seitenblick.

Als Agathe einige Tage später durch den Schloßgarten fuhr, war Hohenberg der erste Bekannte, der sie grüßte, und wieder lag ein Ausdruck fast erschrockener Bewunderung auf seinem hübschen Gesichte. Sie begegnete ihm nun täglich. Er stand so pünktlich, in so auffälliger Erwartung des Wagens an derselben Wegbiegung, daß dieses Zusammentreffen wohl kein zufälliges sein konnte. Sie erwiderte seinen Gruß jedesmal mit einem flüchtigen Lächeln und machte sich keine weiteren Gedanken. Die Gestalt des jungen Mannes erschien ihr nur wie eine Staffage in der schönen Frühlingslandschaft. Als sie dann in vollständig hergestellter Gesundheit sich den verschiedenen Besuchs- und Gesellschaftsverpflichtungen nicht länger zu entziehen vermochte, begegnete sie dem jungen Manne auch

ab und zu in einem Salon. Er schien ein ganz erstaunliches Ahnungsvermögen zu besitzen, wohin sie wohl ihre Schritte lenken würde, und sie mußte einige Male einen Ausruf des Erstaunens unterdrücken, wenn sie bei einer Visite bei irgend einer befreundeten Familie ihn bereits antraf, oder er bald nach ihrer Ankunft gemeldet wurde. Dabei benahm er sich aber so zurückhaltend und bescheiden, daß Niemand eine Absichtlichkeit in diesem Zusammenreffen vermuthen konnte, und der jungen Dame jede unhöfliche Abwehr seiner Verfolgung abgeschnitten wurde. Er richtete nur selten das Wort an sie und blieb scheu und verwirrt, wenn sie die glänzenden Augen mit einer leisen Regung der Kofetterie, die ihr bis jetzt ganz fremd gewesen war, auf sein Gesicht heftete. Mit Elise plauderte er munter und lebhaft, und der Vater schien großes Gefallen an ihm zu finden. Agathe aber wußte, ohne daß er ihr je ein Wort gesagt, daß er sie liebe, daß er ihr dies einmal gestehen würde, daß er nach einem Alleinsein mit ihr verlange. Aber sie war fest entschlossen, eine Unterredung so lange als möglich hinauszuschieben, und wich ihm mit ebenso großem Geschick aus, als er sie verfolgte. So vergingen einige Wochen.

Eines Abends waren die Schwestern im Theater gewesen; das Stück endete früher, als der Zettel angezeigt hatte. Der Wagen der Damen war beim Schluß der Vorstellung nicht da. Hohenberg, der während der Zwischenakte unterwandt in ihre Loge gestarrt hatte, schien diese Verspätung geahnt zu haben. Er stand mit seinem Freunde, einem jungen Arzte, am Portale, und die Herren boten den

jungen Mädchen ihre Begleitung an. Elise hatte den Arm des Doktors genommen, und dieser schritt in lebhaftem Gespräche ziemlich rasch mit ihr voraus. So konnte Agathe dem lange vermiedenen Alleinsein mit Heinrich Hohenberg nicht ausweichen und mußte, wenn sie nicht geradezu unhöflich sein wollte, ihre Hand in seinen dargebotenen Arm legen. Aber sie bemühte sich, einen harmlosen Konversationston anzuschlagen und die heftige Erregung, die seine Züge ausdrückten, mit dem Takt einer Weltkame zu ignoriren.

„Wie gefiel Ihnen das heutige Stück?“ sagte sie. „Ich fand die Charaktere nicht recht logisch entwickelt, die Handlung unwahrscheinlich.“

„Ich finde nichts mehr unwahrscheinlich,“ erwiderte der junge Mann in einem eigenthümlich bebenden Tone, welcher deutlich verrieth, daß er diese kurzen Minuten des Alleinseins mit dem jungen Mädchen nicht gleichgiltig verplaudern konnte und wollte. „Seit ich weiß, welcher Wandlungen ein Mensch fähig ist, staune ich nur über die Räthsel unserer Natur, aber ich glaube den Dichtern Alles, was sie mir von der Macht der Liebe sagen wollen. Vor Kurzem noch hätte ich den Mann nicht begriffen, der seine fühle, solide Vernunft zu verleugnen, Alles im Stiche zu lassen vermöchte, was ihm bisher Lebenszweck gewesen, Alles, um ein Mädchen zu sehen, von dem er kaum weiß, was sie von ihm hält. Vor Kurzem hätte ich so gedacht! Jetzt weiß ich, daß es möglich ist, Fräulein Agathe!“

Es war ganz menschenleer geworden in den Straßen; ein leichter Frühlingsregen tropfte auf das gaserhellte Grau der Straße. Der Doktor hatte den Schirm aufgespannt,

um Elise zu schützen; die zwei Paare gingen nun dicht hintereinander. Aber Heinrich schien Alles um sich her zu vergessen; er blickte nur mit fieberhaft glänzenden Augen auf das unbewegliche stille Gesicht seiner Begleiterin. Mit leisem, leidenschaftlichem Tone fuhr er fort:

„Als Sie an jenem Ostermorgen zum ersten Male vor mir standen, Fräulein Agathe, da war mir's, als hätte ich vorher nie ein Weib gesehen, als seien Schönheit, Liebe, Glück bis jetzt Worte gewesen, deren Sinn ich nicht verstand. Und in diesem Augenblicke fühlte ich schon, daß Sie eine rückhaltslose Macht über meine Seele gewonnen hatten, daß ich mich nimmer loszureißen vermöchte von Ihrer Nähe, wenn nicht Ihr eigener Wille mich zwingt. Antworten Sie nicht, Fräulein Agathe! Weisen Sie mich nicht mit einem harten Worte von sich! Ich habe ja noch so wenig Worte von Ihren Lippen vernommen, daß es wohl bitter wäre, als erstes und letztes ein schroffes und kaltes hören zu müssen. Nur um ein Zeichen, um eine stumme Sprache bitte ich Sie! Nehmen Sie diese Blume aus meiner Hand, wenn Sie mir nicht zürnen, wenn meine Liebe Sie nicht beleidigt. Werfen Sie die Blume fort, so zertritt Ihr Fuß mit ihr auch meine kühnen Träume und Wünsche. Schweigend will ich verstehen, schweigend von Ihnen in diesem Augenblicke Abschied nehmen und Sie nie wieder durch meine Nähe kränken!“

Er hatte mit bebenden Händen die dunkle Rose in ihre Hand gedrückt. Einige schwüle stille Sekunden gingen vorüber. Agathe hatte seinen glühenden Worten nicht gleichgiltig zugehört. Zum ersten Male konnte sie nicht zwei-

seln, daß sie um ihrer selbst willen begehrt werde; zum ersten Male fühlte sie die Macht ihrer Schönheit, den Zauber des Geliebtwerdens, dem auch das kälteste Gemüth nicht vollständig zu widerstehen vermag. Aber diese Gewalt über eine fremde Seele, deren sie sich bewußt wurde, erfüllte sie nicht mit dem weichen Sehnen, nicht mit der dankbaren Sicherung einer warmaufquellenden, erwiderten Neigung, sondern mit einem prickelnden Reiz des Triumphes, mit stolzem, übermüthigem Selbstbewußtsein.

Mit einem ruhigen, überlegenen Lächeln sah sie dem jungen Manne in das erregte Gesicht. „Ich nehme die Blume,“ sagte sie heiter. „Ihr Duft ist süß! Und wenn mein Herz auch, ehrlich gestanden, bis jetzt stets ruhig und gleichmäßig geschlagen hat, und ich das Wunder der Liebe bis jetzt nie an mir selbst erfuhr, so ist es doch nicht kalt und herbe genug, um sich der Freude über eine duftende Blume, die mir geschenkt, um sich des Dankes für ein warmes Gefühl, das mir gezollt wird, zu entziehen!“

Sie schämte sich fast des schmeichelnden, koketten Tones, der durch ihre Stimme klang, als er mit nun leidenschaftlichem Glücksgeföhle die Hand an die Lippen zog, die tändelnd die rothe Rose hielt. Eine schlummernde Gefallsucht war in ihr rege geworden, und es dünkte ihr von süßem Reiz, dem jungen Manne mit den hübschen Augen immer berückender in das Gesicht zu blicken, ihn mit immer hellerem Lachen zu umstricken.

„Da kommt unser Wagen!“ rief Elise heftig.

Das Zwiegespräch war zu Ende. Ein tiefbewegtes

„Gute Nacht!“ klang Agathe noch im Ohre, als sie sich in die Kissen zurücklehnte.

Am nächsten Morgen trat Clausen zu ungewohnter Stunde in das Zimmer seiner ältesten Tochter. Sie sah ihm überrascht entgegen.

„Du bist nicht im Bureau, Papa, an einem Wochentage um elf Uhr des Morgens? Da muß etwas Unerhörtes geschehen sein!“

„Eine große Freude hat mich zu Dir geführt,“ sagte der Vater, der in seltener Aufregung durch das hübsche trauliche Mädchenzimmer schritt. „Das heißt, ob die Freude sich nicht in Zorn und Aerger verwandeln soll, hängt von Dir ab, Agathe! Hohenberg hat mich um Deine Hand gebeten. Ich habe den jungen Mann lieb gewonnen. Er ist ein vorzüglicher Geschäftsmann. Seine Verbindungen würden mir von unabsehbarem Nutzen sein; er kann seiner Frau eine reiche, eine glänzende Zukunft bieten, und nur ein unbegreiflicher Starrsinn könnte ein Glück von sich weisen, das jedem Mädchen in dieser Stadt beneidenswerth erscheinen würde.“

Hätte der Vater in diesem Augenblicke mit eben solcher Wärme die Person des Freiers getadelt, als er sie lobte, hätte er über diesen Antrag die Achseln gezuckt und seine Einwilligung in Frage gestellt, wer weiß, ob Agathe in ihrem widerspruchsvollen Sinne nicht für den Mann, der ihr zum ersten Male volle Liebe gezeigt hatte, einen Kampf begonnen und in diesem Kampfe Interesse und Neigung für ihn gefunden hätte. Aber die dringende Befürwortung des Vaters, sein geschäftsmäßiges Lob Hohenberg's raubte ihr

jegliche Illusion, die bis jetzt das Bild des jungen Mannes in ein eigenartiges Licht gestellt hatte, und reizte sie zum Trotz.

„Ich hoffe, Du wirst endlich vernünftig sein, Agathe!“ sagte nun der Vater, den ihr Schweigen ärgerte, fast heftig. Dieses Wort rief ihr einen bitteren Abend wieder vor die Seele und jenen ernststen Schwur, daß der Nächste, der sie begehrte, ihr Jawort erhalten sollte. Sie wollte nicht wortbrüchig werden vor sich selbst. Ohne sich zu besinnen, blindlings, mit gebundenen Händen wollte sie dem Schicksal folgen.

„Greifere Dich nicht, Vater! Ich werde Deinen Wunsch erfüllen,“ sagte sie in einem Tone müder Resignation. Von diesem Augenblicke an blieb in ihren Augen ihrer Wahl der Stempel des Zwanges aufgedrückt. All' der leidenschaftliche Jubel des Bräutigams konnte ihr die Ueberzeugung nicht erschüttern, daß sie eine Vernunftstheorie schließe und unter die Träume und Wünsche der Jugend einen dunklen Strich gemacht habe.

Mit ganz ernster Miene theilte sie Elise ihren Entschluß mit. Die Schwester, die seit Wochen jede liebevolle Annäherung Agathens in schroffer Weise zurückwies, wendete das Gesicht von ihr ab und sagte in bitterstem Tone: „Ich habe das lange kommen sehen!“

„Wie lange, meine kluge Schwester? Seit einem Tage wohl, denn länger weiß ich ja selber kaum —“

„O, ich habe wohl schärfere Augen, als Du glaubst,“ unterbrach sie Elise und eilte aus dem Zimmer.

Von allen Seiten kamen Glückwünsche, Briefe, Blumen und Besuche, nur Hugo Welter schien von dem Gesichtsausdrucke Agathens betrübt, und die beglückwünschenden Worte stockten auf seinen Lippen.

Die Hochzeit sollte noch im Laufe des September stattfinden. Agathe hatte deshalb nach einer nur kurzen Sommerreise mit dem Vater in die schwüle, staubige RheinStadt zurückkehren müssen, um für all' die Dinge zu sorgen, die eine elegante Frau nun einmal besitzen muß. Elise nahm nicht den geringsten Antheil an den Vorbereitungen zur Hochzeit, sie war von einem Besuch bei einer im Elsaß verheiratheten Freundin verschloffener und stiller denn je heimgekommen.

Eines Nachmittags trat Agathe in ihr Gemach, als sie eben geschrieben hatte. Sie warf die Blätter ihres Briefes beim Anblick der Schwester fast erschrocken in die Mappe.

„Ich wollte Dich fragen, Elise,“ sagte Agathe freundlich, indem sie sich neben dem Schreibtische auf einem Tabouret niederließ, „ob Du für Dein Brautjungferkleid bereits einen Stoff gewählt hast. Hier unter diesen zur Auswahl übersandt'n Mustern fand ich nämlich ein entzückendes lichtblaues Seidengewebe, zu dem ich Dir rathen möchte.“

Elise spielte, wie ungehalten über die Unterbrechung, mit ihrer Feder. „Das ist viel zu schön für mich!“ sagte sie kurz.

„Zu schön? Warum zu schön?“ lachte Agathe, indem sie das glänzende Stückchen Zeug in der Sonne schillern ließ. „Bist Du geizig geworden, Elise, oder findest Du

es nicht der Mühe werth, Dich zu puken an meinem Hochzeitstage?“

„Warum sollte ich mich puken?“ erwiderte Elise mit einer Heftigkeit, vor welcher Agathe erschraf. „Wer kümmert sich darum, was ich trage? Ich bin ja ein so häßliches Mädchen! Für Dich, für die Schöne, die Prachtige, sind Blumen und Brillanten und kostbare Seide da, und jedes Stück kann es sich ja nur zur Ehre anrechnen, Deine Schönheit verherrlichen zu dürfen! Bei mir aber — ach, da sagte man wohl nur: ‚Schade für das schöne Kleid!‘“

Ihrer selbst nicht mehr mächtig, brach sie in heftige, leidenschaftliche Thränen aus.

Agathe hatte mit großen, verwunderten Augen die bitteren Worte mit angehört und stand nun rathlos vor diesem unerwarteten, fassungslosen Schmerze. Sie hatte Elise seit den Kindertagen nicht weinen sehen, hatte nie geglaubt, daß das ruhige, bescheidene Mädchen einer solchen Erschütterung, solcher Leidenschaft fähig wäre.

„Aber Liebe, gute Elise!“ sagte sie mit überströmendem Mitgefühl und legte den Arm um die Schulter der Schwester.

Diese aber sprang bei der zärtlichen Berührung jählings empor, nahm die Mappe, die vor ihr lag, und stürzte abwehrend in das Nebenzimmer, wo sie in fiebrighafter Hast den Schlüssel umdrehete, um dann in den Kissen ihres Lagers das laute Schluchzen zu ersticken, das ihren zarten Körper wie ein Krampf erschütterte.

Agathe starnte tiefbewegt in einer dumpfen Angst vor sich nieder, als ihr Auge auf einem engbeschriebenen Blatte

haften blieb, das vor ihren Füßen auf dem Teppich lag, und wohl bei Elisens jäher Flucht aus der Mappe gefallen sein mußte. In jeder anderen Stunde wäre Agathe viel zu stolz gewesen, um nur einen indiscreten Blick auf die Beilen zu werfen. In diesem Augenblicke aber verlangte sie so dringend nach einer Aufklärung der eben erlebten Scene, daß sie nicht umhin konnte, in diesem Briefe, der ihr durch Zufall in die Hände fiel, danach zu suchen. Sie las:

„Ich konnte nicht sprechen, Therese, so lange ich bei Dir war; selbst vor Deinen lieben Augen schämte ich mich. Jetzt aber, in dieser schwülen Sommerstille, muß ich mich einer Menschenseele anvertrauen, wenn mir Leid und Bitterkeit nicht das Herz abdrücken sollen. Daß ich eine unglückliche Liebe mit mir herumtrage, Du hast es wohl errathen, aber Du ahntest nicht, daß der Mann, der mir so unzählige Thränen kostete, mein Schwager werden wird. Ich will Dir noch mehr sagen — auch wenn ich Deine Augen voll Entsetzen auf mich gerichtet sehe: es hat Tage gegeben, an welchen ich kaum mehr zweifelte, daß ich binnen kurzer Frist seine Frau werden würde. Mißverstehe mich nicht: er hat keine Schwüre gebrochen, es wäre Verleumdung, wollte ich ihn falsch und charakterlos nennen. Aber siehst Du, er war hieher gekommen in der bestimmten Absicht, sich eine Frau zu suchen. Ich wußte das. Nun hatte er sich aber in all' den Gesellschaften, die er besuchte, keinem Mädchen so freundlich genähert, wie mir. In der ersten Viertelstunde plauderten wir eigentlich schon mit einander wie gute Freunde, und mir selbst schien's wunder-

bar, daß ich, die ich sonst so arm an Wiß und Worten bin, plötzlich einem Manne so viel zu sagen wußte. Wenn es je Sympathie, Gleichheit der Anschauungen, Uebereinstimmung des Geschmacks zwischen zwei Menschen gegeben hat, so war's bei uns der Fall. Ich hatte ihn freilich nur etliche Male getroffen, es war von Liebe nicht zwischen uns die Rede gewesen, und doch — ich will Dir's ehrlich gestehen, ich habe jeden Tag seine Bitte um meine Hand für möglich gehalten, fast erwartet. So träumte ich gläubige Thörin bis zu der Stunde, wo er Agathe sah. Ich hatte vor dieser Begegnung freilich schon lange gezittert, schon während ihrer Krankheit. Und doch! Wer weiß, ob sie ihm in einem Salon mit ihrer frostigen Gesellschaftsmiene diesen überwältigenden Eindruck gemacht hätte. So aber, wie sie an jenem Ostermorgen in das Gemach trat, in dem phantastischen Morgengewande, in ihrer Schwäche so rosig, zart und mädchenhaft, mit dem Sonnenlicht auf den Haaren und den schneeweißen Händen — kein Theaterregisseur hätte die Scene wirksamer gestalten können. In diesem Augenblicke war's um mich geschehen: er hatte den Liebestrank geschlürft und mußte vergessen, was hinter ihm lag. Wie ein Rausch ist diese Leidenschaft über ihn gekommen. O, laß mich schweigen von all' den Qualen, die ich stumm erduldet habe, wenn er über mich wegjah, als sei ich Luft, eitel Luft, während er wie berauscht an ihren Zügen hing — bis zu der Stunde, wo er voll jubelnder Freude seine schöne Braut in die Arme schloß und seiner „lieben kleinen Schwägerin“ einen flüchtigen Kuß auf die Wange drückte! Aber

ich wollte ja Alles, Alles tragen, wenn ich nur an sein Glück glauben könnte! Doch wenn ich sehe, mit welcher Märtyrermiene meine Schwester ihren Brautkranz trägt, wie ihr nur ein Opfer scheint, was mir höchste, unfassliche Seligkeit gewesen wäre, dann möchte ich einen Fluch hinausschreien in die Welt über die Ungerechtigkeit, welche die Schicksale lenkt. Sie ist so schön, so reich an Geist, an Kraft, an Talent, sie hätte sicher einen anderen Mann noch begeistern und berauschen können! Warum mußte sie mir den Einzigen rauben, der sich mir je freundlich zugeeignet hatte, den Einzigen, den ich ihr mißgönne, und den sie doch bei all' ihrer Schönheit — elend machen wird!“ —

Das Blatt war Agathens Händen entsunken. Vernichtet, thränenlos, mit brennenden Augen und todwundem Herzen schaute sie auf die Sonne, die noch immer am Himmel stand wie vordem, während ihr doch eine Unendlichkeit vergangen war, seit sie dieses Gemach betreten hatte, während ihr alles Gewesene verwandelt schien: ihre Resignation — ein kaltblütiger Raub, ihre Vernunft — Kurzsichtigkeit, ihre Ruhe — ein selbstfüchtiger Wahn, die Zukunft — ein dunkles Chaos.

Es fing an zu dämmern. Sie saß immer noch regungslos an derselben Stelle. Im Nebenzimmer ward ein leiser Schritt vernehmbar; Agathens Hand zuckte eine Sekunde lang, als wolle sie den verrätherischen Brief wieder an die Stelle legen, an welcher sie ihn gefunden — ein Buch konnte ja ihre Anwesenheit auf die glaubwürdigste Weise erklären. Doch gleich darauf schämte sie sich dieser Feigheit, welche Verstellung und Lüge im Gefolge haben würde,

und als Elise mit traurigem, verweintem Gesichte eintrat, stand sie auf und sagte in tiefer Bewegung: „Dieses Blatt lag auf dem Boden. Ich habe es gelesen!“

Entsetzt, zu Tode erschrocken blickte Elise auf ihre eigenen Schriftzüge, auf die Schwester; doch ehe sie noch die Rippen öffnen konnte, schlang Agathe die Arme um ihren Hals, drückte die Rippen auf ihre thränenmüden Augen und flüsterte mit einem Tone der Zerknirschung, der Liebe, welche jeden Vorwurf ersticken mußte: „Meine arme, liebe kleine Schwester! Verzeih', verzeihe mir!“

Das arme Mädchen war so gebrochen von dem wilden, leidenschaftlichen Schmerze, der eben ihre Seele erschüttert hatte, ihr Herz lag ihr so todwund in der Brust, daß sie diesem ungewohnten warmen Klang nicht widerstehen konnte, sondern sich wie ein hilfloses krankes Kind in die Arme flüchtete, die sich ihr liebend entgegenstreckten.

„Du hast mich für sehr hart, für sehr selbstüchtig gehalten!“ sagte Agathe leise, indem sie die weichen Haare des weinenden Mädchens streichelte. „Vielleicht thatest Du mir doch Unrecht, Elise! Vielleicht hätte ich Dein Vertrauen nicht weniger verdient, als die Freundin Therese! O, wenn Du wüßtest, wie tief Dein Leid mir geht, wie ich mich schäme, daß ich von alledem nichts ahnte, wie ich jedes Opfer, das schwerste, bringen möchte für Dein Glück!“

„Um Gottes willen, Agathe!“ rief Elise ängstlich. „Es darf nichts geschehen! Es darf Niemand ahnen! Auch Du mußt vergessen, was Du nie hättest wissen sollen! Und ich — gewiß — ich gebe mir Mühe — ich will auch vergessen lernen!“

Sie versuchte zu lächeln; aber dieser zuckende, wehmüthige Mund rührte Agathe mehr als ihre Thränen.

„Ach, daß wir dem Schicksal, das wir einst in den Händen hielten, nun so machtlos gegenüberstehen!“ rief sie in zornigem Schmerze. „O, ich schweige ja!“ fuhr sie nach einer flehenden Geberde Elifens fort. „Doch, wenn Du mir glaubst, so schicke diesen Brief nicht ab. Laß keine Fremde in Dein Herz schauen, das sich vor mir so tief verborgen hielt. Ich bitte Dich, thu's nicht, Kind!“

Der verrätherische Brief ward zu Asche, und mit ihm schien auch das Geheimniß, das die Schwestern theilten, für immer begraben. Die Vorbereitungen zur Hochzeit nahmen ihren Gang. Täglich kamen neue Sendungen, neue Geschenke, die den glänzenden Prautschatz vervollständigten; nur sie, für welche all' die kostbaren und reizenden Dinge bestimmt waren, hatte keinen Ausruf der Bewunderung und ließ den Brautschleier aus Brüsseler Ranten, den eine Tante ihr übersandt, so gleichgiltig durch die Finger gleiten, wie den Rubinenschmuck, den ihr Verlobter ihr zum Geburtstage schickte. Er hatte selbst kommen wollen, hatte sich seit Wochen darauf gefreut, die blinkenden Steine um den weißen Hals seiner Braut zu legen; aber Agathe wollte aus Schonung für die Schwester von diesem Besuche nichts wissen, und wußte ihn theils mit Bitten, theils in dem lustig-befehlenden Tone, welchen sie gern in ihren Briefen anschluss, fernzuhalten.

Schwüler Sonnenbrand lag in diesen Augusttagen über der Stadt. Die Natur lechzte nach Regen, und doch lastete es auf ihr wie ein Grauen vor dem unausbleiblichen

Sturme, der endlich der schwülen Stille ein Ende machen würde.

In der Familie Klausen war diese bange Stimmung doppelt fühlbar. Die Braut schlich bleich und schweigsam durch das Haus. Die Miene des Vaters war finsterner und sorgenvoller denn je. Er wurde von einer nervösen Angst gequält, die ihm den Schlaf raubte und in der unerträglichen Hitze sich zur Krankheit steigerte. Ueber die festesten Kaufmannshäuser war eine Zeit des Wankens und Stürzens gekommen. Auch er fühlte den Stoß und zitterte für die Arbeit seines Lebens.

Nur Elise bemühte sich aus Rücksicht für Agathe eine heitere Miene zu zeigen und ergriff jede Gelegenheit, um sich zu zerstreuen. So hatte sie sich auch eines Nachmittags von einer befreundeten Familie zu einem kleinen Ausfluge bereden lassen. Man war aber kaum an dem Bestimmungsorte angelangt, als die Gewitterwolken, die seit Tagen brütend, regungslos im Süden lagerten, gleichsam auf das Signal eines Donnereschlages heranrückten und man nur dankbar sein mußte, in einem kleinen Wirthshause Schutz vor dem kommenden Sturm zu finden. Das lange drohende Unwetter brach denn auch mit rasender Wucht los. — Nach all' den Unbequemlichkeiten einer verregneten Parthie kam Elise endlich spät Abends milde und mit nassen Kleidern nach Hause. Sie fand hier große Unruhe, und schon auf der Treppe kam ihr das Stubenmädchen mit dem angstvollen Ausrufe entgegen: „O, Gott sei Dank, Fräulein Elise, daß Sie zurück sind! Sie wissen auch gewiß, wo Fräulein Agathe hingegangen ist? Das

Fräulein vergaß sicher, uns zu sagen, daß sie zu einem Abendessen eingeladen sei!"

"Agathe!" rief Elise. "Ist sie nicht zu Hause? Ich weiß von keiner Einladung! Aber wann ging sie fort? Sie ist wohl vom Gewitter überrascht worden, wie wir!"

"Ach, Fräulein," sagte das Mädchen in größter Aufregung, "wäre Fräulein Agathe von der Parthie gewesen, wie Sie, wir würden uns ja gar nicht geängstigt haben. Sie konnten bei diesem Regen ja erst mit dem letzten Zuge zurückkommen. Aber Fräulein Agathe ist zum Baden gegangen, wie alle Abende, und —"

"Seit wann ist sie fort? Wer hat sie begleitet?" schrie Elise auf und sank todtenbleich in einen Stuhl.

"Das gnädige Fräulein ging vor Sonnenuntergang an den Rhein hinunter," sagte die Jungfer, indem sie Elise die nassen Schuhe abzog. "Ich trug die Tasche mit dem Badezeug, den Regenmantel und Schirm. Als Fräulein Agathe an der Brücke die schwarzen Wolken sah, sagte sie: Legen Sie die Sachen in meine Kabine, Lina, und gehen Sie schnell nach Hause. Der Kutscher soll anspannen und mich in etwa einer Stunde abholen. Er soll aber nicht bis hieher zu den Bädern kommen, weil die Pferde so dicht am Schienengeleise schon ein paarmal vor der vorüberfahrenden Lokomotive gescheut haben, sondern oben an der Brücke warten. Sie brauchen nicht mitzukommen, Sie können die Tasche morgen holen! Es war Niemand mehr im Schwimmbad, als ich mit dem Fräulein eintrat, und die Badefrau, die eben aufgeräumt hatte, machte ein ganz verdrießliches Gesicht über den späten Besuch. Ich

aber ging nach Hause, wie mir befohlen worden war, der Kutscher spannte an und fuhr sogleich fort, lange ehe der Sturm losbrach. Gott, wie bin ich erschrocken, Fräulein, als er nach mehr denn einer Stunde, ganz durchnäßt, mit blassem Gesicht in die Küche trat und mich anbrummte, ich sei Schuld, wenn die Pferde sich von diesem Untwetter nicht wieder erholen würden, ich hätte eine falsche Bestellung ausgerichtet, das gnädige Fräulein müsse ja längst zu Hause sein! Nein, rief ich. Nun, unten am Rhein ist sie auch nicht, sagte er. Ich bin bis an die Bäder hingefahren, obwohl sie's verboten hatte, und es war so einsam und menschenleer da unten, sie hätte den Wagen von weitem sehen und hören müssen. Aber keine Spur von dem Fräulein; nicht an der Brücke, nicht in den Anlagen, nicht vor dem Badehaus. Sie müssen unrecht verstanden haben, Gina'. Ich aber lief zum gnädigen Herrn, der sehr ungehalten war, daß Fräulein Agathe überhaupt zum Schwimmen gegangen sei, und der mich zu allen Bekannten schickte, um nachzufragen, ob das Fräulein vielleicht noch einen Besuch gemacht habe!"

Elise hatte mit großen, starren Augen dem Berichte gehorcht, während sie sich willenlos in wärmere Kleider hüllen ließ. Doch als nun draußen die Stimme des Vaters hörbar wurde in jenem dumpfen, hastigen Tone, der bei ihm Zeichen höchster Aufregung war, stürzte sie mit einem Schrei: „Vater, was ist geschehen? Um Gottes willen! Wo ist Agathe?“ an die Thüre.

„Ruhe, Elise! Ruhe und Vernunft!“ befahl der Vater, während er selbst mit raschen Schritten im Korridor auf

und ab ging und sich nur mühsam beherrschte. „Ich habe den Diener eben weggeschickt, er muß die Badefrau wecken. Vielleicht hat Agathe ihr irgend einen Auftrag gegeben, der bei der gewohnten Nachlässigkeit dieser Leute nicht ausgerichtet wurde. Deine Schwester krankt ja manchmal an närrischen Einfällen, das weißt Du ja! Also bitte, nur keine unnöthigen Alterationen! Komm' mit in's Schlafzimmer!“

O, wie endlos sich solche Nachtstunden dehnen, in welchen man auf jeden Schritt, auf jedes ferne Wagenrollen hinaushorcht und der Zeiger der Uhr langsam, so langsam fortschreitet, während die Angst auf dem Herzen riesengroß anwächst und jede Sekunde tausend bange schreckensvolle Bilder bringt. Kein Wort ward zwischen den Harrenden gesprochen. Elise fühlte Fieberschauer durch ihren Körper rieseln. Es schlug Mitternacht. Noch war der Diener nicht zurück.

Endlich kam sein vorsichtiger Schritt über die Treppe herauf. Nach leisem Pochen, nach einem dumpfen „Höre!“ des Vaters trat er vor mit verstörtem Gesicht. Dreimal mußte Clausen ihm befehlen, zu reden, bis er endlich seinen Bericht begann.

„Die Badefrau ist zu Tode erschrocken,“ erzählte er, „als sie hörte, das Fräulein werde vermißt.“

„Was sagte sie?“ rief Clausen, der die Zeitung, die er seit einer halben Stunde in der Hand hielt, ohne nur eine Zeile zu lesen, zerknitterte und zusammenballte. „Ich will genau die Worte dieser Person hören!“

„Sie sagte,“ fuhr der Diener in ängstlichem Tone fort,

„sie sagte: ‚Um Gottes willen, ich komme um meine Stelle, wenn man erfährt, daß ich fortgelaufen bin, während noch eine Dame im Schwimmbade war. Aber Fräulein Clausen kam immer zu so später Stunde, und sie selbst hatte mich ein paarmal fortgeschickt, damit meine Kinder nicht so lange allein blieben. Heute aber sagte ich: Gnädiges Fräulein, gehen Sie nicht mehr in's Wasser! Das Gewitter wird gleich losbrechen! Sie aber rief mir aus der Kabine zu: Ich weiß noch nicht — ich will nur den Wellen zusehen, wenn der Sturm kommt. Sie aber können ruhig nach Hause gehen! Ihr kleiner Junge fürchtet sich sonst vor dem Blitzen! Gehen Sie nur gleich, gute Frau Birkmeier! Und so ging ich denn und habe meiner Seel' in der Angst vor dem Unwetter an das Fräulein nicht mehr gedacht' —“

„Nun, und Sie ließen sich in die Bäder führen!“ unterbrach Clausen den vor Aufregung erblaßten Diener.

„Gewiß, gnädiger Herr! Die Badefrau nahm sogleich eine Laterne und wir gingen hinunter an den Rhein. Die Thüre war zu; sie fällt in's Schloß, ob sie von innen oder von außen angezogen wird. In dem Schwimmbassin hatte der Sturm fürchterlich gehaust. Das Wasser stand zollhoch über den Brettern. Dort auf den Stuhl hatte das Fräulein ihren Schirm und Regenmantel gelegt, flüsterte die Frau Birkmeier, und schien einen Trost darin zu finden, daß die beiden Dinge fehlten. Allerdings war der Stuhl umgerissen und schwamm fast auf den Brettern. Als wir nun aber in die Kabine traten, da stieß die Badefrau einen lauten Schrei aus und glitt auf dem

nassen Boden in die Kniee. Ich konnte gerade noch die Laterne retten, sonst hätten wir uns in der Finsterniß gar nicht wieder zurechtfinden können. Denn hier auf der Bank lagen wohlgeordnet die Kleidungsstücke des gnädigen Fräuleins; das hellgraue Kleid, das sie heute getragen, hing an dem Nagel; und dieses Armband, diese Nadel und die goldene Uhr hatte das gnädige Fräulein auf das Täbrettchen unter dem Spiegel gelegt. Die Schmutzsachen habe ich auf die Bitte der Frau Birkmeier, die ganz außer sich war vor Jammer und Schrecken, mit mir genommen.“

Es war todtenstill in dem Gemach. Der Großhändler hatte die bebende Hand auf das Marmortischchen gelegt, vor dem er stehen geblieben war, regungslos, die Augen starr auf den Teppich gerichtet.

„Wir holten sogleich einige Leute aus der Nachbarschaft; wir suchten mit Fackeln und Stöcken, aber in dem Schwimmbad fand sich keine Spur,“ fuhr der Diener leise fort. „Jedoch haben die Wellen einen Theil des Wehres abgerissen, und wenn dem gnädigen Fräulein ein Unglück passirt ist — was Gott verhüten möge — dann ist sie wohl fortgerissen worden in den Strom —“

Bei diesen Worten brach Elise ohnmächtig zusammen.

Am nächsten Morgen telegraphirte man an den Bräutigam; aber der Tag konnte nur zur Gewißheit stempeln, was in der Nacht wie ein unmögliches Schreckbild vor Aller Augen geschwebt, was man so gerne für einen Fiebertraum gehalten hätte. Agathe blieb verschwunden.

Die eine Sturmnacht hatte in dem stolzen Kaufmanns-

hause an der Hauptstraße die schönsten Hoffnungen mit-leidlos vernichtet. Der Vater schien gerade durch seine mühsam erhaltene äußere Ruhe am tiefsten, am unheilbarsten unter dem schweren Schläge zu leiden. Er war um Jahre gealtert, und sein Haupthaar war grau geworden. Vielleicht galt der Jammer des sonst so frohlichen Mannes nicht allein dem verlorenen Kinde. Er war ja kein Gefühlsmensch, und sein Gemüth trug eiserne Riegel, wenn es sich nicht um das Einzige handelte, woran er mit jeder Lebensfaser hing, um sein Geschäft. Aber auch das Geschäft war durch den Verlust der Tochter gefährdet. In der Krisis, welche die Handelswelt bedrohte, war der Kredit seines Schwiegersohnes ihm wie eine feste Rückwand erschienen, an welche gelehnt er manchem Sturme trogen konnte. Nun fiel dieser Halt zusammen, da die verknüpfenden Fäden zerrissen waren, und er schaute mit Sorge, mit Zweifeln an seinem Glück, die ihm zum ersten Male am Herzen nagten, in die Zukunft.

Hohenberg war dem Wahnsinn nahe. Mit welch' fieberhafter Sehnsucht hatte er seit Wochen an seine Bräutigamsreise gedacht, die ihm sein Glück, sein schönes berauschendes Glück in die Arme führen sollte. Und nun! Im Gegensatz zu diesen Träumen die furchtbare Fahrt, zu der ihn ein düsteres, knappe Telegramm veranlaßt; die entseßliche Bestätigung all' seiner Angst, der jähe Uebergang von leidenschaftlichem Jubel zu tiefstem Erdenjammer, das mußte auch eine sonst ruhige, maßvolle Natur aus den Fugen reißen.

Man hatte ihn ein Zimmer im Hause eingeräumt,

und die arme Elise hörte kein Schluchzen und Stöhnen, und jeder Schmerzensruf weckte ihr ein tausendfaches Echo und wälzte eine Bergeslast auf ihre wunde Seele. Nur in der einsamen Stille ihres Zimmers wagte sie ja über das Fürchterlichste nachzudenken, was sie allein wissen konnte, und was sie doch keiner Menschenseele verrathen durfte. Nicht ein unglückseliger Zufall hatte den Tod Agathens herbeigeführt; sie hatte ihn gesucht, wie eine Heldin, als Opfer für sie, für die Schwester, aus Mitleid mit ihrer unseligen Liebe! Und schauernd sah Elise das schöne Gesicht, den stolzen Leib unter die grauen schäumen- den Wellen tauchen mit einem großen, unerbittlichen Entschlusse. Die Worte klangen ihr im Ohre Tag und Nacht: „Jedes Opfer, jedes Opfer möchte ich für Dich bringen!“ Und schauernd drückte sie das Gesicht in die Hände und vermochte das grauenhafte Bild der versinkenden Schwester doch so wenig aus der Seele zu bannen, wie das qualvolle Stöhnen des geliebten Mannes, das sie wie ein gelender Fluch verfolgte. Ach, wie gerne hätte sie ihm ein warmes Wort aus ihrem übervollen Herzen gesagt! Aber sie fand keines; durfte, konnte sie ihn denn trösten? Sie, um derentwillen er beraubt worden? Durfte sie nur einen Versuch machen, das Erbe der armen Schwester anzutreten, die aus Liebe zu ihr in den Rheinwellen trieb! Nein, das Opfer war zu groß für ihr zaghaftes Herz! Sie konnte keine Früchte nicht ernten, auch wenn Jahre darüber hingegangen waren, niemals, niemals! Sie sehnte den Tag herbei, da Heinrich Hohenberg sie endlich verlassen würde.

Aber er gehörte nicht zu den Menschen, die von der Entfernung Vergessenheit hoffen. Nach Tagen der Verzweiflung kam ein Zustand der Erschöpfung über ihn; er konnte Stunden lang an Agathens Arbeitstischchen sitzen, ein Tuch, ein Band, das sie getragen, in Händen halten und sich in dumpfer Weltvergessenheit in seinen Schmerz einwühlen. Mit den Menschen, unter welchen sein verlorenes Lieb gelebt, schien er inniger als je durch den gemeinsamen Verlust verknüpft, und Clausen schöpfte einige Beruhigung aus der Sohnesliebe, welche der junge Mann ihm zuwendete, auf die er wohl auch in der Gefahr zählen konnte.

Zwei Monate waren vergangen. Niemand zweifelte mehr an dem Tode Agathens. Auf Befehl des Vaters sollte Elise Andenken der Verstorbenen an die Verwandten übersenden, und deren Kleider und Wäsche an Arme vertheilen. Nach schlafloser, durchweinter Nacht betrat sie mit heimlichem Grauen das Zimmer, das seit Agathens Abwesenheit unverändert geblieben war. Als sie die Schlüssel in den Schreibtisch steckte, da war es ihr, als müsse sie sich niederwerfen und die Todte um Vergebung flehen, daß sie nun mit frebler Hand in ihrem Besitze schalten solle. Doch als sie nach etlichen Stunden das stille Gemach verließ, war sie vollständig verwandelt. Ihre Augen suchten nicht mehr scheu den Boden, ihre Lippen bebten nicht mehr, ihre Gestalt war nicht mehr in sich zusammengesunken wie in den letzten Wochen, da jede Geberde gleichsam einer Bitte um Vergebung geglichen hatte, daß sie noch lebe. Der

Vater, in welchem die thränenreichen Augen, die gebrochene Miene Elifens ein Gefühl der Abneigung gegen das einzige Kind, das ihm geblieben war, erweckt hatten, drückte ihr fast dankbar die Hand, als sie bei dem bisher so düsteren Mittagstische zum ersten Male die Lippen öffnete und das Weinglas nicht mehr mit einer Geberde des Entsetzens von sich schob.

Elise blieb verwandelt. Sie war nicht bloß wieder die Alte geworden: das stille, pflichttreue Mädchen, das für Behagen und Ordnung im Haushalte sorgte; es war sogar ein neuer, belebender Zug in ihr Wesen gekommen, wie er Menschen eigen ist, die von einer besonderen Erwartung, einem hoffnungsvollen Gedanken über das gleichmäßige Tageseinerlei hinweggetragen werden.

Es war eine Gnade des Geschicks, daß sie aus ihrem muthlosen, siechen Zustande erwacht war, ehe neues Unglück über sie hereinbrach. In stolzer Ruhe, wie ein kampfbewährtes Schiff, das einem schweren Sturme getrotzt, stand das Kaufmannshaus wieder aufrecht, und Clausen fühlte sich muthiger, sicherer vom Glückströme getragen als je. Die Wunde, die sein Vaterherz erhalten, vernarbte unter den günstigen Zufällen, die dem Geschäftsmanne in den Schoß fielen. Er hatte sich mit Hohenberg in gemeinschaftliche großartige Spekulationen eingelassen, Erfolg und Gewinn erhöhten nur sein rastloses Arbeitsfieber — da machte ein unglückseliger Zufall ihm und all' seinen Millionen-Plänen ein Ende. Bei einer kleinen Geschäftsreise, die er statt eines erkrankten Vertreters unternommen hatte, scheuten die Pferde vor seinem Wagen. Er wurde an einen

Wegstein geschleudert und starb wenige Tage später an schweren inneren Verletzungen, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben.

Ein Fluch schien auf das stolze Kaufmannshaus an der Hauptstraße niedergefallen zu sein. Während die Firma Clausen in der Handelswelt einen volleren Klang besaß als je, blieb als Erbin aller Schätze und Waaren, die von allen Welttheilen her den großartigen Magazinen zuströmten, nur ein bleiches, stilles, einsames Mädchen zurück.

2.

Seit diesen Ereignissen waren zwei Winter vergangen. In Deutschland brachte der Februar noch neue Kälte, neue Schneemassen, aber über den Brenner wehte schon Frühlingsluft.

An der Table d'hôte des Hotels „Fratelli Cola“ in Verona saß ein junges Ehepaar. Die neuglänzenden Trauringe ließen sie als Hochzeitsreisende erkennen. Sie benahmen sich aber, im Gegensatz zu den übrigen verliebten Pärchen, die am Tische saßen, auffallend ruhig und vernünftig. Der junge Ehemann sah sogar sehr ernst und still auf seinen Teller herab, während seine Frau mit fragenden Augen an seinen Zügen hing und ihn sehr dankbar anlächelte, wenn er ab und zu das Wort an sie richtete. Die Franzosen und Engländer, die in ihrer Nähe speisten, kümmerten sich wenig um die einsilbigen Deutschen. Ein am Ende der Tafel sitzender Herr aber studirte das Gesicht der jungen Frau mit jenem Interesse, das man in der Fremde auch nur halbwegs bekannten Landsleuten ent-

gegenbringt. Als die Dame sich nach Schluß der Table d'hôte erhob und an ihm vorüber kam, schien er sich plötzlich zu besinnen, wo er ihr bereits begegnet war, und verbeugte sich mit höflichem Gruße.

„Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern, gnädige Frau,“ sagte er, als die Dame ihm mit leisem Erröthen gedankt hatte. „Vor meiner Reise nach Italien, also genau vor zwei Jahren, hatte ich die Ehre, Sie im Hause Ihres Herrn Vaters, allerdings nur auf kurze Stunden, zu sehen.“

„Gewiß, gewiß! Ich entsinne mich sehr wohl,“ erwiderte die junge Frau. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Mann vorstelle: Bankier Hohenberg — Herr Maler Branden.“

„Ihr Name ist mir natürlich wohl bekannt. Ich habe Gelegenheit gehabt, viele Ihrer Bilder zu bewundern,“ sagte Hohenberg, indem er dem Künstler die Hand reichte. Sie verließen zusammen den Speisesaal und lehnten plaudernd an der Terrasse, schauten in das glitzernde Wasser der Etch, die unmittelbar vor dem Hotelgarten vorüberrauscht, und freuten sich des langentbehrten milden Sonnenscheins.

„Man lebt wieder auf unter diesem blauen Himmel!“ sagte Hohenberg. Ein heller Glückstrahl leuchtete bei diesen Worten aus den sanften Augen seiner Frau und sie legte ihre Hand zärtlich auf die seine.

„Für mich ist dieser sonnige Tag nur leider ein Abschiedsgruß,“ erwiderte der Maler. „Ich kehre heute noch nach Deutschland zurück.“

„Wie schade, daß unsere Wege sich hier kreuzen,“ erwiderte Hohenberg. „Ich hatte, als meine Frau Ihren Namen nannte, eine leise Hoffnung, in Ihnen einen Reisegenossen, einen Führer in diesem Lande der Kunst zu finden.“

„Sie sind Beide zum ersten Male in Italien?“

„Nicht doch,“ erwiderte die junge Frau. „Mein Mann war früher wohl einige Male hier. Ich bin vor sechs Jahren in Venedig gewesen, doch war ich damals noch sehr jung, und die Juwelierläden interessirten mich, offen gestanden, mehr als die Gallerien. Wir hatten in der Heimathstadt ja auch so wenig Gelegenheit, unseren Geschmack zu bilden.“

„Nun, Ihr Fräulein Schwester schwärmte aber doch sehr für die Kunst! Wie geht es denn meiner schönen Collegin? Malt sie noch fleißig? Hat sie sich mittlerweile auch verheirathet?“

Der Maler hatte auf die Cigarre geblickt, die er sich anzündete, die Wirkung seiner Worte war ihm deshalb entgangen. Da er keine Antwort erhielt, wendete er sich um und blickte nun in ein bleiches, angstvolles, verstörtes Gesicht.

„Meine Schwester?“ stammelte die junge Frau. „Sie ist seit mehr als einem Jahre todt — verunglückt im Rhein.“

Heinrich, der bisher Hand in Hand mit Elise an der Brüstung gelehnt war, hatte sich schweigend abgewendet und schritt mit düsterer Miene im Garten auf und ab.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ sagte Branden mit

aufrichtiger Theilnahme. „Ich habe Ihnen weh' gethan. Aber ich bin der Heimath fremd geworden und ahnte nicht —“

„Nein, Sie konnten nicht wissen, Niemand weiß es ja, welche Wunden die Erinnerung an Agathe aufreißt,“ sagte die junge Frau leise, während sie mit besorgten Blicken jeder Bewegung ihres Gatten folgte. „Und darum bitte ich Sie, sprechen Sie die Fragen nicht aus, die Ihnen auf den Lippen schweben, fragen Sie nicht, nicht jetzt nach meiner armen Schwester. Aber besuchen Sie uns einmal in meiner neuen Heimath, ja, thun Sie's gewiß, dann möchte ich Ihnen vieles, vieles erzählen, Sie um Rath bitten —“

Sie brach plötzlich ab, als ihr Gatte herzutrat. Der Künstler fühlte, daß auf diesem ernstern Paare eine schwere Wolke lastete, die zu dem vielbesungenen Glücke des Honigmondes nicht stimmen wollte. Es that ihm leid für die sanfte junge Frau, die mit so viel Liebe, so forschender Angst zu dem melancholischen Gatten aufblickte, so willig gehorchte, als derselbe sie in dem müden Tone, der ihm eigen zu sein schien, aufforderte, sich für einen Spaziergang bereit zu machen.

Seine peinliche Empfindung erhöhte sich noch, als Hohenberg, gleich nachdem Elise sie verlassen hatte, nahe an ihn herantrat und mit einer Erregung, welche gegen seine vorige Ruhe auffallend kontrastirte, hastig sagte:

„Ich habe eine Frage, eine Bitte an Sie, Herr Branden. Wäre es Ihnen möglich — und wie sollte Ihrem genialen Pinsel irgend etwas unmöglich sein? — das Bild einer Verstorbenen nach verschiedenen Photographien, die Ihnen zu Gebote stehen würden, zu schaffen?“

„Das ist immer ein schwieriges Unternehmen,“ erwiderte der Künstler. „Ein Porträt kann nur lebenswahr und charakteristisch werden, wenn der Maler nicht bloß die Züge kennt, sondern auch den besonderen Ausdruck der Persönlichkeit, deren individuelle Eigenart sich eingeprägt hat.“

„Über die Verstorbene, von welcher ich ein Bild besitzen möchte, ist Ihnen nicht ganz fremd gewesen. Sie sprachen eben von ihr, von der Schwester meiner Frau. Ich meine, ihre Erscheinung war so außergewöhnlich, daß sie sich einem Künstlerauge unauslöschlich einprägen mußte.“

Ein leises Roth huschte, während er sprach, über das Gesicht des Bankiers, das Branden aufmerksam beobachtete. Es dämmerte ihm das Verständniß für die Trauer, die er auf der Stirne der jungen Frau gelesen. Das Bild des todtten Mädchens schien wie ein Gespenst zwischen ihr und ihrem Gatten zu stehen.

„Ich sehe die schöne, stolze Gestalt in der That lebendig vor mir,“ erwiderte er. „Ob es mir aber gelingen wird, diese Vorstellung festzuhalten, sie auf die Leinwand zu bringen, das vermag ich nicht zu sagen.“

„Aber Sie wollen es versuchen?“ rief Hohenberg mit leuchtenden Augen, indem er dem Künstler die Hand reichte und lebhaft drückte. „O, was Sie auch für das Bild fordern wollen, ich werde die Dankeschuld, die Sie in mein Herz schreiben, niemals tilgen können! Eines noch: meine Frau soll von meiner Bitte nichts erfahren, bis — bis ich sie mit dem Bilde ihrer Schwester überraschen kann.“

Wir sind ja auf der Hochzeitsreise und gingen einer schmerzlichen Erinnerung lieber aus dem Wege."

Er versuchte zu lächeln, doch seine Augen blieben düster.

Elise kehrte eben zurück; der Maler schlenderte noch eine Weile mit dem jungen Paare durch die stillen Straßen der interessanten alten Stadt, und nahm dann nach einem vielsagenden Händedruck Hohenberg's von ihnen Abschied — Abschied auch von dem schönen Süden, der um Mitternacht schon wie ein entschwundenes Märchen hinter ihm lag. —

„Ein anderes Bild!“ rief Branden halb lachend, halb seufzend, als er am nächsten Morgen in seiner lange verwaisten Junggesellenwohnung die Vorhänge auseinander-schlug und auf die weißen Dächer, die dickbeschnittenen Bäume blickte. Doch als nun der harzige Geruch der Tannenguirlanden, mit welchen die Freunde ihm das Atelier geschmückt, mit Sehnsucht erweckender Walderinnerung um seine Stirne wehte, da öffnete er die Arme, als müsse er die traute deutsche Umgebung umarmen, und lachte fröhlich vor sich hin: „Wieder daheim, wieder daheim!“

Es blieb nicht lange stille in seiner Behausung. Die Freunde kamen, ihn zu begrüßen, ihm die Hände zu schützen. Mit den Worten: „Gott sei Dank, daß Du da bist, Konrad! Wir haben schon eine Anzahl Pläne auf Deinen Garderobeschrank gebaut!“ Oder: „Lieber Freund! Ich hoffe, Sie haben aus Italien etliche hübsche alte Stoffe mitgebracht!“ stürzte Einer nach dem Anderen in das Atelier. Und als Branden lachend nach dem Grund ihrer Aufregung, ihrer erhitzten Gesichter frug, klang ihm von allen Seiten nur das Wort: „Maskenball! — Künstlermaskenball!“

entgegen. „Wir arbeiten ja höllisch seit Wochen! Komm' nur mit, Konrad! Wir können Deine Hände brauchen! Es wird famos, weißt Du!“ Und im Laumel der Festvorbereitungen zogen die Vielbeschäftigten den Heimgekehrten mit in den zum römischen Marktplatz umgewandelten Ballsaal, wo er bald in den verschiedensten Künsten: als Arrangeur, Kostümier, als Dekorationsmaler und Tapezierer sein Geschick zeigen konnte. Man ließ ihn auch, nachdem er ein paar recht glückliche Aenderungen und Verbesserungen angebracht, in den nächsten zwei Tagen nicht los, und es blieben ihm für die Zusammenstellung des eigenen Kostüms nur wenige Stunden übrig, knapp vor dem Beginn des Festes. Es machte ihm Spaß, sich möglichst unkenntlich herzurichten, um sich ohne Pflichten und Rücksichten als räthselhafter Fremder unter dem Gewühl zu bewegen, was um so leichter war, als er den weiteren Bekannten ja durch seine lange Entfernung aus dem Gedächtniß geschwunden war und die Freunde versprochen hatten, sein Infognito zu wahren. Als Germane mit lang wallendem hellen Haupthaar, mit blondem Barte und der wehenden Helmszier, ein Thierfell um die breiten Schultern geschlagen, trat er endlich in froher Feststimmung in den Saal, in welchem wie durch Zaubermacht eine versunkene Welt mit all' ihrem Glanz und Reichthum wieder aufstanden war. Wie in der völkerbeherrschenden alten Roma selber, so strömte und wogte buntes Leben in tausend farbigen Bildern durcheinander. Meder und Perser, Egyptianer und Griechen, Seefahrer und Handelsleute drängten sich herzu, und ihre abenteuerlichen Gewandungen mischten sich

prächtigt mit dem Weiß der römischen Toga. Immer neues Volk kam herein; der Festzug mit dem Triumphator auf kunstvoll geschmücktem Stegeswagen rauschte vorüber, und endlich öffnete sich der Schleier im Hintergrunde des Saales, der bis jetzt die tafelnden Götter verhüllt hatte; sie selber wurden geladen, Ambrosia und Nektar zu lassen, um unter den Menschen der übermüthigen Roma zu wandeln. In feierlichem Gepränge unter dem Klange eines Siegesmarsches schritt Jupiter mit der stolzen Juno an der Hand, mit seinem Gefolge von großen und kleinen Göttern und Göttinnen über die blumenbesäeten Stufen herab und eröffnete den Reigen, um dann, wie Zeus es ja von je geliebt, Rundschau zu halten unter der Schönheit der sterblichen Weiber.

Ronrad hatte sich voll Entzücken über die malerischen Gruppierungen, über die Fülle von Schönheit, Humor und Phantasie ganz dem Genusse des Schauens hingegeben. Er stand noch einsam, als längst der Tanz begonnen hatte. Da fiel sein Blick auf eine Frauengestalt, die ihm selbst unter all' der Schönheit, auf welche die Kronleuchter herabstrahlten, einen Ausruf des Staunens entlockte. Sie trug die antike römische Stola, und niemals konnte das faltige weiche Gewand sich um eine edlere Gestalt, an schönere Schultern geschmiegt haben. Das Haupt freilich war von einem seidenen, zarten Gewebe dicht umwunden, so daß nur die Augen unter der Hülle hervorzuschauen vermochten, ohne jedoch in ihrer Form und ihrem Ausdruck erkenntlich zu sein. Aber die Haltung, der Gang, die Linien des Halses, der Arme, jede Falte des Gewandes war von so

harmonischer, idealer Schönheit, als sei eine Marmorgestalt von dem Sockel gestiegen. Die „Römerin“ ging am Arm eines „Centurio“, der die Comitesschleife an seine Achsel geheftet hatte. Eben verbeugte sie sich vor dem Begleiter, der dicht an Konrad vorüberkam.

„Wer ist die Dame?“ flüsterte er. „Kannst Du mich vorstellen, Friß?“

Der „Centurio“, welcher den Maler erkannt hatte, da sie noch am Morgen zusammen an dem Triumphwagen gearbeitet, erwiderte mit einem Achselzucken: „Lieber Freund! Die Dame will entschieden unerkannt bleiben, und ich habe keine Ahnung, wer sie ist. Ich weiß nur, daß sie nicht tanzen will und mir eben einen Korb gegeben hat. Doch wenn Du meinst, Dich kann ich ihr ja vorstellen!“

„Das ist nicht nöthig,“ sagte Branden, rasch sich entfernend, da er fürchtete, die schöne Frauengestalt im Gewühl aus den Augen zu verlieren. Zu seiner Freude hatte sie sich in geringer Entfernung auf ein unter Palmen verstecktes, mit einem dunklen Felle verkleidetes Sopha niedergelassen, und er konnte, hinter einer Säule verborgen, ungesehen das entzückende Spiel der Lichter und Schatten auf ihrer marmorweißen Haut betrachten. Endlich trat er hervor und sich vor ihr verbeugend sagte er: „Darf's der Barbar wagen, sich an Deine Seite zu setzen, edle Römerin?“

Sie fuhr zusammen bei dem Klang seiner Stimme, schaute ihm eine Weile prüfend in's Gesicht und versetzte dann in leisem, aber heiterem Tone: „Wenn der Barbar hübsch zu plaudern weiß, warum nicht?“

„Das kann er nun freilich nicht versprechen,“ sagte Konrad, indem er sich neben ihr niederließ. „Du weißt, hübsch zu plaudern ist nicht des rauhen Deutschen Sache. Doch er wird dankbar Deinen Worten lauschen und möchte nur vor Allem wissen, warum Du Dein Gesicht verschleiert hast.“

„Vielleicht weil ich alt und häßlich bin!“

„Nicht doch, Deine Stimme klingt jung; sie klingt, als käme sie aus hübschem Munde und aus einem recht, recht fröhlichen, übermüthigen Herzen.“

„Nun, der Barbar hat keine Ohren, denn das Beste hast Du wohl errathen. Ich schaue voll Kinderjubiläum auf dies bunte Märchen da draußen. Ich bin sehr fröhlich! Bin stolz auf diese reiche, phantastische Welt, die sich mir zum ersten Male in ihrem vollen Glanze zeigt, bin stolz auf mein Rom!“

Mit diesen Worten war das Gespräch begonnen, das den Beiden bald von ganz eigenartigem, unsagbarem Reize zu sein dünkte. Sie saßen unter den nickenden Palmbältern wie in einem Aethylen. In bunten wirren Bildern flatterte das Festgewühl an ihnen vorüber; zu fernem Rauschen verflang ihnen das Schwirren der Menge, das Wirbeln der Musik. Mancher Tanz hatte begonnen und geendet; sie plauderten von lustigen und ernstesten Dingen und achteten nicht, wie die Viertelstunden vorüberflogen, wenn es ihnen auch zu Muthe war, als sei eine lange, lange Zeit vergangen, seit sie sich in der grünen Saalecke gefunden, als sei seitdem nicht bloß das Fest, auch die ganze Welt schöner, glanzvoller geworden.

„Ich muß an einen Jugendtraum denken,“ sagte Branden, als er endlich der „Römerin“ den Arm gereicht hatte und sie durch die Säulenreihen schritten, „einen Traum, der sich mir vor Jahren einige Male wiederholt hat und der mir deshalb unvergeßlich blieb. Aus dunklem Rahmen trat eine Frau, eine hohe, schlanke Frau in schwerem Brokatgewande auf mich zu. Mit heißen Augen sah ich die strahlende Gestalt herankommen; ich schaute und schaute, aber es lag wie Nebel über dem Frauengesichte, seine Züge blieben mir räthselhaft. In wilder Sehnsucht strebte ich ihr zu — umsonst! Das Gesicht verblaßte mehr und mehr, und ich erwachte mit einem tiefen Schmerz. Soll ich nun auch heute von diesem schönsten wachen Traume ein solches sehnsüchtiges Weh mit fortnehmen müssen?“

„Ich glaube, Germane, Dein Traum hat sich Dir nur deshalb in das Gedächtniß geprägt, weil jene Erscheinung sich in ein geheimnißvolles Dunkel hüllte. Und so werde denn auch ich in meinen Schleiern bleiben, um desto sicherer in Deiner Erinnerung zu verweilen!“ sagte das Mädchen lachend.

„Bist Du so skeptisch?“ erwiderte er heiter. Dann aber fügte er leiser, in bewegtem Tone hinzu: „Niemals hat mir noch Frauentwort so tiefen Eindruck gemacht, wie jede flüchtige Silbe aus Deinem Munde, und nimmer kann ich Dich vergessen! Doch wie soll meine Sehnsucht Dich rufen, ich weiß Deinen Namen nicht —“

„O, laß diesem Abend seinen eigenartigen Reiz, den keine nüchterne, altgewohnte Form stören soll,“ unterbrach ihn die Römerin. „Es ist so viel hübscher, sich einmal

nicht als Herr So und So und Fräulein N. N. gegenüberzustehen, sondern wie ein fröhliches, ehrliches Menschenkind dem anderen. Kenne mich also wie Du willst.“

„Du hast Recht! Was kümmert mich der Name! Du bist schön und lieb, und der Augenblick ist unser! So lange Du in meiner Nähe bist, will ich nicht an den Abschied denken!“ rief er, indem er den Arm um sie schlang und wie berauscht von Daseinslust mit ihr durch den Saal tanzte.

Sie tanzten, bis der letzte Ton des Walzers verklungen war. Wie in einem wonnigen Taumel gingen sie dann schweigend durch die Reihen.

Als sie vor der reizend geschmückten antiken Blumenhalle standen und die Römerin ihren Arm frei machte, um die Maiglocken und weißen Rosen, die der Germane ihr überreichte, an ihr Gewand zu heften, kam ein Paar, ein Orientale und eine Egyptianer, so dicht an ihnen vorüber, daß Konrad einen Schritt zurückweichen mußte, um ihnen Platz zu machen. In einem Nu hatte sich die Egyptianer an seine Seite gedrängt, seine Hand ergriffen, die sie eifrig betrachtete, während sie mit solcher Lebhaftigkeit auf den Maler einsprach, daß er trotz seiner kaum verhehlten Unlust ihr einige Augenblicke Stand halten mußte und durch das Gedränge um ihn her von der Römerin getrennt wurde. Diese stand in abweisender Haltung dem Orientalen gegenüber, der ihr mit auffallender Erregung seine Begleitung anbot. Er war ein mittelgroßer, schlanker junger Mensch. Die bunte malerische Tracht paßte vorzüglich zu dem tiefen Schwarz seines dichten Haares, zu dem gelblichen Ton seines

Gefichtes, aus dem die weißen Zähne hervorglänzten. Es war ein schöner Kopf, aber ein sinnlicher Zug lag auf den Lippen, heimliche Lücke sprühte aus den Augen.

„Endlich finde ich Dich allein!“ sagte er mit unverkennbar slavischem Accente. „Ich vernachlässige meine sämtlichen geselligen Verpflichtungen heute Abend, ich veräume Tänze, die ich engagirt hatte, ich gebe der gefeierten Frau Baronin v. Hoffmann, die mich zum Souper einladen wollte, einen Korb, Alles um Deinetwillen! Ich suche und suche Dich, weil nur der eine Gedanke für mich Reiz hat: mit Dir zu tanzen!“

„Sie irren sich wohl in meiner Person, mein Herr. Ich kenne Sie nicht,“ erwiderte die Dame, die aus einem holden, lieben Traume gerissen wurde und dem Störer jürnte.

„Ich heiße Bogdan Winklewski. Und ich erkenne Dich wohl, wenn Du auch das abscheuliche Tuch um Dein Gesicht gewickelt hast. Ich sah Dich ja heute Abend in den Wagen steigen. Bis jetzt konnte ich meiner schönen Nachbarin ja nur auf der Straße zu begegnen suchen und sie stumm bewundern. O, wie oftmals habe ich in der Winterkälte mit frierenden Händen und glühendem Herzen am offenen Fenster gestanden, lange, lange bevor Du kamst, um Deinen Anblick nicht zu versäumen. Hast Du den schwarzen Kopf nicht täglich gesehen, wenn Du durch die stille Straße gingst? Ich hoffe aber, Du wirst nun auch Mitleid mit mir haben und mir erlauben, an Deine Thüre zu klopfen.“

Er sprach hastig, leidenschaftlich und seine Augen hef-

teten sich immer glühender auf die Gestalt des Mädchens, welches mit mühsam beherrschtem Zorn seine Worte vernahm.

„Ich empfangе keine Herrenbesuche!“ sagte sie kurz.

„Aber ich bin Künstler, bin Kritiker! Ich kann Dir nützen. Ich weiß, Du bist ehrgeizig. Ich sah Dich ja einmal malen, damals in der Gallerie, als Du die Landschaft von Ruysdael kopirtest. Stunden lang saß ich auf dem Sopha Dir gegenüber und studirte jede Deiner Bewegungen, jede Linie Deiner Gestalt!“

„Ich wundere mich über die Stirne, mein Herr, mit welcher Sie mich an eine Aufbringlichkeit erinnern, die mich aus der Gallerie vertrieben hat!“

„Stolzes Fräulein Maria! Du siehst, ich weiß auch Deinen Namen,“ erwiderte er mit einem dreisten Lächeln, „ich habe die Erfahrung gemacht, daß Mädchen es zu verzeihen pflegen, wenn man sie schön findet — doch ich will kein Wort mehr sagen, das Deinen Stolz verletzen könnte. Ich will Dich ja nicht bloß bewundern, ich möchte Dir dienen. Ich habe Einfluß, Freunde und Bekannte und schreibe Kritiken für die gelesensten Zeitungen. Eine Künstlerin, ein alleinstehendes Mädchen braucht einen Freund. Dein Talent, so groß es sein mag, ist machtlos ohne Protektion.“

Er sprudelte seine Worte mit einer erstaunlichen Zungenfertigkeit hervor, in seinen Blicken, in seinem Tone lag eine Vertraulichkeit, als fühle er sich gewissermaßen berechtigt, dem alleinstehenden Fräulein gegenüber eine freiere Sprache zu führen, als mit anderen Damen. Das Mäd-

chen war auf's Aeußerste empört durch eine Aufdringlichkeit, die ihr zum ersten Male gegenübertrat. Mit einer stolzen Bewegung, die ihrem antiken Römergewande keine Schande machte, mit vernichtender Kälte erwiderte sie: „Ich nehme an, daß Sie sich denn doch in meiner Person irren. Sonst würden Sie's wohl nicht wagen, sich in solch' dreister Weise in die Nähe einer Dame zu drängen, mit Ihrem familiären, protegirenden Tone eine Dame zu beleidigen, die Ihnen durch ihre abweisende Miene jederzeit deutlich zeigte, daß sie Aufdringlichkeiten haßt. Ich kenne Sie nicht — ich will Sie nicht kennen!“

Sie wendete sich mit einer verächtlichen Schulterbewegung ab. Ein zorniger Blick fiel aus den glühenden Augen des Orientalen auf das stolze Mädchen, auf die Gestalt des „Germanen“, dem es endlich gelungen war, sich von der Egyphterin und deren Wahrsagekünsten zu befreien, und an dessen Arm geht die Römerin vorüberauschte, ohne ihn nur eines Blickes zu würdigen.

„Sie soll es bereuen, sie soll es bereuen!“ murmelte er.

Doch wie er auch schmähete und wie er auch mit Zähneknirschen und grimmer Wuth dem Paare nachblickte, es gelang ihm nicht, den Maler Branden unter seiner blonden Haarfülle zu erkennen.

„Ein langweiliger Geselle, dieser Begleiter Deiner neuen Flamme, den ich Dir zu Liebe okkupiren mußte, Bogdan!“ sagte die kleine Egyphterin. „Schade um die lustige Musik! Auch Du siehst gar nicht vergnügt aus.“

Er antwortete nicht, aber er riß sie mit sich fort in das Gewühl und raste mit ihr durch den Saal.

Die Römerin vergaß bald den peinlichen Zwischenfall, und der Traum von Glück und Liebe schlang auf's Neue um sie und den Germanen seine glänzenden Fäden. Er frug sie nicht, ob er an ihrer Seite bleiben dürfe; es schien ihnen selbstverständlich ohne Worte, daß sie für den Abend zusammengehörten, als wogten draußen nur fremde, gleichgiltige Schatten. Das Mädchen war in Begleitung des „Vulkan“ und der „Ceres“ — im gewöhnlichen Leben Herr und Frau Professor Berger — zu dem Balle gekommen. Mit großer Mühe hatte Branden einen Sitz an ihrer Seite, an der „Göttertafel“ erobert.

Ein heiteres Mahl, von der phantastischen Frohlaune belebt, die gleich einer strahlenden Sonne dem Feste Wärme und Kolorit verlieh. Doch wie oft auch Konrad versuchte, die Begleiter des räthselhaften Mädchens auszuforschen, es blieb umsonst. Das Ehepaar plauderte nicht.

Heißer wogte der Tanz. Mit klopfenden Pulsen, mit glühenden Wangen folgten die Römerin und der Germane noch einige Male der lockenden Musik; scheuer, ernster, bewegter wurden die Worte, die sie in der stillen Saalecke tauschten, von der sie endlich mit einem Gefühl der Wehmuth Abschied nahmen.

Eine frühe Morgenstunde schlug vom Thurme, als „Vulkan“ und „Ceres“ mit dem verschleierten Mädchen und dessen Begleiter durch das Vestibül schritten. Konrad hatte die Römerin in Mantel und Kapuze gehüllt und dann in der Garderobe Perrücke und Bart abgelegt zum großen Staunen des Professors Berger, der nun erst in dem Germanen seinen Collegen erkannte. Man nahm Ab-

schied, die Droschke mit dem fröhlichen Ehepaare rollte fort. Die junge Dame, die in anderer Richtung wohnte, stand vor dem Wagen Schlag; Branden hielt ihre Hand in der seinen.

„So gibst Du mir keine Hoffnung auf ein Wiedersehen!“ sagte er bittend.

Sie schüttelte verneinend das Haupt.

„Ich will, ich kann mich aber nicht von Dir trennen,“ rief er fast zornig. „Nur einige Minuten bleibe noch an meiner Seite! Sieh' die wunderbare Nacht da draußen. Wir lassen den Wagen nebenher fahren und gehen eine Strecke Hand in Hand, und ich höre noch Deine liebe, leise Stimme. O bitte!“

„Wenn Du mir versprichst, nicht nach mir zu fragen, sondern es dem Zufall zu überlassen, wann und wo er uns wieder zusammenführen will, so mag es sein.“

Er hielt ihre Hand in der seinen, als sie nun langsam durch die stillen Straßen gingen. Es war ein solcher Kontrast zwischen dem süßlich-wilden Treiben des Ballsaales und dieser Kirchhofsstille mit dem durchsichtigen Nebel, der über den Bäumen des Hofgartens wogte und dem blassen Mondlicht, aus dem die kahlen Bäume dunkel und traurig hervortraten. Eine Weile gingen sie stumm nebeneinander. Beide fühlten in dieser ernstesten Umgebung, in diesem bangen, schwülen Schweigen, das ihre Herzen schneller klopfen machte, mit welch' tiefem Ernste die verlassenen lustigen Stunden für alle Zukunft in ihre Erinnerung geprägt sein würden.

„Immer märchenhafter dünkt mir das Glück dieses

Abends!“ sagte der Maler endlich. „Diese verschleierte, todtensille Welt da draußen, das verschleierte Mädchen, dessen Arm den meinen berührt, dessen lieber Mund mir solch' unvergeßliche, liebe, kluge Worte sagte! Ich fürchte nur, das schöne Märchen wird wie Deine Gestalt morgen in Duft zerfließen sein und sich nicht wieder haschen und halten lassen, wie ich auch die Arme sehnsüchtig nach der Entschwundenen öffnen werde.“

„Wenn Dein Gefühl mehr als der Traum eines Abends ist, den Du Dir morgen mit einem Lächeln von der Stirne streichst, um weniger märchenhaften Frauengestalten die wachen Gedanken zuzuwenden, so wird es Dich auch lehren, mich wiederzufinden, wiederzuerkennen!“

„Sag' nur eines! Sag' mir, ob auch Du ein Wiedersehen wünschen und ersehnen willst!“

„Ja, von ganzem Herzen!“ sagte sie leise.

„Ich danke Dir,“ erwiderte er bewegt. „Und nun zweifle ich nicht mehr, daß die Stunde kommt, mein geliebtes, schönes Räthsel, wo ich Dir in die Augen schaue und mit all' der Sehnsucht, die ich heute fortrage, mit all' der Gluth, die Du mir geweckt, Deine Hände fasse. Aber dann — dann lasse ich Dich nicht wieder!“

Ein niegekannter Schauer der Wonne strömte durch die Seele des Mädchens, während er voll Leidenschaft ihren Arm an sich drückte.

„Leb' wohl! leb' wohl! Wir müssen Abschied nehmen!“ flüsterte sie nur, entsetzt vor ihrer eigenen Schwäche, vor dem Weh, das ihr in diesem Worte lag.

„Leb' wohl!“ sagte auch er. Dann aber schlang er die

Arme um sie, hob den Schleier, der ihr Haupt umhüllte, mit einem bittenden Blicke etwas in die Höhe und küßte die rothen Lippen, die aus dem weißen Stoffgewirre hervorblickten. Er konnte in dem Dämmerlichte die Unrisse ihres nur halb entschleierten Gesichtes nicht erkennen; aber er fühlte, daß der weiche Mund seinen glühenden Kuß erwiderte.

Dann hatte sie sich von ihm losgerissen, und der Wagen rollte mit ihr fort durch die schlafende Stadt.

* * *

In den Ateliers hatte nach dem Faschingsübermuth wieder die Zeit der ernstestn Arbeit begonnen. Nur Branden konnte nicht in's Geleise kommen; es hielt ihn nicht vor der Staffelei, trotz der angehäuften Arbeit, trotz der Aufträge höchstgestellter Persönlichkeiten, die ihr Bild von ihm wünschten. Er verbrachte die schönsten Morgenstunden auf der Promenade, in den Gallerien, weil er hoffte, dem unbekanntem Mädchen, das ihm einen so tiefen Eindruck gemacht hatte, zu begegnen. Ja, das Unerhörte geschah, er lief einmal im Kubenssaale gleichgiltig an seinen Lieblingsbildern vorüber, um eine hochgewachsene Dame zu verfolgen, die in die Seitenzimmer getreten war. Als er vor ihr stand, sah er in das hagere Gesicht einer Engländerin, vor deren spitzer Nase und wasserblauen Augen er ordentlich erschrak. Nachdem er wieder einen Vormittag lang nutzlos auf den Straßen herumgeschlendert war, den verschiedensten Damen unter die Hüte geschaut hatte, ohne nur eine Gestalt zu entdecken, die seinem Bilde von dem unbekanntem Mädchen entsprochen hätte, warf er

mißmuthig seinen Hut weg und beschloß ernstlich, nicht länger einem Schatten nachzujagen.

Während er mit diesem Schwure auf den Lippen feufzend die Palette zur Hand nahm, saß die Gesuchte in einem ziemlich bescheiden eingerichteten Atelier eines in einem anderen Stadtviertel liegenden Hauses mit vielen breiten Fenstern. An der Thüre ihres Zimmers stand auf einer Visitenkarte der Name: Maria Werner. Eine angefangene Landschaft lehnte auf der Staffelei; das Mädchen aber saß dicht am Fenster und war beschäftigt, Photographien zu koloriren. Auf dem Tischchen, auf welchem sie arbeitete, lag ein Zeitungsblatt, und so oft sie beim Eintunken des Pinsels die Augen hob und dasselbe anblickte, verdüsterte sich ihre Stirne. Einmal aber fuhr sie plötzlich mit einem Lächeln von der eifrigen Thätigkeit auf und ihre Augen wendeten sich nach einer Ecke ihres Ateliers, wo unter Palmenbüscheln, Pfauenfedern und getrockneten Gräsern eine Schleife vom Künstlerballe und das Stirnband der Römerin aufgehängt waren. Nun schwand der fröhliche Ausdruck lange nicht mehr von ihrem Gesichte. Nach einer Weile wurde an ihrer Thüre geklopft. Sie stand auf und ging dem Eintretenden entgegen.

„Guten Morgen, lieber Herr Professor!“ rief sie. „Ich bin sehr froh, daß Sie heute kommen. Ich brauche wirklich Ihren Trost. Haben Sie die Kritik gelesen, die in der ‚Tages-Zeitung‘ steht?“

„Liebes Fräulein,“ erwiderte Professor Berger ein mittelgroßer, zum Embonpoint neigender Mann mit braunem Vollbart und einem sehr gutmüthigen, breiten Gesicht

und hellen Blauaugen, die unter den Brillengläsern hervor mit einer fast kindlichen Treuherzigkeit in die Welt blickten. „Liebes Fräulein, wer in die Oeffentlichkeit eintreten will, muß einige Bitterkeit schlucken können. Das geht nun einmal nicht anders. Wer Ihr Bild sieht, wird übrigens sagen, daß der Kritiker Ihnen Unrecht that. — Ueberhaupt diese Kritiker —!“

„Mich ärgert aber gerade, daß ich die persönliche Geiztheit aus diesen Zeilen herauslese. Wär's ein gerechter Tadel, ich trüge ihn gerne. Ich habe diesen Herrn ja auf dem Balle beleidigt.“

„So, so! Das war nicht klug, liebes Fräulein.“

„Soll ich mir seine Frechheiten bieten lassen? Wie kann solcher Mensch überhaupt geduldet werden?“

Der Professor zuckte die Achseln. „Dreistigkeit ist eine gewisse Macht, wenn ein Mensch nicht auf den Kopf gefallen ist und eine hübsche Erscheinung besitzt. Dieser Herr Winklewski macht erstaunliches Glück bei den Frauen, wissen Sie!“

„Es ist abscheulich, unbegreiflich!“

„Aergern Sie sich nicht. Ich habe auf die herbe Pille eine recht süße Freude für Sie. Ihr Bild ist vom Kunstverein angekauft worden! Das ist die Gegenkritik für dieses Blatt, das ich hiemit in den Ofen werfe.“

Der gutherzige Professor war so bewegt von der freudigen Mittheilung, die er seiner Schülerin machen durfte, daß er mit hastigen Händen die Photographien zusammenräumte und die Aquarellfarben in den Kasten warf, ohne recht zu wissen, was er that. Nun sah er voll Rührung

in das strahlende schöne Gesicht, als das Mädchen ihm dankend beide Hände entgegenstreckte.

„O, wie ich mich freue über diesen ersten, unerhofften Erfolg! Ich bin so stolz! Nicht wahr, ich darf ein wenig stolz sein? Ganz Unbrauchbares wird ja nicht gekauft, und ich bin überdies fremd, ohne Freunde, ohne Protektion.“

„Nun, Maler Branden scheint sich für das Bild interessirt zu haben. Er hat eine sehr maßgebende Stimme,“ lächelte der Professor.

„Aber er kannte mich nicht. Gewiß nicht! Er weiß nicht, daß Maria Werner und jene Römerin ein und dieselbe sind. Sonst — sonst hätte er mich wohl besucht! Und er darf es auch nicht erfahren. Nicht wahr, lieber Professor, Sie sagen es ihm noch nicht!“

„Wie Sie meinen, liebes Fräulein! Obwohl meine Frau sich lange freut, Sie Beide bei uns zusammenzuführen und obwohl Sie ihm Dank schuldig sind.“

„Gewiß, gewiß, lieber Professor! Ich will ja heute auch so vergnügt sein, und mich so über diesen Sonnenschein freuen! Und nun brauche ich vorderhand auch nicht mehr zu koloriren. Ich bin ja ganz reich jetzt!“ Sie klatschte in die Hände wie ein muthwilliges Kind und heller Jubel lachte aus ihren Augen, Glückszählung füllte ihr Herz. —

Ein paar Tage später betrat der Kritiker Winklewski das Atelier des Malers Branden.

„Ob der Herr Zeit habe, zu warten, da eben eine Dame bei der Sitzung sei?“ frug der Diener des Malers, indem er dem Besucher einen Stuhl zurecht schob.

Winklewski nahm Platz und bat, ihn nicht zu melden. Er werde warten. Er ließ sich übrigens die Zeit nicht lang werden, zündete sich mit dem größten Behagen seine Cigarre an und hielt dann Umschau in dem hübschen Raum. Er war ein paarmal hier gewesen und wußte, auf welchem Schrank die Skizzen des Malers lagen, wo seine angefangenen Bilder trockneten, und es machte ihm Spaß, unter den verschiedenen Mappen und sonstigen Gegenständen zu kramen und die flüchtigen Entwürfe des genialen Meisters zu studiren. Plötzlich aber verzog er seine vollen Lippen zu einem boshaften, satanischen Lächeln. Er murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen, und mit dem Blick einer Tigertatze bohrten sich seine schwarzen Augen auf einen Mädchentopf in skizzenhafter Untermalung, der aber mit schlagender Wahrheit aus dem grauen Nebel des Hintergrundes hervorblühte. Er trug das Bild an's Licht, er lachte zornig auf, und ein Ausdruck von Eifersucht, Neid und Rache lust verzerrte sein hübsches Gesicht.

„O die Stolze, die Unnahbare! O, hier ist ja die gesuchte Waffe gegen sie!“ rief er in einem Gemisch von Wuth und Triumph.

Er stellte das Bild wieder an seinen Platz und suchte weiter; er suchte mit einer Indiskretion, für welche keine geschlossene Schublade und keine versteckte Mappe heilig war. Außer einer weiteren, sehr flüchtigen Profilstudie desselben Gesichtes entdeckte er aber nichts, was seinen Spürsinn befriedigt hätte. Da warf er plötzlich einen Blick in ein kleines Renaißancekästchen, seine Augen wurden immer größer und funkelnder, seine Mundwinkel zuckten vor Vergnügen:

hier lagen einige Duzende der verschiedensten Photographien desselben schönen Mädchentopfes in den mannigfaltigsten Wendungen und Kostümen. Er besah sie alle; eine derselben war auf der Rückseite beschrieben. Er zauderte eine Weile. „Das Bild eines schönen Mädchens an sich zu nehmen ist kein Diebstahl, ist nur Galanterie,“ dachte er dann und ließ die Photographie in seine Tasche gleiten.

Bald darauf wurde die Thüre des inneren Ateliers geöffnet. Branden verbeugte sich vor zwei eleganten Damen, welchen der Diener die Mäntel umhing. Der Maler hatte die Palette in der Hand und schien ärgerlich über den Besuch, der seiner wartete. „Darf ich Sie bitten, hier einzutreten!“ sagte er nicht gerade entgegenkommend zu dem Kritiker, der sich höflich verbeugte. Winklewski haßte den Künstler, wie alle Menschen, die Erfolg und Reichthum errungen; er haßte ihn heute mehr als je, aber er verbarg seine Empfindung unter glatter Liebenswürdigkeit.

„Verzeihen Sie, daß ich störe. Ich komme mit einer Bitte. Die ‚Wiener Zeitung‘, bei welcher ich Mitarbeiter bin, wünscht Aufsätze über lebende Künstler zu bringen. Mir wurde die Ehre, über hiesige Maler zu referiren und ich muß Sie deshalb um einige Notizen bitten, da Ihr verehrter Name natürlich obenan stehen wird.“

„Mir sind solche Dinge zutwider,“ entgegnete Branden. „Was kümmert’s die Welt, wer mein Vater war und wo ich meine ersten Schuhe zerriß? Doch diese Publikationen sind nun einmal Mode geworden. Wenn die Herren Geschäfte damit machen — meinetwegen! Sie sollen die No-

tigen bekommen. Nur bitte, halten Sie den Artikel so sachlich und einfach wie möglich; ich will keine Lobhudelei, die wie Reklame aussieht."

"Ich bedaure, Herr Branden, wenn meine bescheidene Bitte Ihnen eine üble Laune verursachte, und will Ihnen nicht länger lästig fallen. Nur möchte ich mich noch persönlich entschuldigen, daß ich in der letzten Vereinsitzung mit solcher Entschiedenheit gegen das Bild von Maria Werner aufgetreten bin. Ich konnte ja nicht wissen — es hätte nur eines Winkes von Ihnen bedurft, und ich würde einer Dame, für die sich Herr Branden interessirt, meine Stimme nicht versagt haben. Nachdem ich mich einmal in den Prinzipienstreit eingelassen hatte —"

"Es handelt sich in der Angelegenheit um kein persönliches Interesse!" unterbrach ihn Branden fast heftig. "Ich pflege in solchen Fragen nie von subjektiven Rücksichten geleitet zu werden."

"Ich weiß nicht," erwiderte der Kritiker, der lauernnd auf das Gesicht des Malers blickte, "ich weiß nicht, ob wir Damen gegenüber jemals ganz objektiv denken?" Er verabschiedete sich hastig. Während er den äußeren Raum durchschritt, wendete er sich noch einmal um, deutete in die Ecke, in welcher er den Mädchenkopf entdeckt hatte und sagte mit einem boshaften Lachen: "Ich habe mich ein wenig bei Ihnen umgesehen und dort eine Perle gefunden, eine versteckte Perle! Große Künstler sind doch beneidenswerthe Menschen."

Er meinte eine verlegene, ungeduldige Bewegung des Malers zu bemerken, die ihm seine Vermuthungen nur

bestärkte, und entfernte sich mit einem Schwall höflicher Redensarten.

Etwa eine Woche später eröffnete eine größere Kunsthandlung der Stadt eine Ausstellung hervorragender moderner Bilder.

Als Maria Werner mit einigen bekannten Damen den Saal betrat, war derselbe noch ziemlich leer. Gleich an der Thüre bemerkte sie aber, daß Winklewski in größerer Gesellschaft sich unter den Besuchern befand. Es war ihr ärgerlich, ihm zu begegnen, doch konnte sie um ihrer Begleiterinnen willen sich nicht wohl entfernen. Sie hatte sich vorgenommen, dem dreiften Menschen nicht auf seinen Gruß zu danken; da er jedoch neben einer Dame ging und diese sie forschend betrachtete, nickte sie aus Rücksicht für dieselbe ein wenig mit dem Haupte, so eifrig und gleichgiltig freilich, als nur möglich. Der Kritiker schien sich übrigens gar nicht um sie zu kümmern, und sie vergaß auch seine Anwesenheit. Zufälligerweise stand sie allein, mit dem vollen Ausdruck der Bewunderung vor zwei Porträts von Konrad Branden, als sie plötzlich durch die fremdländisch betonten Worte erschreckt wurde: „Ich kann nicht umhin, zum zweiten Male Ihren Zorn auf mich zu laden, indem ich mich Ihnen näherte, mein Fräulein! Nur eine Bitte um Entschuldigung, daß ich in der Erregung des Maskenballes Ihnen Worte sagte, die mir nicht ziemten. Hätte ich gewußt, daß Sie den Rath, die Protektion des Malers Branden genießen, einen Mann wie ihn zum — Freunde haben, ich würde freilich nicht anmaßend genug gewesen sein, Ihnen meine bescheidenen Dienste anzubieten.“

Eine heiße Blutwelle strömte dem Mädchen nach dem Gesichte. Seit dem Künstlerfeste schwebte ihr Gemüth zwischen Lieber, sonniger Erinnerung und einem fast an Reue streifenden Vorwurfe ihres Mädchenstolzes, den sie dieses einzige Mal so ganz verleugnet hatte. Daß sie nun gerade von den Lippen des verhaßten Menschen den Namen des Künstlers hören, daß er sie nun gerade vor seinen Bildern treffen mußte! Ueberdies waren Menschen in der Nähe, eine schroffe Entgegnung wäre auffallend gewesen.

„Ich kenne Herrn Branden nicht,“ sagte sie kurz, indem sie sich nach ihren Begleiterinnen umsah.

„O, wirklich nicht!“ erwiderte Winklewski mit gut geheuchelter Harmlosigkeit. „Das ist mir in der That ein interessantes Problem. Ich sah nämlich vor Kurzem in dem Atelier Branden's ein Bild von Ihnen von geradezu virtuoser Ähnlichkeit! Sollte das wirklich nur nach einer Begegnung auf der Straße, im Theater, also aus dem Kopfe entstanden sein?“

Nun sah die Dame mit einem verächtlichen Ausdruck des Mundes zu ihm auf, als wollte sie sagen: „Welch' freche Lüge!“ Aber er fuhr mit dem gleichmäßigen tückischen Lächeln fort: „Sie müßten denn eine Doppelgängerin besitzen, mein Fräulein. Man sprach nämlich neulich einmal im Kaffeehause von Ihrer Ähnlichkeit mit einer Rheinländerin — wie hieß dieselbe doch gleich — Agathe Clausen, meine ich? Der Name ist Ihnen aber ganz fremd, nicht wahr?“

Er sah mit einem boshaften Triumph, wie das Mädchen an seiner Seite erblaßte, wie sie den Arm einer ihrer

Begleiterinnen ergriff, und hörte sie mit bebender Stimme sagen: „Gehen wir, Fräulein! Gehen wir!“

Er verbeugte sich. „Guten Morgen, Fräulein Maria Werner!“ sagte er, indem er sich an der Thüre verabschiedete, mit ironischer Betonung des Namens. Er sah nun freilich nicht, mit welch' fassungslosem Schrecken das Mädchen nach ihrer Wohnung eilte; er wußte nicht, wie sie in den nächsten Tagen bei jedem Schritt auf der Treppe zusammenfuhr, wie die endlosen Verwickelungen, die ihre erregte Phantasie sich ersann, ihr allen Schlaf raubten, bis sie endlich den Muth faßte, ihrem Lehrer ihre Angst anzuvertrauen; aber der Kritiker war trotzdem mit dem ersten Akte seiner Rache zufrieden. Ein Zufall hatte ihn auf die Spur ihres Geheimnisses geführt. Auf der Photographie, die er in Branden's Atelier an sich genommen hatte, standen die Worte: „Agathe Clausen ihrem Verlobten Heinrich Hohenberg im Juni 18 . . .“ Er hatte sogleich nach der Stadt M . . . geschrieben, die dem Namen des Photographen beige druckt war, hatte die Nachricht erhalten, ein Fräulein Clausen sei vor so und so langer Zeit verschwunden, als todt betrachtet worden. Sie habe einer hochangesehenen Familie angehört. Nun war der Roman, den sich seine Phantasie schon in Branden's Atelier in vagen Umriffen entworfen hatte, fertig. Es galt ihm für ausgemacht, daß die Malerin mit Agathe Clausen identisch sei. Ihr unverkennbarer Schrecken bestärkte ja seine Vermuthung. Weiter, daß sie nicht allein das elterliche Haus verlassen habe, sondern natürlich in Begleitung eines Mannes — daß dieser Mann kein An-

derer fein könne als Branden, der ja in der That fast zwei Jahre fort gewesen war.

Er knirschte vor Wuth, denn er hatte das Bild des stolzen Mädchens Wochen lang, Monate lang nicht aus dem Kopfe gebracht. Zum ersten Male in seinem Leben fühlte sich Winklewski zum Beschützer der beleidigten Moral berufen, und der Schlag, den er auszuführen gedachte, sollte nicht bloß zur Rache werden an dieser „Abenteurerin mit falschem Namen“, er sollte auch den verhassten Künstler brandmarken, der es gewagt, ein Mädchen, eine Braut, zu entführen, der seine Beziehungen zu ihr überdies in dichte Schleier zu hüllen wußte.

Wenige Tage darauf erhielt Bankier Hohenberg in G., als er neben seiner Frau am Mittagstische saß, einen Brief, der ihn so seltsam bewegte, daß das Weinglas vor ihm aus seinen zitternden Händen fiel, während er mit verglasten Augen in den Sessel zurücksank. Seine Frau sprang zum Tode erschrocken an seine Seite und hörte nur von seinen zuckenden Lippen die Worte, welche auch ihr einen Schauer durch die Glieder jagten, wenn sie dieselben auch ohne Ueberraschung und ohne Staunen vernahm: „Agathe lebt!“

Das Schwert, das sie stets drohend über ihrem Glücke hatte schweben sehen, war herabgestürzt zwischen ihr und dem Gatten. Elise fühlte das, und beugte ihr Haupt in stummer Ergebung.

„Wir müssen uns erkundigen, müssen dieser Nachricht nachforschen; es ist unsere Pflicht,“ sagte Hohenberg mit brennenden Augen.

„Ja, Heinrich, es ist unsere Pflicht,“ erwiderte sie tonlos.

* * *

Es war Sonntag, als eine elegante Dame langsam Schrittes durch die einsame Akademiestraße kam, und dann zögernd einen kleinen Jungen, der mit einem Stück Kohle die Wände bemalte, nach dem Atelier von Fräulein Maria Werner frug. Er gab ihr Bescheid. Sie aber stand noch einige Augenblicke in großer Erregung an der gesuchten Thüre und rang nach Athem.

Endlich klopfte sie leise, ganz leise. Einige Sekunden vergingen, dann wurde die Thüre geöffnet. Ein forschender Blick, einige zu Boden gleitende Pinsel, ein Schrei, ein Aufschluchzen, und die Schwestern lagen sich in den Armen. Mit vollem Glück drückte Agathe ihren Mund auf das erregte Gesicht der jungen Frau; sie frug nicht: „Wie kommst Du zu mir? Wer hat Dich hiehergeführt?“ Alle Gedanken waren untergegangen in dem seligen Gefühl, nach langer Einsamkeit die Hände der Schwester zu fassen. Elise war zu tief erschüttert von diesem seltsamen Wiedersehen, um nur ein Wort über die Lippen zu bringen. Sie starrte nur mit feuchten, heißen Augen zu der schönen Schwester empor, die in dem schlichten, bescheidenen Gewande, in dem fremden Raume ihr selbst so fremd erschien, und hätte sich am liebsten vor ihr in die Kniee geworfen in stummem Dank.

„Was hast Du für mich gethan, Agathe!“ rief sie endlich, die Schwester leidenschaftlich umfassend.

„Sprich nicht davon!“ wehrte Agathe, indem sie die Bibliothek. Jahrg. 1884. Bd. XII. 10

Schwester neben sich auf das Sopha drückte und ihr den Hut von dem blonden Haupte nahm. „Sag' mir lieber, wie Du erfahren hast, wo ich lebe! Nein! Laß uns auch davon erst später reden. Wir haben uns ja so viel, so viel zu sagen. Vor Allem will ich Dich ansehen, so recht, recht lange, und von Deinem Gesichte ablesen, daß Alles gut geworden ist!“ Sie strich lieblosend über Elisens reiches Haar, indem sie zärtlich in ihren Zügen forschte. „Du bist viel, viel hübscher geworden, meine liebe kleine Schwester! Das Glück hat Dich verschönt! Sag' mir, daß Du glücklich, ganz glücklich bist!“

Elise sah mit ernstern Augen zu ihr auf.

„Wie konnte ich ganz, ganz glücklich sein, wenn ich bedenken mußte, wenn jede Stunde mich daran mahnte, daß Du um meinetwillen heimathlos, schutzlos, arm in der Welt ständest. Ich wäre viel selbstüchtiger, als Du mich halten darfst, wenn Dein Opfer mich nicht zu Boden gedrückt hätte!“

„Thörin!“ lachte Agathe, in ihrer trotzigen Art den Kopf zurückwerfend. „Ich ging ja gar nicht um Deinetwillen! Siehst Du, Elise, damals, als ich den Entschluß faßte, mich fortzusteifen aus dem Lebenskreise, in welchen das Schicksal mich gestellt hatte, da spiegelte ich mir freilich vor, die That geschehe aus reinem Edelmuthe, nur aus Schwesterliebe und Opferfreudigkeit. Jetzt weiß ich es besser! Ich ging, weil mich „Frau Aventure“ lockte, weil mir vor der glattgebahnten Zukunft graute, und meine Natur nach einem andern Leben, nach Kampf, nach Arbeit, nach einem Zwecke des Daseins verlangte. Hier habe

ich sie gefunden, diese ersehnte Welt; und ich bin in diesen bescheidenen Verhältnissen froher, zufriedener, lebensfreudiger als je vorher!“

Bewundernd sah Elise zur Schwester auf, die mit strahlenden Augen auf das schlichte Arbeitszimmer blickte.

„Aber bei alledem,“ sagte sie, „Du hast gewiß viel entbehren müssen? Und fühltest Du Dich nicht doch recht einsam, verlassen?“

„Ehrlich gestanden: Nein! Ich hatte wirklich keine Zeit zum Heimweh; ich lernte mit solchem Fleiß, mit solcher Begeisterung; ich wollte und ich mußte ja auch lernen. Uebrigens ganz arm bin ich nie gewesen, auch im Anfang nicht.“

„O Agathe, an welcher schrecklichen Zeit gemahnst Du mich! Es war so fürchterlich, daß auch ich an Deinen Tod glaubte! Du ahnst nicht, was ich gelitten habe! Und erst nach zwei Monaten der Selbstvorwürfe, des Jammers öffnete ich die Geldcassette, in welcher Du Dein kleines Privatvermögen verwahrt hattest — und fand sie leer. Fast hätte ich laut aufgeschrien vor Schrecken. Zur rechten Zeit fiel mir Dein geheimnißvoller Zettel, der mir zu schweigen befahl, in die Augen. Ich schwieg; wer weiß, ob es nicht besser gewesen wäre, ich hätte Dir nicht gehorcht? Ist es nicht sehr traurig, daß der Vater hinübergegangen ist, getäuscht, belogen von seinen beiden Kindern!“

„Armer Vater!“ sagte Agathe. „Das waren die einzigen Tage, an welchen ich Reue fühlte über meine That, als ich — wie eine Fremde — seinen Tod in der Zeitung las!“

Eine Weile blieb es still in dem Gemach. In tiefer Trauer dachten die verwaisten Mädchen an das verödete, vereinsamte Elternhaus.

„Jeder Schatten von Rene schwand jedoch von meiner Seele,“ fuhr Agathe fort, „als dieselbe Zeitung mir später die ersehnte Nachricht von Deiner Vermählung brachte. Nun wußte ich wieder: Ich hatte Recht gethan! — Sag', Schwester,“ fuhr sie nach einer Pause mit leiser Stimme fort, indem sie auf die feinen Hände der Schwester herabsah und mit dem goldenen Reif an deren Rechten spielte, „sag', war Hohenberg sehr traurig über meinen Verlust? Ich hoffe für Dich und ihn, daß er sich bald getröstet und mich bald vergessen hat. Weiß er jetzt, daß ich lebe? Wird er seiner — Schwägerin verzeihen, was sie that?“

Sie erhielt lange keine Antwort; dann senkte sich das bleiche Gesicht Elisens tiefer auf ihre Schulter herab, und sie flüsterte in einem Tone der Verzweiflung: „Dein Opfer war nutzlos! Er liebt Dich immer noch!“

„Unmöglich! Er ist Dein Gatte! Du siehst Phantome, Elise, und denkst zu gering von Dir selber, wie das stets Deine Art war,“ tröstete Agathe, ohne ihre Besorgniß verbergen zu können.

„Er ist mein Gatte!“ wiederholte Elise, und brach in leidenschaftliches Weinen aus. „Aber sein Herz, seine Sehnsucht gehören Dir! Er nahm mich aus Mitleid. Ich stand allein. Dich hatte er ja doch verloren! Vielleicht hing auch sein kaufmännisches Interesse an dem Geschäfte des Vaters, das ohne Nachfolger war. Ich täuschte mich auch nicht über seine Gefühle, als ich die Hand nahm,

die er mir gleichgiltig, in resignirter, milder Stimmung bot. Damals glaubte ich, es wäre schon Glück genug, ihm nahe sein zu dürfen, und betrat mit froher Hoffnung den Platz, den Deine Großmuth mir freigelassen. Aber als ich sein Weib geworden war, und nun mit einer Leidenschaft an ihm hing, gegen welche meine scheue Mädchenliebe kühl und farblos gewesen war, da that die ruhige Freundschaft, die er für mich hatte, mir wehe. Ich sah's mit tausend Schmerzen, wie er um Dich trauerte, und Dein unauslöschliches Bild in seiner Seele erfüllte mich mit Eifersucht. O vergib, vergib, Agathe! Du bist so groß im Vergleich zu mir! Statt Dir für Dein Opfer zu danken in jeder Stunde meines Lebens, habe ich nur mit Schrecken und Furcht an Dich gedacht, und als kleines, armes Weib nur feige für mein Glück gezittert. Ich habe es geahnt, schon als ich neben ihm am Altare stand, daß die Stunde der Reue und der Verzweiflung kommen würde. Jetzt ist sie da! Er weiß, daß Du lebst! Er wird Dich sehen! Er wird Dich wieder lieb haben, und ich werde zum zweiten Male das Entsetzliche ertragen müssen. Nur, daß wir nun Beide elend sind — er und ich!“

„Aber um Gottes willen! Wie konnte er erfahren, was ich so wohl verbarg?“

„Durch einen Brief.“

„Von einem Herrn Winklewski?“ rief Agathe.

„Ja, das war der Name. Er scheint Dein Bild bei Branden gesehen zu haben.“

„Bei Branden! Also wirklich! Wie ist das möglich?“

„Ach, siehst Du, Agathe, wir trafen den Maler in

Berona. Er erkundigte sich nach Dir. O, wie gerne hätte ich ihm gesagt, daß Du lebst, ihn gebeten, nach Dir zu forschen. Daß Du unter Malern Dein neues Leben beginnen würdest, das dachte ich wohl. Aber um Heinrich's willen wagte ich das Geheimniß nicht zu verrathen. Mein Gatte aber hat, ohne mein Wissen, dem Maler das Versprechen abgenommen, Dich zu porträtiren. Ist das nicht schon Beweis genug, wie er Dich liebt? — Wir waren damals auf der Hochzeitsreise und erst drei Tage verheirathet!“

Agathe hatte ihren frohen Muth wieder gefunden; der Name Branden wirkte auf sie wie ein belebender Zauber.

„Aber, Elise, ich sehe in alledem nur, daß er die Todte liebte, jene junge Braut, welche die Wellen des Rheins von seiner Seite rissen! Daß ihm jenes schattenhafte Ideal, eifersüchtige kleine Frau, es wird zerfallen, wie jedes Traumbild. Jetzt bin ich für ihn eine Malerin, ein emanzipirtes Mädchen! Damals, Elise, als er mich kennen lernte, damals sahst Du viel klarer als jetzt in Deiner Herzensangst. Ich erinnere Dich an eine Stelle jenes verhängnißvollen Briefes —“

„Sprich nicht mehr davon, Agathe! Wie kannst Du scherzen, wenn mir's so traurig zu Muth ist?“

„Ich scherze nicht, Elise. Du sollst sehen, armes Kind, wie ernst es mir um Dein Glück, um Deine Ruhe zu thun ist. Jenen Augenblick, da er mich zum ersten Male sah, im Sonnenschein, in dem phantastischen Morgenkleide, jenen Augenblick, da ihn der Zauber ergriff, Elise, ich will ihn heute erbarmungslos aus seiner Seele tilgen. Ich bin keine „Emanzipirte“ geworden; aber für ihn will ich

es sein! Ich werde ihm eine Komödie vorspielen, lieber Schatz, die ihn für immer von seiner Leidenschaft kuriren muß. Ich will mich so unweiblich, so unausstehlich betragen, daß ihm die Haut schaudert. Mein Wort darauf, Schwester! Ich selbst reiße ihm mein Bild aus dem Herzen! Wenn er nach diesem so sehr gefürchteten Wiedersehen wieder heimkehrt in sein solides, stolzes Patrizierhaus, dann wird er das Geschick lobpreisen, das ihn vor einer so schrecklich revolutionären Frau verschonte, und er wird die Hand der braven, sanften, liebevollen Gattin mit heißem Danke an das Herz drücken. Darauf kannst Du Dich verlassen! Sag' nur, wann wird er kommen?"

„Ich versprach, ihn im Hotel abzuholen. Ich bin so froh, daß ich den Vorschlag wagte, Dich erst allein aufzusuchen. Ich durfte ja nicht gestehen, wie wenig ich daran zweifelte, Dich zu finden,“ sagte die junge Frau, deren Angst vor Agathens zuversichtlicher Versicherung ein wenig schwand.

„Also bring' ihn her, Schatz! Ich werde einstweilen die Scenerie für meine Komödie herrichten. Nur eines: Nimm es mir nicht übel, wenn ich um meiner „Rolle“ willen auch Dich verletzen muß, und glaube mir, daß ich trotz des kalten Scheins, den ich mir geben werde, ein warmes Herz voll Liebe für Dich habe.“

Die Schwestern nahmen gerührten, zärtlichen Abschied, und Agathe bemühte sich, sobald sie allein war, in dem Atelier Unordnung herzustellen, was bei der ziemlich dürftigen Einrichtung gar nicht leicht war.

„Es sieht viel zu wenig genial, viel zu sauber bei

mir aus," sagte sie sich, indem sie einige Studienblätter und Photographien auf den Schrank schleuderte, die hübsche Ecke mit den getrockneten Gräsern in ein Chaos verwandelte, da und dort Oelfarventupfen umherstreute, und ein weißes Deckchen über dem Tische mit Terpentin vertropfte. „Das läßt sich wieder waschen," murmelte sie. „Ihm aber schwindet dieser Fleck nicht mehr aus dem Gedächtniß."

Es war ihr im Grunde nicht scherzhaft zu Muthe. Sie fühlte die Dissonanz dieses Wiedersehens. Hätte sie ihrer innersten Empfindung folgen dürfen, sie wäre mit bittenden Augen vor diesen Mann hingetreten, der sie geliebt, dessen Liebe sie mit Undank gelohnt hatte. Sie würde ihn voll Rührung angefleht haben: „Verzeih', verzeih'!" Aber sie sagte sich auch, daß jedes warme Gefühl in dieser Stunde verborgen bleiben mußte, wie ein Verbrechen. Zwischen ihr und Heinrich Hohenberg durfte keine Rührung, keine weiche Stimmung wach werden, wenn nicht der Funke, der vielleicht noch in seinem Herzen glühte, zur Flamme werden sollte, in welcher das Glück zweier Menschen unterging.

In dieser festen Ueberzeugung überwand sie energisch jede Regung der Eitelkeit, und wie auch ihr Herz in dieser Viertelstunde des Hartens geklopft hatte, es gelang ihr mit lächelndem Munde und einem recht nachlässigen Wesen den Gatten der Schwester zu empfangen.

„Wenn Du in Maria Werner eine alte Bekannte wiedererkennen magst, lieber Schwager, so freut sich dieselbe, Dich in ihrem eroberten Terrain zu begrüßen,"

sagte sie, indem sie einen Stuhl heranzog, ein auf demselben liegendes Tuch achtlos zu Boden schleuderte und Heinrich Hohenberg flüchtig die Hand reichte. „Da ich nun in voller Gesundheit vor Dir stehe, wirst Du finden — ich finde es mindestens, es wäre schade gewesen, wenn die Fische in dem alten, schmutzigen Rheinwasser mich angeknabbert hätten?“ lachte sie übermüthig, während der junge Mann seine Verwirrung nicht zu bemeistern vermochte und wieder starr und unverwandt auf ihr Gesicht blickte. Er konnte sich in dieser wohlbekanntem und doch so veränderten Gestalt nicht zurechtfinden. Hohenberg gehörte zu den Männern, welchen die Erscheinung einer Frau von deren Toilette unzertrennlich ist. Ein Anderer würde vielleicht bemerkt haben, daß Agathens Schönheit sich nur voller und leuchtender entfaltet hatte. Er sah nur ein Mädchen in schlichtem, etwas abgetragenen Kleide von billigem schwarzen Zeug, mit einer blauen Leinwand-schürze und einer schlecht gebundenen rothen Kravatte, und er konnte in dieser ärmlichen Gewandung sein strahlendes, prächtiges Lieb von ehemals kaum wiedererkennen.

„Wir haben auch noch einen weiteren Besuch mitgebracht, Agathe,“ sagte Elise, „der Maler Branden begleitete uns hieher. Er wurde unten von einem Bekannten angesprochen. — Eben Klopft's! Er wird es sein. Heinrich hat ihn aufgefordert, mitzukommen, da der Maler den lebhaften Wunsch äußerte, Dich zu sehen!“

„Branden!“ stöhnte Agathe. Der Boden schien ihr unter den Füßen zu wanken. Auch er wußte, wer sie sei! Auch ihm hatte der verhaßte Mensch ihren Namen ver-

rathen; ihm wohl auch verrathen, wer die „Admerin“ gewesen. Und er kam nicht, um Maria Werner, nicht um Agathe Clausen zu begrüßen; er kam zu dem Mädchen, das unter ihren Schleiern ihm lieb geworden, zu dem Mädchen, das ihm gesagt, daß sie ein Wiedersehen mit ihm ersehne — von ganzem Herzen! Und jetzt, gerade jetzt mußte er kommen. Ihr vernachlässigter Anzug, die Unordnung in ihrem Zimmer, die Rolle, die sie zu spielen beabsichtigte — all' das stand ihr in der einen Sekunde als wirres Schreckniß vor der Seele. „Vor ihm kann ich nicht Komödie spielen! Ich kann und ich will nicht!“ schrie's in ihr auf.

Mit bewegter Stimme rief sie „Herein!“ Dann aber fiel ihr Blick auf die Schwester, die voll Angst an ihren Bügen hing. Sie sah in Heinrich's großen schönen Augen wieder den Ausdruck des Staunens, mit welchem er sie an jenem Ostermorgen betrachtet hatte. Sie erinnerte sich an das Wort, das sie der Schwester gegeben. Sie mußte ja ihre Pflicht erfüllen, durfte in dieser Stunde nicht dem eigenen Herzen folgen. Und als der Maler nun vor ihr stand, und diese freien, männlichen Züge ihr so wohl vertraut schienen, als blicke sie in das Gesicht eines Freundes, den sie seit Jahren kenne, da zweifelte sie auch gar nicht mehr, daß seine klaren, scharfen Augen in ihrer Seele lesen konnten. Er hatte sie ja in kurzen Stunden besser kennen und verstehen gelernt, als irgend ein anderer Mensch auf dieser Welt; er würde nicht getäuscht werden durch ihre Komödie, sondern dieselbe durchschauen.

„Heute scheint der Tag des Wiedersehens für mich zu

sein!“ rief sie, indem sie dem Maler mit einer ganz burlesken Bewegung die Hand reichte. „Grüß Gott, Herr Branden! Wo haben Sie sich denn in den letzten zwei Jahren herumgetrieben? Sie sehen, mittlerweile habe ich mir etwas mehr Recht erworben, Sie als ‚Collegé‘ anzureden, natürlich nur insofern, als auch die Kasse zu demselben Geschlechte gehört wie der große Löwe. Ich habe wenigstens bewiesen, glaube ich, daß ich es ernst meine mit der Kunst! Sie, Herr Branden, mit Ihrer Verachtung meiner schülerhaften Arbeiten, haben mich eigentlich fortgetrieben in die Pilgerschaft nach Ihrem Mekka, und hätten es auf dem Gewissen, wenn ich bei dieser abenteuerlichen Fahrt gestorben und verdorben wäre. Da dies aber nicht der Fall, sage ich Ihnen nachträglich meinen Dank!“

„Ich gestehe, daß ich Ihren Muth aufrichtig bewundere, mein Fräulein,“ sagte der Maler.

„O, der Muth ist gar nicht so sehr das Monopol von Euch Männern, als Ihr Euch einbildet. Ich bin selten in besserer Laune gewesen, als bei jener Reise in die Freiheit. Haben Sie gehört, wie famos ich meine Flucht inscenirte?“ Sie lachte.

Elise, welche an jene entsetzlichen Nachtstunden denken mußte, in welcher sie Heinrich's Stöhnen und Schluchzen vernommen, konnte voll Mitleid mit seinen Empfindungen die Worte: ‚Du bist grausam, Agathe!‘ nicht unterdrücken.

„Bah, Du bist immer noch die alte, sentimentale Elise!“ fuhr Agathe mit einem Lachen fort. „Du warst ja stets groß in thänenreichen Stimmungen und altmodischen Ge-

fählsantwandlungen! Das ist für mich ein überwundener Standpunkt! Ich kenne nur die Wunden des Ehrgeizes, den Zorn über mangelhaftes Können, und solchen Zorn paßt man sich am besten mit einer Cigarette fort. Uebrigens — die Herren möchten gewiß rauchen!“

Sie schob Hohenberg den auf dem Tische stehenden Cigarrenteller zu, während sie sich selbst eine Cigarette anbrannte.

Ronrad war aufgestanden, um ihr dabei behilflich zu sein. Wie er nun mit dem Rücken gegen die Uebrigen einen Moment lang vor ihr stand, schaute sie mit forschendem, erregtem Gesichte zu ihm auf. Nun mußte er sie ja erkannt haben — auch wenn Winklewski ihm nichts ver-rathen — an dem Tone der Stimme, an ihrer Gestalt, nun mußte er ihr irgend ein Zeichen geben, daß er sie nicht vergessen habe, daß er sich freue, sie zu sehen, mußte lächeln oder zürnen über ihr seltsames Wesen — sie wartete ungeduldig, sie wartete mit klopfendem Herzen auf einen Blick, eine Bewegung — doch sie harrete umsonst.

Seine Augen waren mit einem fast düsteren Ausdrucke auf sie gerichtet; kein leuchtender Strahl fiel auf das Stirnband der Römerin, das dort in der Ecke hing, auf welche sie selbst immer die Blicke richten mußte. Er wendete sich an die Staffelei, besah die Studien und sprach sich in anerkennenden Worten über das Talent der jungen Malerin aus. Wie hatte sie dieses Lob ersehnt! Wie glücklich hätte es sie in einer anderen Stimmung machen können! Nun sah sie in dem rein künstlerischen Interesse, das er ihr zuwendete, nur seine bestimmte Absicht, jede

Erinnerung an die letzte vertrauliche Begegnung zu ver-
wischen. Er wollte sie nicht erkennen! Es lag eine
solche Beleidigung für sie in dieser Entdeckung, eine solche
nie gefühlte Kränkung ihres Mädchenstolzes, daß ihr das
Herz anschwell vor Bitterkeit. Der übermüthige Scherz
auf ihren Lippen verwandelte sich in beißenden Spott,
und ein schriller Ton klang durch die Komödie. Sie sprach
über Kunst mit all' den volltönenden Schlagwörtern, mit all'
der Wichtigkeit, die ihr an den Colleginnen aufgefallen war.
Sie kritisirte bekannte Landschaftsmaler mit der Sicherheit
und Arroganz, welche für die emanzipirte Frau typisch sind,
und schmähte endlich über Vereins- und Ausstellungs-Ange-
legenheiten, über den Zustand der öffentlichen Kritik,
ohne Branden zu einer Entgegnung und Berichtigung Zeit
zu lassen.

Hohenberg betrachtete stumm, mit wachsendem Mißbe-
hagen diese einst mit Anbetung geküßten Lippen, die nun
große Rauchwolken um sich her bliesen und mit jenem suf-
fisanen, entschiedenen Tone, welchen die Männer auch der
geistreichsten Frau nicht verzeihen, über ihm fremde, gleich-
giltige Dinge sprachen.

Konrad hatte fast zornig auf sie geblickt, während sie
sprach; eine Entgegnung schien auf seinen Lippen zu schwe-
ben. Sie saß von ihm abgewendet, und richtete ihre
Worte meist an Hohenberg; der Maler konnte nur das
im griechischen Knoten aufgesteckte Haar, die feine Wan-
genlinie, das bleiche Ohr betrachten. Als sie sich nun
plötzlich zu ihm neigte und die dunklen Augen ihn mit
tiefer Trauer anblickten, da stockte die Antwort auf seinem

Munde. Er erhob sich rasch, und entfernte sich mit einigen kurzen Abschiedsworten in auffallender Hast, ohne um die Erlaubniß zu bitten, seinen Besuch wiederholen zu dürfen.

Seine Entfernung machte das Zusammensein dieser drei in verschiedenster Weise bewegten Menschen nur peinlicher. Heinrich mußte alle Selbstbeherrschung aufwenden, um der Kaltblütigkeit des jungen Mädchens mit gleich kühler Miene die Stirne zu bieten. „Narr!“ klang's ihm entgegen aus jedem ihrer Worte, aus ihrem Lachen, aus jeder Rauchwolke, die um sie her flatterte. „Du Narr!“ schrie sein eigenes Herz ihm zu. Er durfte nicht ausdenken, wie er um sie gelitten und getrauert, wie er nach ihr gerufen hatte in wilder Verzweiflung, während sie wohl lachend an der Staffelei saß und dem verlassenen Bräutigam ein Schnippchen schlug. Er durfte nicht denken, welcher Jubel ihn noch vor zwei Tagen erfaßt hatte, als er das Unglaubliche vernahm: „Agathe lebt!“ — mit welchem leidenschaftlichen Sehnen er noch vor einer Stunde dem Glücke ihres Anblickes zugestremt hatte, bereit, der Wortbrüchigen zu verzeihen, berauscht von dem Gedanken allein, sie wieder schauen zu dürfen! Er mußte fort von diesen glänzenden Augen, die er oft im Traume mit namenloser Sehnsucht geküßt hatte, und die ihm nun wie die Augen eines Dämons erschienen, fort aus diesem Raume, der ihm widerlich war.

„Komm, Elise, wir dürfen Agathe nicht länger bei der Arbeit stören,“ sagte er, ohne seine innere Gereiztheit ganz verbergen zu können.

Elise stand gehorsam auf.

„Da meine Geschäfte mich ohnedies schleunigst nach Hause rufen,“ fuhr der Bankier fort, „und Du Dich ja sehr wohl ohne uns zu befinden scheinst, Agathe, werden wir heute Abend wieder abreisen. Alle die nöthigen geschäftlichen Abmachungen, Vermögens- und Erbschaftsfragen, die wir mit einander zu erledigen haben, lassen sich ja ebenso gut schriftlich erörtern. Ich werde Deinen mir selbstverständigen Wunsch, auch in der Verwaltung Deines Vermögens eine unbeschränkte Freiheit zu besitzen, in keiner Weise schmälern und bitte nur um einige Zeit, bis durch den Verkauf des am Plage befindlichen Geschäftes Cures Vaters eine vollständige Klarlegung möglich ist. Deinen Consens zu meinen diesbezüglichen Schritten hole ich mir schriftlich und hoffe —“

„Was soll mir all' dies!“ rief Agathe, die mit ver- schränkten Armen im Zimmer auf- und abschrift, heftig. „Ich brauche keine Abrechnungen und habe mich jedes Rechtes, jedes Vortheils, der Agathe Clausen zugefallen wäre, begeben. Du bist Elisens Gatte, als solcher der unverantwortliche Verwalter der Firma. Ich heiße Maria Werner. Es war mein Ehrgeiz, mein Stolz, mir mein Leben selbst zu schaffen, und ich brauche den Ueberfluß nicht, den ich mit klarem Bewußtsein von mir gewiesen habe.“

„Meine Frau aber,“ rief der Bankier mit zornig bebender Stimme, „braucht kein fremdes Eigenthum, als welches ich das Vermögen ihrer Schwester von nun an betrachten müßte.“

„Aber Agathe!“ rief nun auch Elise mit großer Lebhaftigkeit. „Glaubst Du denn, ich würde es nur einen Tag länger dulden, daß Du sparen und entbehren oder gar um Dein Brod Dich abmühen mußt, während ich in Sammt und Seide herumlaufe? Das wäre ja ebenso ungerecht, als es nutzlos und albern wäre. Und meine kluge Schwester wird eine solche barocke Idee nicht festhalten wollen. Aber Heinrich wird Dich auch in Frieden lassen mit seinen geschäftlichen Placereien. Er verwaltet Dein Vermögen nach wie vor, und ein hiesiger Bankier zahlt Dir aus, was Du brauchst. Die Sache ist ja so einfach, nicht wahr, Heinrich?“

„Ich möchte der Freiheit Deiner Schwester nicht zu nahe treten.“

„Aber Du weißt doch, Heinrich, daß Künstler sich um Vermögensgeschichten nicht so gerne kümmern mögen, wie Ihr Herren vom Gelde! Du könntest ja gleich bei einem Geschäftsfreund Rücksprache halten und die Sache besorgen, während ich noch mit Agathe plaudere. Und wenn Du wirklich heute noch abreisen mußt, so bitte, laß mich noch einige Tage hier, bis ich für Agathe ein hübscheres Atelier gesucht, ihr ein recht trauliches Nest eingerichtet und sie wieder in schöne Kleider gesteckt habe!“ Sie sprach in einem lustig-scherzenden Tone, der die schwüle Stimmung wohlthuend löste, und Hohenberg konnte nicht umhin, ihr mit einem ungewohnt freundlichen Blick für ihre gute Laune zu danken, vielleicht auch für den Takt, mit dem sie ihn in den nächsten Tagen sich selbst überlassen wollte. Zum ersten und einzigen Male in ihrem Leben vielleicht

erschien Elise in ihrer eleganten Gewandung, mit der frischen Röthe der Erregung auf den Wangen und dem frohen Ausdruck ihrer Augen in entschiedenem Vortheile neben der Schwester, die, in trübes Sinnen verloren, den Kopf auf die Hand stützte und die Lippen fest aufeinander preßte.

Eine sonnige Stimmung kann ja jedes Gesicht verschönen, und Elise war aus einem schweren Traume erwacht, der sie Tag und Nacht geängstigt hatte. Wie hatte sie gezittert vor dieser Begegnung; wie hatte das Geheimniß, das sie vor ihrem Gatten verbarg, sie bedrückt und die Sorge um die Schwester ihr auf dem Gewissen gelastet! Und nun war dieser Schatten aus ihrer Zukunft getilgt, die Schreckbilder ihrer eifersüchtigen Phantasie waren in ein Nichts geschwunden! Sie frohlockte über Heinrich's Enttäuschung, sie jubelte über die tiefe Klust, die sich zwischen ihm und der einst geliebten Braut anthat, sie sah mit dem Egoismus der Liebe, wie sich Agathens Bild aus seiner Seele löste. Hohenberg hatte auch kaum die Thüre hinter sich geschlossen, als sie Agathe mit einem Aufschrei um den Hals fiel und ihr mit einer leidenschaftlichen Bewegung, die Niemand in der zarten, stillen Frau gesucht hatte, Worte des gerührtesten Dankes, der Liebe, der überströmenden Freude zuflüsterle.

„Bist Du nun endlich beruhigt?“ erwiderte Agathe in bitterem Tone. „Bin ich ihm so unausstehlich, als Du wünschen kannst?“

„O Agathe, siehst Du — es thut mir ja sehr weh, daß die beiden Menschen, die mir auf der Welt am näch-

sten stehen, sich nicht lieb haben sollen. Aber ich hoffe auf die Zeit, auf die Jahre, wenn Heinrich mich einmal ganz, ganz lieb hat, wenn wir so recht innig mit einander verbunden sind, dann will ich's ihm sagen, daß er Dir gut sein muß — wie einer Schwester. Aber jetzt sei ihm nicht böse, daß er gereizt war, daß er bitter wurde. Du spieltest wirklich so täuschend, als wäre es Dir voller Ernst mit Deiner Gefühllosigkeit —“

„Und wer sagt Dir denn, daß es nicht mein voller Ernst ist!“ rief Agathe aufspringend, mit einem krampfhaften Lachen, das bitterer Klang als die heftigsten Thränen. „Es ist ja wirklich Unfinn, baarer Unfinn, an Liebe und Glück zu glauben, und Menschen meines Schlags thun gut daran, sich bei Zeiten der tollen Lüge zu entschlagen!“

Sie riß das Fenster auf und lehnte sich hinaus, als sollte der leise Windhauch, der über die weiten Felder draußen strich, ihr den Groll vom Herzen, die brennenden Thränen aus den Augen wehen. Von dem bescheidenen Gärtchen vor dem Hause wogte der Fliederduft empor, Schwalben flatterten um ihre Nester, in den einsamen sonnigen Wiesen sangen die Lerchen. „Lüge auch dies!“ murmelte sie, „Lüge die Schönheit dieses Maitages, Lüge das dumme alte Sehnen, das sie uns weckt — eine Komödie der Irrungen, der Enttäuschungen, wie das ganze Leben selber!“

„Aber Agathe,“ sagte Elise, die sich weniger als je in dem wechselnden, leidenschaftlichen Wesen der Schwester zurechtfinden konnte: „Was ist denn geschehen? Du warst so frohgemuth und vergnügt, als ich kam, schienst so wohl-

zufrieden in Deiner neuen Welt! Und nun diese furchtbar düstere Stimmung! Ich verstehe Dich nicht!"

"Wer hat mich denn je verstanden?" unterbrach sie Agathe mit einer vor Schmerz und Zorn bebenden Stimme. "Wer hat sich denn je die Mühe gegeben, mich zu verstehen? Nicht Du, nicht irgend ein Anderer! O, man glaubt mir auf's Wort, wenn ich kalt und lieblos und arrogant scheine; aber zeige ich mich einmal weich und mild und gut wie Andere, bah, so war's nur Verstellung und Laune, eine Komödie, die mir übel zu Gesicht steht. Aber ich will's auch nie, nie wieder thun! Ich will mein Herz so tief, so klastertief verstecken, daß kein Mensch mehr sein tolles Klopfen ahnen und vernehmen soll!"

"O, sprich nicht so!" flehte Elise, indem sie den Arm um die Schulter der Schwester legte, "es thut mir so weh, es zerreißt mir das Herz, wenn Du so gegen Dich selber wüthest! Du hast so viel für mich gethan, mir so viel Liebe erwiesen, wenn der Himmel ein großmüthiges Opfer lohnt, so muß er Dir noch ein Glück schicken, das Dich himmelhoch jauchzen macht!"

"Glück!" lachte Agathe auf. "Es gibt kein Glück als Ruhe und Vernunft! Und wenn Du mich liebst, so wünsche mir, daß ich ganz das werde, was ich vorhin Deinem Gatten mit solchem Erfolg vorgespielt — eine Malerin, die auch über ihr Herz ein Stück bemalter Leinwand geklebt hat und nur Gefühle und Stimmungen kennt, die der Pinsel ausdrücken kann! Das ist das Zukunftsideal für mich!"

"Nein, im Gegentheil, Agathe! Ich wünsche Dir eine

recht große, große Liebe, die all' Deine Kälte und Deinen Stolz und Deine Vernunft fortspottet, denn Dein einziger Fehler ist ja nur, daß Du zu klug und weise bist!"

„O ja, so klug und weise!“ schrie Agathe auf und verbarg das Gesicht in den Händen.

So lag sie auch wieder, als Elise sie verlassen hatte. Lauter sangen die Vögel in der Sonntagsstille, immer süßer duftete der Flieder unter den Sonnenstrahlen, die den Garten überzogen. Der Ostwind spielte mit den Haaren des Mädchens und wehte ab und zu ein weißes Blütenblatt in das Zimmer. Mit unerbittlicher Grausamkeit, als müßte sie das Schwert immer tiefer hineinstoßen in das blutende Herz, gestand sie sich zum ersten Male, daß sie den Maler seit jener Begegnung im Waterhause nicht vergessen hatte, daß sein Bild ihr vor der Seele geschwebt hatte, als sie Heimath, Reichthum, den eigenen Namen selbst hinter sich warf, daß mehr als jeder Ehrgeiz der Gedanke sie angespornt hatte, ein Wort des Lobes, des Staunens von ihm zu vernehmen; daß jene Stunden an seinem Arm, jene kurzen, einsamen Augenblicke in dem dämmernden Nebelgewoge alle Seligkeit ihres Daseins in sich geschlossen hatten! Und durch diesen scheuen heißen Liebestraum klangen als bitterer Refrain die Worte: „Vergessen, verkannt, verschmäht!“ — — — — —

Als Bogdan Winklewski in den nächsten Tagen die junge Malerin neben einer eleganten Dame im Wagen fahren sah, als er bald darauf erfuhr, dieselbe sei in ein feineres Quartier gezogen und habe sich dort Wohnung und Atelier mit großem Luxus eingerichtet, ja

fogar einen Diener engagirt, da hätte er sich die Haare ausraufen mögen vor Aerger. Sein Racheplan hatte ersichtlich nur dazu gedient, die Verhältnisse des hochfahrenden Mädchens zu verbessern. Er war wüthend, daß er sich der Dame, deren Erscheinung ihn so leidenschaftlich entzückt hatte und die sich nun obendrein als brillante Parthie zu entpuppen schien, in einer so unvorsichtig kecken Weise genähert und sich hiemit jede feinere und klügere Gunstbewerbung abgeschnitten hatte. Nur die Nachricht, daß Branden trotz einer Last von Aufträgen und Bestellungen plötzlich abgereist sei und sich irgendwo im Gebirge, vermuthlich in Südtirol herumtreibe, schaffte seinem böshaften Gemüthe einige tröstliche Genugthuung.

Agathe aber fühlte sich in der neuen reichen Behausung viel freudloser und verlassenener als jemals. Der Reiz des Außergewöhnlichen war ja von ihrem Leben geschwunden. Sie malte freilich mit einem ganz fieberhaften Ehrgeize, in welchem die ganze energische Kraft ihres Wesens konzentriert schien. Sie wollte, sie brauchte einen Erfolg, um die Selbstachtung zurückzugewinnen, die sie verloren hatte. Sie war unzufrieden mit sich selbst. Und wenn sie dachte, daß der Mann, der einzige, dem gegenüber sie sich schwach und weich gezeigt, daß er vielleicht über die Thörin lachte, die, von seiner Festklaune bethört, mit klopfendem Herzen an seiner Brust gelegen — o, dann fühlte sie einen Menschenhaß in sich aufkeimen, in dem Alles versank, was bis jetzt gut und sonnig in ihr gewesen war. In finsterner Laune entschloß sie sich zu der Studienreise, auf welcher ihr Lehrer so fest bestand und auf welcher er sie zum

ersten Male nicht begleiten konnte. Mit finsterner Miene kam sie auf der kleinen, von einigen Familien und vielen Malern besuchten Fischerinsel an, auf der sie während der Augustwochen Luft- und Wasserstudien machen sollte. Der heitere, fast ausgelassene Ton der Gesellschaft, die sich auf dem kleinen Fleck Land zusammengesunden hatte, klang wie eine Dissonanz in ihre melancholische Stimmung. Sie bemerkte wohl, daß die Damen die junge einsame Malerin mit der auffallenden Erscheinung sehr mißtrauisch und mißgünstig betrachteten; so war sie denn fest entschlossen, jedem böswilligen Gerede sofort den Boden zu rauben und zeigte sich daher den jungen Malern, die voll Neugierde, voll Bewunderung für die schöne Unbekannte sich ihr genähert hatten, so schroff und unnahbar, daß jeder weitere Versuch, sie zur Gesellschaft heranzuziehen, unterblieb, und sich bald das Gerücht ihres trassen Hochmuthes verbreitete, welchem ihre stolze, ernste Miene ja auch keineswegs widersprach. So war sie denn ganz einsam. Einsam mit ihren trübseligen Gedanken, die in der Stille des kleinen sonnigen Eilandes eine immer dunklere, schmerzlichere Färbung gewannen.

Eines Tages verkündigten feierliche Empfangsvorbereitungen, ein Böllerschuß, der die Landung des Dampfschiffes begrüßte, die Ankunft eines beliebten Künstlers, der lange erwartet worden war. Agathe hatte nicht nach dem Namen gefragt. Als sie Abends ihren gewohnten Spaziergang, der Klostermauer entlang, unternahm, stand plötzlich an einer Biegung des Weges der Maler Branden

ihr gegenüber. Ihr Herzschlag stockte eine Sekunde lang; aber sie zeigte ihm ein ruhiges, gleichgültig-ernstes Gesicht, als er mit höflicher Verbeugung vor ihr stehen blieb.

„Ich freue mich, Ihnen hier zu begegnen, mein Fräulein!“ sagte er. „Ich habe vor ein paar Tagen erst einen sehr liebenswürdigen Brief Ihrer Frau Schwester erhalten, worin sie mich auch bittet, von Ihnen Nachricht zu geben. Sie scheinen schweigsam gewesen zu sein in der letzten Zeit, und Ihre Schwester ist besorgt um Sie.“

„Wie kommt meine Schwester dazu, Ihnen zu schreiben?“ frug Agathe, die nach Fassung rang, in dumpfem Tone.

„Sie wissen, daß ich versprochen hatte, Ihr Bild zu malen — damals, als man Sie für todt hielt. Frau Hohenberg äußerte nun den lebhaften Wunsch, dieses Porträt auch der lebenden Schwester zu erhalten. Nun kann aber natürlich von einem Arbeiten nach Photographien nicht mehr die Rede sein, und ich muß meine verehrte Kollegin schon um einige Sitzungen bemühen. Ihre Schwester meint, da wir Beide in einer Stadt wohnten, müßte es mir sehr leicht werden, das schöne Original meiner Leinwand gegenüberzustellen. Frau Hohenberg ahnt gar nicht, wie beschäftigt wir Beide sind, nicht wahr, Fräulein? Doch am Ende möchten Sie die Güte haben, mir hier einige Male zu sitzen? Ein passendes Lokal würde sich wohl finden lassen, und ich bleibe um meiner etwas angegriffenen Augen willen wohl ein paar Wochen hier.“

Der scherzende Ton, in welchem er sprach, stimmte nicht ganz zu dem Blicke, den er auf das bleiche Gesicht des Mädchens richtete. Wie seltsam diese Augen in ihren

Zügel forschten; welche Unruhe durch seine Frage klang? Agathe aber war gereizt gegen diesen Mann; sie glaubte einen gewissen Spott aus seinen Worten herauszuhören, der ihr wie Stacheln in das wunde Gemüth drang.

„Sie sagen selbst, daß Ihre Augen der Schonung bedürfen, Herr Branden!“ erwiderte sie. „Bitte, gönnen Sie diesen unerfeglichen Augen die verdiente Ruhe! Meine Schwester ist eine Närrin, Sie mit diesem Bilde zu quälen! Ueberdies bin ich hier, um zu arbeiten, und muß jede helle Stunde benützen, um von meinem Aufenthalte hier bald erlöst zu werden!“

Sie grüßte — er verbeugte sich. Er fühlte sich tief verletzt durch eine Abweisung, die er nicht hatte voraussehen können, da ihm Aehnliches nie begegnet war. Er ahnte ja nicht, mit welchem Schmerze Agathe in ihrem Zimmer die Hände vor die heißen Augen preßte, mit welcher tiefem Seufzer sie vor sich hinhurmelte: „Ihm gegenüber zu sitzen Stunden lang! mich betrachten zu lassen Zug für Zug wie ein lebloses Ding, während sich mir das Herz aufbäumen würde vor Zorn und Weh — nein, das wäre über meine Kräfte gegangen!“

Nach diesem Gespräche setzte Konrad Troß gegen Troß, und die Beiden vermieden sich auf dem kleinen Fleckchen Land mit wahrer Virtuosität. Die Geselligkeit schien durch seine Ankunft nur an Uebermuth und Frohlaune gewonnen zu haben, und bis nach Mitternacht klang der tolle Jubel vom Gasthause herüber in Agathens stilles Stübchen. „Herr Branden! Böser Herr Branden!“ rief eines Abends, als sie am Fenster lehnte, eine helle Mädchenstimme. Ein

lautes Aufklachen folgte. Dann zog wieder Nacht und Stille über die hohen Lindenbäume. Agathe kannte diese Stimme, die wie ein Waldbögeleinruf aufschwirrte. Sie kam aus dem rothigen Mund eines kleinen übermüthigen Mädchens mit dichtem, rothem Gelock. Seit diesem Abend sah sie die zierliche Gestalt immer und immer wieder um das Bild des Malers flattern, das sie nicht aus der Seele zu bannen vermochte. Sie fühlte sich so allein, so heimatlos, so traurig, daß sie beschloß, abzureisen, selbst auf die Gefahr hin, ernste Vorwürfe von Seiten ihres Lehrers zu bekommen. Da widerfuhr ihr eines Tages eine unerwartete Freude. Hugo Velder hatte den Urlaub benutzt, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß die tief betrauerte schöne Cousine wirklich am Leben sei.

„Ich dachte mir's gleich,“ sagte der junge Offizier mit einer freudigen Rührung, „daß ein so kapitaless Mädchen wie Du, nicht das Pech haben könne, so früh von dieser fidele Welt fortgefegt zu werden!“

Agathe hatte den lebensfrohen Better stets gut leiden können; nun aber, da er einen heimathlichen Klang in die Fremde, ein helles Lachen in ihre melancholische Abgeschiedenheit brachte, schlug ihr Herz ihm mit warmer Freude entgegen, wie ihrem besten, einzigen Freunde. Ihr Ernst konnte vor den munteren Einfällen Hugo's nicht lange Stich halten, und die Maler sahen mit unverschämtem Erstaunen, daß die stolze junge Dame, die nun zuweilen am Arm des Betters im Gasthause erschien, wirklich lachen könne. Es hätte nur des leisesten Wunsches, nur einiger fröhlichen Worte ihrerseits bedurft, und sie

würde einen unbestrittenen Sieg über den „Malertisch“-errungen haben, der ihr bisher so feindlich gegenüber gestanden hatte. Aber sie blieb bei ihrer Zurückgezogenheit, bei ihrer Scheu vor der heiteren Gesellschaft, wie auch Vetter Hugo über diese Laune spottete.

Er selbst war am zweiten Tage schon mit sämmtlichen Künstlern bekannt und sprach in begeisterten Worten von dem Humor der Herren, von der Anmuth und Munterkeit der anwesenden Mädchen, insbesondere jener rothblonden „Achtzehnjährigen“, die Fräulein Kelly hieß und nach seiner Meinung im Lachen und Tanzen nicht ihres Gleichen hatte.

Agathe zweifelte nun gar nicht mehr, daß Branden in diesem muthwilligen Kinde sein Ideal gefunden habe, und nahm sich ernstlich vor, sich von nichts, was mit ihm in Beziehung stünde, aus der Fassung bringen zu lassen, auch nicht von der Nachricht seiner Verlobung.

Eines Nachmittags saß sie malend am Ufer, als die Herrngesellschaft der Insel — auch Hugo unter ihnen — bei prächtigem Westwinde nach einem entfernteren Punkte des jenseitigen Ufers segelte. Sie waren in drei Booten vertheilt, und es schien ihr ein lustiges Bild, wie die weißen Segel, von der Sonne beleuchtet, über die grünliche Wasserfläche dahinflogen. Nach geraumer Weile nahm aber der Wind in solcher Weise zu, daß Agathe gezwungen ward, die Studie einzupacken, wenn ihr nicht Malzeug und Staffelei in den See geweht werden sollte. Sie hüllte sich in ihren Mantel und betrachtete die Wellen, die schaumgekrönt heranrollten, horchte dem Losen und Branden zu

und beachtete es nicht, daß der weiße Gischth ihr bis an die Füße heransprülhte. Ein paar Schifferskleute, die ihren Kahn an's Land schoben, sahen besorgt nach den flatternden Wölkchen am Himmel und sprachen von dem Segelboot, das vor einem Jahre beim Weststurm umgeschlagen sei, von den drei Leichen, die noch auf dem Grund des See's liegen mußten, und murrten über die Tollkühnheit derjenigen von der Gesellschaft, die sich in dem kleinen Segelschiffchen des Wirthes hinausgewagt.

Eine heiße Angst flog in Agathens Seele auf. Sie wollte sich nicht Rechenschaft darüber geben, für wen sie bebte und bangte, aber sie schaute mit großen Augen und bleichem Gesichte nach der Waldecke, hinter welcher die Boote verschwunden waren. Manche Viertelstunde verrann. Dann tauchten zwei größere Boote auf, das dritte, kleinste vermochte sie nicht zu entdecken. Ein Schwindel packte sie; starr vor Angst und Grauen lehnte sie an dem Weidenbaume, eine Ewigkeit schien ihr zu vergehen, und doch sausten die Boote heran wie beschwingte Pfeile. Endlich, endlich wagte sie die Augen aufzuschlagen nach den Gestalten, die nun deutlich erkennbar wurden. Hugo saß am Steuer; im selben Augenblick aber hörte sie Konrad's Stimme, die dem am Ufer stehenden Wirth in lustigem Tone zurief: „Ihre Rußschale haben wir drüben gelassen! Sie taugte nichts!“

Wie sie sich nun ihrer Besorgniß schämte! Und doch warf sie unwillkürlich einen Blick auf die kraftvolle Gestalt des geliebten und gehaßten Mannes, der hoch am Schiffsrande stand, um die Segel zu reffen, dessen Augen

blickten, dessen Gesicht voll Muth und freudiger Erregung aus dem kühn aufgekräpften Hute hervorschaute. Nie hatte ihm ihre Seele zugejauchzt wie in diesem Augenblicke! Sie schritt nach flüchtiger Begrüßung Hugo's nach ihrer Wohnung zurück. Konrad aber war ihr gefolgt. Die Schiffer hatten ihm erzählt, daß die schöne große Dame seit einer Stunde am Ufer stehe. Ohne sich zu besinnen eilte er ihr nach.

Eine Weile standen sich die Beiden, die sich nun seit Tagen vermieden, in stummer Ueberraschung gegenüber.

„Sie haben sich um uns geängstigt?“ frug er mit bewegter Stimme.

„Um meinen Vetter!“ erwiderte sie, ohne die Augen zu ihm zu erheben.

„Also auch die stolze Walküre wird zuweilen von einem Bittern befallen?“ frug er.

Wieder hörte sie den spöttischen Klang, der sie zum Zorn reizte.

„O, es ist zweierlei,“ rief sie trozig, „am Ufer zu stehen, jedem Trugbilde seiner Phantasie preisgegeben, oder selbst der Gefahr in die Augen zu schauen. Wäre ich im Schiff gewesen, Sie hätten keinen ängstlichen Blick erhaschen sollen!“

„Es käme auf eine Probe an; mein Fräulein!“

„Ich behaupte nichts, was ich nicht beweisen könnte!“

„Nun gut! So segeln Sie mit mir, gleich jetzt! Das Boot steht bereit!“

Seine Augen flammten in die ihren; sie wollte, sie durfte diesem Manne nicht klein erscheinen. Er sollte

nicht von ihr sagen können, sie habe als echtes Weib den Muth nur auf der Zunge. So sehr es ihr graute vor dieser Fahrt, nicht um der erregten Wellen willen, nein! Ihr graute vor diesem Alleinsein mit ihm! Sie erwiderte ein troziges: „Gut!“

Es schien ihr wie ein dunkler Traum, in dem sie blindlings gegen ihren Willen fortgezogen werde, als sie nun an seiner Hand in das schwankende Schiff sprang, er den Strick löste, und sie dann in die Einsamkeit des stürmenden See's hinauschwammen. Doch als nun das Boot sich neigte und wiegte, das Wasser in gleicherdem Gischt an den Schiffsvand prasselte und im Nu die kleine Insel vor ihren Blicken zu einem winzigen dunklen Streifen zusammenschwand, da kam's wie Frohlocken über ihre Seele.

„Soll ich nah am Ufer hinhalten?“ frug Branden.

„Nein, hinaus in den offenen See!“ rief sie fast aufjauchzend. „Es ist zu löstlich!“

„Sie werden Ihre Probe bestehen, Fräulein! Mir selbst aber erscheint es nun fast tollühn, daß ich dieselbe wagte!“

„Warum; wenn ich zu Grunde gehe, wer trauert um mich?“

„Das klingt wie Frevel von solchen Lippen.“ Er schaute mit forschendem Blick in ihr strahlendes helles Antlitz, um das die Stirnhaare flatterten. „So müßte man Sie malen!“ rief er bewundernd.

„O, es ist zu schön!“ erwiderte sie, „im Fluge fortgetragen zu werden über die grünlichen, schäumenden

Wellen! Wie diese große, breite da heranrollt! Wie jornig sie sich aufbäumt gegen uns; nun faßt sie uns und zerschellt am Rande! Ein glitzernder Gruß auf meinem Mantel! Wahrlich! Ich könnte an Seelenwanderung glauben und denken, ein Theil meines Selbst habe sich einmal als Sturmmöve über dem Wasser gewiegt!"

„Man möchte von kühnen Vizingerfahrten träumen, von jener heißen Freiheits- und Abenteuerlust, die einst unsere Voreltern an ferne Gestade gelockt, wenn man Ihnen in die kühnen, leuchtenden Züge schaut. Eine nordische Heldin!"

„Und muß solch' wildes Seemannsleben nicht reich gewesen sein an köstlichen Augenblicken, von denen wir in unserer Straßen „quetschender Enge" keine Ahnung besitzen! Schon als Kind fühlte ich mich als Gefangene in der öden, einförmigen Heimathstadt, und strebte mit heißem Sehnen hinaus in die freie, weite, schöne Welt!"

„Wie klar heute Ihre Seele vor mir liegt! Wie ich Ihnen diese Empfindungen nachfühlen kann! Und doch ist so schwer aus Ihnen Lug werden, Fräulein Agathe!"

Sie hatte im Vollgenuß des Augenblicks Alles vergessen, was zwischen ihnen lag. Nun kehrte der Schatten auf ihre Stirne zurück.

„Ei freilich! Ich wage ja meinen eigenen Weg zu gehen. Und wenn die Männer auch über weibliche Schwäche spotten, so sind sie doch die ersten, die eine energische That einer Frau verdammen!"

„Nicht doch! Niemand kann den großen Zug in Ihnen höher würdigen, als ich!"

„Seien Sie ehrlich! Ich las es ja in Ihren Mienen damals bei Ihrem Besuch im Atelier, wie sehr Sie die ‚Malerin‘ mißbilligten!“

„Sie irren sich, Fräulein Agathe! Ich kam voll Staunen, voll Bewunderung. Ich war überrascht von Ihren Leistungen, von Ihrer Energie —“

„Aber — aber — ich fühle es wohl, daß Sie ein ‚Aber‘ verschlucken!“

„Nun denn, wenn ich ganz offen reden soll, so muß ich gestehen, daß mich die Art verlegte, wie Sie vor Ihren Verwandten über Ihre Flucht scherzten. Ich hatte ja gesehen, wie Ihre Schwester, Ihr Schwager um Sie trauerten. Ein Lachen über Thränen thut weh, und ich dachte —“

„Was dachten Sie?“

„Soll ich wirklich in dieser schönen Wassereinsamkeit alle Salonhöflichkeit über Bord werfen und Ihnen meine innersten Gedanken enthüllen? Aber Sie haben einen Blick, Fräulein Agathe, der die volle reine Wahrheit zu erzwingen scheint, das fühlte ich schon bei meiner ersten Begegnung mit Ihnen. Nun denn! Ich dachte: was soll denn aus dieser armen, entgötterten Erde werden, wenn schöne Mädchenlippen den letzten Funken, der noch über unsere Nüchternheit einigen glänzenden Schimmer breitet, fortscherzen und forthöhen wollen! Wenn auch für die Frauen nur Verstand und Klugheit gelten, auch von ihnen das arme Gemüth mit Füßen getreten werden soll!“

„Ich sehe nur,“ erwiderte sie nach einer Weile mit tiefem Ernste, „wie fremd jeder Mann uns gegenübersteht,

wie unsere Seele für Jeden ein Buch mit sieben Siegeln ist. Ihr nennt wohl Manche emanzipirt und kalt und herzlos, die mit so schwerem Herzen lacht und spottet, wie ich es damals that, thun mußte! Thränen, echt weibliche rührende Thränen wären bei diesem Wiedersehen mit meinen Angehörigen so viel leichter gewesen, als meine bitteren Spässe! Aber es gibt Stunden, wo man keinen Honig auf den Lippen haben darf, wo Verstellung zur Tugend wird. Ich kann Ihnen dieses Räthsel nicht erklären, aber ich mußte Ihnen so viel sagen, um nicht falsch von Ihnen beurtheilt zu werden. Ich will nicht dazu beitragen, das unliebenswürdige Bild, das die Herren von den ‚Malerinnen‘ im Kopfe haben, noch durch falsche Züge zu verdunkeln. Freilich, ein Freund hätte mich ohne Worte verstanden, hätte gefühlt, daß mein häßliches, unweibliches Wesen nur — Maske war.“

Er sah zu ihr auf, überrascht, von einem Gedanken durchzuckt, der ihm helles Licht auf ihre Seele warf. Er ahnte die Lösung dieses Räthsels, über das sie nicht sprechen wollte.

„Ich stehe da wie der Thor,“ rief er aus, „der Flecken in der Sonne suchen wollte und dem dann ihr Strahlenglanz die Augen verblendete!“

Dann aber fuhr er in leisem, leidenschaftlichem Tone fort: „Nein, ich stand Ihnen nicht als Freund gegenüber! Ein Freund hätte Sie zu verstehen, zu begreifen, vielleicht zu widerlegen gesucht! Ich aber wollte Sie tadeln, wollte den Zauber Ihrer Erscheinung fortraisonniren und fortkritifiren mit einem zornigen Trotz gegen den über-

mächtigen Eindruck, der mich gefangen nahm! Als ob man den Reiz einer Persönlichkeit wie die Ihre mit einigen klugen Worten von sich abhüttelte! Nein! Agathe, lächeln Sie nur über den Uebermüthigen, der Sie tadeln wollte und dem die Rache auf dem Fuße folgte! Eine bittere Rache! — Ich war nicht frei, als ich Sie wieder sah, Agathe! Ich hatte Treue versprochen, ich wollte Treue halten! Und doch zog es mich unwiderstehlich nach diesen stolzen, kalten Mädchenlippen! Ich durfte Sie nicht wiedersehen! Um dem heißen Streit meiner Gefühle ein Ende zu machen, floh ich vor Ihnen, aus der Stadt, in der Sie weilten, floh vor mir selbst!

Und nun hat das Schicksal mich auf der kleinen Insel mit Ihnen zusammengeführt! Auf's Neue ist der Sturm in mir erwacht und ich bin ein Ruheloser geworden, dem es nur wohl wird um die heißklopfende Stirne, wenn der Wind durch die Segel saust und die Wellen sprühen! —

„Wer weiß, Agathe,“ rief er mit plötzlich aufflammender Leidenschaft, „wer weiß, ob ich Sie nicht hierher gelockt habe in diese tiefe Einsamkeit, um hier meine ganze Thorheit zu gestehen, um ein letztes Mal die Arme um Sie zu schlingen und in einem seligen Aufjauchzen mit Ihnen den Untergang — Ruhe zu suchen!“

Sie zwachte zusammen unter seinen heißen Worten. Eine jähe Klarheit war über sie gekommen bei seinem Bekenntniß: „er sei nicht frei“ — eine Klarheit, die bei aller Wehmuth ihr wie Erlösung erschien und allen Groll in ein mildes, tiefes Weh verwandelte. Besser noch, sich vor

dem Fatum beugen, besser, eine untrennbare Kluft zwischen sich und ihm erblicken, als sich verschmäht sehen von seiner Laune.

Wie von seinen Worten erzürnt, tobte nun der Wind über das Wasser, wirbelte die Flagge tausend durch die Luft, schleuderte das Boot über die aufbäumenden Wellen, daß es sich tief, tief herabneigte, und schüttelte wie in grimmiger Wuth den weißen Gisch über das Fahrzeug. Branden verwandte die Augen nicht mehr von den knisternden, rauschenden Segeln, und die Striche schnitten tiefe Furchen in seine mit dem Sturme ringenden Hände. Agathe aber sah in düsterer Resignation auf den toben- den See.

„Sie haben Ihre Probe bestanden.“ Die Worte Branden's schreckten sie erst aus dem dumpfen Gedanken auf, daß sie nun in wenig Augenblicken, von seinem Arm umschlungen, in die Tiefe stürzen würde; aber kein befreiendes Lächeln kam auf ihre Lippen, als sie nun bemerkte, daß die Gefahr vorüber sei. Im Leben gehörte er ja einer Anderen.

„Wir wollen nun heimkehren!“ sagte sie tonlos.

Schweigend wendete er die Segel, schweigend saßen sie sich nun gegenüber; sie hielt die Augen auf das Wasser gesenkt, das allmählig ruhiger wurde, durch welches die Sonnenstrahlen grünglänzende Streifen zogen.

Als sie am Ufer angelangt waren, reichte Agathe ihm die Hand. Er hielt sie lange, lange fest. Dann trennten sie sich. Aber sie sprachen kein Wort mehr.

Wie ein schwüler Hauch lag's seit dieser einsamen

Fahrt zwischen ihnen. Agathe fühlte, daß das Zusammensein auf dem kleinen Fleckchen Land mit jedem Tage peinlicher wurde für sie Beide, und schrieb an Professor Berger, er möge ihr für die übrigen Herbstwochen einen anderen Studienplatz vorschlagen.

Eines Mittags näherte sie sich in Begleitung des Betters dem Gasthause. Einige Herren und Damen saßen unter der großen Linde auf der Stange, die den Krautacker des Klosters einfriedigte und von den Malern häufig zu gymnastischen Übungen benutzt wurde. Für große Menschen war dieser Sitz zwar gerade nicht bequem, aber doch ungefährlich. Das kleine Fräulein Nelly aber saß wie ein ängstliches Schwälblein an Konrad's Seite und ihre Füßchen baumelten in der Luft. Hatte sie sich nun dem herankommenden Paare zu lebhaft zugewendet oder sonst eine unvorsichtige Bewegung gemacht, Agathe sah gerade, als sie vorüberging, den Maler Branden den Arm ausstrecken, um das Mädchen zu halten, das zu fallen drohte. Ein Stich ging ihr durch das Herz. War sie, war dieses Kind jene Andere, der sie geopfert wurde? Nach einer Weile wendete sie sich mit düsteren Augen an ihren Beter: „Wer macht diesem kleinen Professorstöchterlein den Hof?“ fragte sie.

Hugo zögerte eine Weile mit der Antwort. „Ich,“ sagte er dann.

„Du!“ rief Agathe. „Und in vollem Ernste?“

„Ja.“

„Du wirst manchen Rivalen haben! Sie ist ja die beauté der Insel und ich sehe sie stets mit einem ganzen

Hoffstaat von Cavalieren, die übrigen Damen scheinen nur das Gefolge zu bilden.“

„Höre, das heißt ein Kompliment herausfordern. Du weißt ja sehr wohl, wer die beauté der Insel ist! Aber Du bist eben eine unnahbare Fürstin für gewöhnliche Sterbliche, und sie ist ein lustiger kleiner Kobold, der mit Jedem gern lacht. Ich bilde mir freilich ein, mit mir am liebsten!“

„Ich dünkte, mit Maler Branden!“ warf Agathe möglichst ruhig dazwischen.

„Nein! Ihn mag sie gar nicht! Sie gestand mir freilich, sie habe anfangs zwei volle Tage lang für ihn geschwärmt, für den großen Künstler natürlich. Aber er sei gar nicht nett mit ihr gewesen, und sie finde ihn unausstehlich.“

Agathe schämte sich über die heiße Freude, die ihr bei diesen Worten durch das Herz strömte. Als ob es ihr nicht gleichgültig sein könnte, welchem Weib er Treue versprochen! Aber doch — es schien ihr doch eine rechte Befreiung, ein rechter Trost, daß es nicht gerade diese war!

Sie bemühte sich nun wieder fleißig zu arbeiten, aber sie war sehr unzufrieden mit ihren Leistungen. Professor Berger, der statt einer Antwort auf ihren Brief selbst zu Besuch kam, schüttelte enttäuscht den Kopf. „Ich vermisse die kraftvolle Farbe, liebes Fräulein! Sie scheinen ja recht trübe in die Welt zu blicken!“ sagte er. — Er hatte in der Stadt wichtige Arbeit zu vollenden und mußte Abends wieder zurück, versprach aber, in kurzer Zeit die Schülerin zu einer gemeinsamen Studienreise abzuholen. Sie gab dem Lehrer bis zur nächsten Insel das Geleite. Als sie in ihrem Boot zurückkehrte, stand Konrad ihrer harrend am

Ufer. Schon am Morgen war ihr der Blick aufgefallen, mit dem er ihre Gestalt betrachtet hatte, als sie im Gespräch mit Professor Berger an ihm vorüberkam. Nun aber lag ein veränderter, sonniger Ausdruck auf seinen Zügen; jeder Schatten war von seiner Stirne gewichen, jede Unruhe aus seinen Augen.

„Ich möchte mit Ihnen sprechen, Fräulein Agathe!“ sagte er. Und da sie überrascht, verwirrt zu ihm aufsaß: „Nicht hier, nicht unter dieser lärmenden Jugend, dort unten, an Ihrem Lieblingsplätzchen unter dem Weidenbaume, dort wollen wir zusammen die Sonne sinken sehen. Nehmen Sie meinen Arm!“

Seine Stimme klang so bewegt, so weich und liebevoll, daß sie der Bitte nicht widerstehen konnte. Und schweigend gingen sie eine Weile am Ufer entlang; da und dort zog ein Fischer die Netze an's Land; manchmal klang ein Lachen, eine helle Stimme über den See. Dann läutete es zum Abendgebet in der Klosterkirche und auch die Ruderschläge verstummten eine Weile.

Als es ganz einsam um sie geworden und nur die Wellen noch leise, ganz leise heranplätscherten, sagte er: „Hier nur kann ich Ihnen mein Märchen erzählen, Agathe.“

„Ein Märchen?“

„Ich muß es wohl so nennen, denn noch fasse ich's kaum, daß es zur Wirklichkeit werden soll. Hören Sie denn, Agathe: Es war einmal ein Mann, der lebte einsam. Er hatte weder Schwester, noch Freund, noch Geliebte. Er war oft sehr traurig, denn so viel ihm das Schicksal auch gönnte, er sehnte sich nach Liebe. Da stand

eines Abends in einem hellen großen Saale ein räthselhaftes, verschleiertes Mädchen vor ihm. Sie war ihm fremd; er wußte ihren Namen nicht; und wie er auch bat, sie nahm die Hülle nicht von dem Gesichte. Doch was sie sagte, schien ihm so klug, so wahr; er meinte in ihrer Seele lesen zu können. Und das Wunder war geschehen: er liebte dieses Mädchen. Plötzlich aber verschwand sie vor seinen Augen im Nebel wie ein holdes, überirdisches Traumbild. Wie er auch suchte und suchte, er fand sie nicht mehr. Aber er wußte, daß er nie ein anderes Weib so lieben könne, wie sie, daß er die Sehnsucht nach ihr mit sich fortragen müsse ein Leben lang. Doch seine treue Sehnsucht sollte seine Seele in ein tiefes Wirrniß verstricken; denn eines Tages begegnete er einem Mädchen wieder, das ihm vor Jahren schon einen großen Eindruck gemacht hatte. Ein stolzes, königliches Mädchen. Er brachte ihr Bild nicht mehr aus dem Sinn. Wie Feuer strömte es ihm durch die Adern, wenn er ihrer dachte. Doch wenn ihr Anblick ihm volle Leidenschaft weckte, so verstummte doch jene Erinnerung an jene leise süße Stimme, die unter dem Schleier zu ihm gedrungen war, keineswegs. Es war ja die Erinnerung an einen Augenblick vollen, echten Herzensglücks. Er suchte die Eine, und konnte die Andere nicht fliehen. Er nannte sich heute treulos und spottete morgen über die Treue, die einem Schatten galt. Ein Fieber verzehrte ihn, wenn das stolze Mädchen mit den trotzigem Lippen an ihm vorüberging; wenn er nur von Weitem die Rosen ihres Hutes erblickte, klopfte sein Herz. Aber konnte er um sie werben, durfte er ihren stolzen Augen

sein Gefühl entdecken, da er ihr doch sagen mußte: „Mein Herz liebt eine Andere!“ Es war sehr dunkel um ihn her.“

Konrad hatte in leisem, langsamem Tone gesprochen. Nun schwieg er eine Weile, dann aber schaute er mit einem Strahl jubelnden Entzückens in das schöne Gesicht an seiner Seite, das stumm, staunend an seinen Rippen hing.

„Da sah er heute plötzlich einen weisen Mann wieder, den er einst in Begleitung des verschleierten Mädchens getroffen hatte,“ fuhr er fort. „Er stürzte auf diesen weisen Mann zu und bestürmte ihn in den flehendsten Worten um Nachricht von der Unbekannten, Gesuchten, Ersehnten. Der weise Mann aber lachte, lachte, daß ihm die Brillengläser feucht wurden. ‚Sind Sie denn blind? Seit Wochen wohnen Sie auf der kleinen Insel mit ihr zusammen!‘ rief er aus. Und nun fiel’s ihm freilich wie Schuppen von den Augen, wenn er auch das übergroße Glück kaum begreifen konnte, daß er in zwei getrennten Gestalten nur eine geliebt habe, daß er vor der geflohen, der er Treue halten wollte, daß jenes stolze königliche Mädchen dieselbe sei, die in echter Frauengüte warm und hingebend an seiner Seite gegangen war, deren Rippen einen seligen Augenblick lang die seinen berührt hatten. Ist es denn möglich, ist’s wahr, bist Du’s wirklich, Agathe?“

Während er sprach, war allmählig jeder herbe Zug aus ihrem Gesichte verschwunden und sie schaute mit einem entzückenden Lächeln zu ihm auf, als lausche auch sie einem süßen Wunder!

„Das klingt freilich wie ein Märchen!“ sagte sie leise. „Er kannte sie nicht! — Sie aber dachte: Er will Dich

nicht kennen! und alle Blüthen ihrer Seele erstarrten unter diesem Gedanken, wie vom Froste berührt.“

„Agathe!“ rief er und faßte ihre Hände. „Wie konnte ich's ahnen, wie hätte ich in diesem Dunkel mich zurechtfinden sollen? Ich höre, Agathe Clausen sei todt. Ich male voll Trauer an dem Bilde dieses Mädchens, das mir unbergänglich geblieben war; erfahre mit freudigem Schrecken, sie lebe; erkenne in ihr jene Maria Werner, für die ich ahnungslos eine Lanze gebrochen, deren Namen der widerliche Kritiker in ganz romanhafter Weise mit mir in Verbindung brachte, und stehe endlich geblendet vor Deiner sieghaften Schönheit. War das nicht des Verwirrenden, des Ueberraschenden genug und übergenug! Und dann, sag' selbst, war es dieselbe, die ich wiederfand? Ist es dieselbe, von der ich mit einem übervollen Herzen Abschied nahm? Nicht die Künstlerin, nicht allein das freie, stolze Mädchen, nein, ein Weib, ein echtes Weib!“

„Ja, ein echtes Weib,“ erwiderte sie leise, „ein armes, thörichtes Mädchen, das um Dich litt, weil es Dich liebte!“

Sie lag in seinen Armen. „Mein! Mein Glück! Mein Traum!“ flüsterte er mit trunkenen Lippen.

An den Kahn am Ufer schlugen leise die Wellen; der Nachtwind bewegte das Schilf; jeder warme Ton war aus der Landschaft entschwunden; über die bläulich umdunkelten Berge schwammen blasser Sterne herauf. Den Beiden aber, die Hand in Hand am Ufer saßen und in selbigem Schweigen sich in die Augen schauten, lag lichter goldener Sonnenschein über der Welt.

Ein Kind des Glücks.

Aus dem Leben eines Künstlers.

Von

Klara Reichner.

(Nachdruck verboten.)

Daß es eine künstlerische Begabung gibt, die sich durch nichts zurückhalten und unterdrücken läßt, das hat unter Anderem auch ein Künstler klar bewiesen, dessen Jugendzeit sich als eine ununterbrochene Reihe von harten Kämpfen und abenteuerlichen Streichen darstellt, bis das Glück ihm lächelte und er endlich der ihm durch sein Talent vorgezeichneten Bahn frei folgen durfte.

Es ist dies der berühmte französische Kupferstecher und Maler Jacques Callot.

Selten wohl begann ein Talent sich schon so früh zu zeigen, wie hier bei diesem Knaben, welcher im Jahre 1594 zu Nancy im Herzogthum Lothringen geboren wurde. Sein Vater, der einem altadeligen Geschlecht entstammte, war Wappenherold von Lothringen und Bar, seine Vorfahren hatten von jeher des Herzogs Wappen getragen, demgemäß wurde auch der junge Jacques entweder zum Krieger oder wenigstens zum Staatsbeamten bestimmt, und dies umsomehr, als die Familie Callot gerade nicht in besonders glänzenden Vermögensverhältnissen lebte, und

Jacques der Jüngste einer ganzen Reihe von Geschwistern war.

Es erweckte deshalb lebhaftes Staunen und große Ent-
rüstung bei den Eltern, als sie entdeckten, daß ihr kleiner
Jacques schon von zartester Jugend an sich mit nichts
Anderem beschäftigte, als mit Zeichnen. Wenn andere
Kinder spielten, zeichnete er, so gut er es vermochte, mit
Nadel, Stift oder Feder auf alle Dinge, die sich dazu
eigneten.

Später, als er in die Schule kam, wurden seine Bücher
das Material für seine Zeichenübungen. Ueberallhin
krikelte er seine ungelenten Versuche, oft sogar recht kom-
mische und passende Scenen, in denen sich bereits ein ent-
schiedenenes Talent kundgab. Niemand aber achtete darauf,
und vor Strafe schützte ihn sein heiterer, liebenswürdiger
Charakter, sowie sein Verneifer und seine leichte Fassungs-
gabe. Man konnte ihm nicht gram sein. Seine Eltern
thaten übrigens Alles, um ihn von seiner, nach ihrer An-
sicht kindischen und unpraktischen Neigung zu heilen, ohne
daß es ihnen freilich etwas half.

So wurde Jacques Callot zehn Jahre alt. Da trat ein
entscheidender Wendepunkt in seinem Leben ein: er erhielt
den ersten ordentlichen Zeichenunterricht, und zwar ging
dies auf folgende Weise zu. Jacques hatte in der Schule
einen Freundschaftsbund mit dem Sohne eines Glasmalers
geschlossen, welcher an den Hof des Herzogs berufen wor-
den war, und nun in Nancy seine Kunst ausübte. Claude
Henriet aber, so hieß der Maler, erkannte besser als die
Anderen die hervorragende Begabung des Knaben und unter-

richtete den Freund seines Sohnes Israel mit diesem und noch zwei anderen Schülern zusammen in seinem Atelier.

Etwa zwei Jahre waren so vergangen, da verließ Israel Henriet die Heimath, um mit dem einen seiner Mitschüler eine Reise nach Italien anzutreten, nach Rom, dem Ziele der Sehnsucht des jungen Jacques. Und gerade er, der Begabteste, mußte zurückbleiben, während die Anderen zu ihrer Weiterbildung dorthin ziehen durften, denn seine Eltern fanden eine solche Reise für ihn ebenso unnöthig und thöricht, als verschwenderisch für ihre Mittel.

So reisten denn die beiden Freunde allein ab, und Jacques Callot blieb daheim, Kummer und Reid im Herzen, außerdem voll Schmerz über die Trennung von seinem Freunde Israel. Als ihm nun gar sein Vater, um ihn von seiner Leidenschaft für die Kunst gewaltsam zu heilen, alles Zeichenmaterial fortnahm, da stieg seine Verzweiflung auf den Gipfel. Nicht lange hielt er diesen Zustand aus: eines schönen Morgens wurde sein Bett unberührt und leer gefunden, alles Suchen blieb erfolglos, Jacques war verschwunden — entflohen, zur großen Trübsal seiner Eltern. Der zwölfjährige Knabe hatte sich auf den Weg nach Rom gemacht, um seinen Freund dort aufzusuchen. Er war fast ohne Mittel und ohne eine Ahnung von der Schwierigkeit des Unternehmens, aber voll Hoffnung und Vertrauen auf ein glückliches Gelingen und eine frohe Zukunft.

Frühling war's — es ließ sich herrlich wandern, und gutherzige Menschen gab es überall, welche dem jugendfrischen Knaben gern Nahrung und ein Obdach für die Nacht gewährten.

Mehrere Wochen ging auf diese Weise die Reise vorwärts, da traf der muthig des Weges dahertwandernde Jacques auf eine Zigeunerbande, die sich sofort des fremden Knaben, der ihnen gefiel, bemächtigte, und ihn nicht wieder fortließ. Zum ersten Mal, seit er so mutterseelenallein durch die Welt zog, geschah es, daß Jacques Callot sich fürchtete. Das einsame Wandern hatte ihn nicht geschreckt, die wilden, fremdartigen Gestalten, die ihn nicht weiter lassen wollten, ängstigten ihn.

Von diesem Gefühl der Angst ergriffen, warf er sich in dem Zelt zu Boden, in das ein altes garstiges Zigeunerweib ihn gebracht und ihm eine zerlumppte Decke zum Lager angewiesen hatte. Da fiel ihm plötzlich ein, wie daheim an jedem Abend die Mutter ihn und die Geschwister hatte beten lassen, und auf seinen Knien liegend begann er laut sein Nachtgebet herzusagen und manches andere fromme Sprüchlein noch dazu, wie es ihm jetzt im Augenblick der Noth in den Sinn kam. Er bat Gott, ihn vor Noth und Gefahr zu beschützen, etwas Rechtes in der Kunst aus ihm zu machen, und seine Eltern daheim zu behüten.

Jacques hatte sich allein geglaubt, während er diese kindlichen Gebete herstammelte — er war aber belauscht worden, und zwar von der Zigeunermutter, deren Herz er sich durch dies Gebet gewann. Fortan, so lange er mit der Bande zog, sorgte sie für ihn, als wäre er ihr eigener Sohn, übrigens wurde er schnell auch ein Liebling der ganzen Horde, und seine heitere Natur gewöhnte sich bald an die ihm fremde Art der Zigeuner, namentlich, da sie gleich ihm auf dem Wege nach dem Lande seiner Seh-

sucht, nach Italien, waren, und warmes Interesse für seine Vorliebe zu zeichnen an den Tag legten. Auch hatte er nun Muße und Gelegenheit genug, diese Vorliebe nach Kräften auszuüben, denn die malerischen, phantastischen Gestalten und ihr unstätes Wanderleben, im Verein mit ihren eigenthümlichen Sitten und Gewohnheiten, gaben ihm Veranlassung genug zu trefflichen Skizzen und Studien.

So kam er endlich in Gesellschaft der Zigeuner nach Italien, nach Florenz.

Hier, in der Stadt der Kunst, wo die Bande sich einige Tage aufhielt, war Jacques so recht in seinem Elemente! Unermüdblich war er im Anstaunen und Bewundern der reichen Kirchen, Paläste, Kunstschätze, die sich auf Schritt und Tritt seinen Blicken darboten, Stunden lang konnte er wie festgebannt auf einem Flecke bleiben, ohne die Beschwerden des Hungers oder der Sonnengluth zu empfinden — erst die Dunkelheit trieb ihn von dannen. Oft stand er stumm und unbeweglich da, oft auch griff er zum Zeichenstift, um schnell und getreu in sicheren Umriffen das wiederzugeben, was er vor sich sah. Mancher Vorübergehende blieb stehen und äußerte laut seine Verwunderung über den zeichnenden Knaben, doch Jacques vernahm von dem Allem nichts; wenn er zeichnete, vergaß er völlig seine Umgebung und die Außenwelt.

So geschah es einstmals auch, daß er vor den herrlichen Palast des Großherzogs gerieth. Der weite Platz vor demselben lag wie in Sonnengluth getaucht, Jacques aber achtete das nicht. Ganz in seine Beschäftigung vertieft, lehnte er sich an das Geländer der Fontäne, die mitten

auf dem Platze stand, und zeichnete das Schloß. Dabei entging es ihm vollständig, daß lange schon ein stattlicher Offizier ihn beobachtet hatte; erst als ein Schatten auf die Zeichnung fiel und ihn störte, blickte der jugendliche Künstler auf.

Der Fremde redete ihn erst italienisch und dann, als Jacques seine Worte nicht zu verstehen schien, französisch an; er wünschte die Zeichnung näher betrachten zu dürfen, was dieser auch, halb mißtrauisch, halb feck, geschehen ließ. Darauf befragte der Offizier, sichtlich erstaunt, den Knaben, wer er sei und woher er komme, kurz, er stellte ein förmliches Examen mit dem kleinen Abenteuerer an. Derselbe versuchte erst Ausflüchte zu machen, denn sein Gewissen fühlte sich doch nicht ganz frei. Endlich aber entschloß er sich, dem freundlichen Fragesteller Alles zu gestehen, und so bekannte er ihm denn mit dem vollen Vertrauen und der ganzen Freimüthigkeit eines Kindes, in welche aber zugleich etwas von dem Stolze eines künftigen Künstlers sich mischte, daß er der Kunst zu Liebe sein elterliches Haus verlassen habe und gegenwärtig Mitglied einer herumziehenden Zigeunerbande sei.

Bertinini, ein Offizier des Großherzogs — denn dies war der Fremde — forderte nun den Knaben, der ihm sehr gefiel, auf, ihm einmal sogleich die Fontäne hier zu zeichnen; Jacques, von dem Gefühl durchdrungen, daß jetzt sein Schicksal in seine Hand gegeben sei, raffte all' seinen Muth zusammen, und richtig stand in fast unglaublich kurzer Zeit das Gewünschte, flott und korrekt gezeichnet, auf dem Papier.

Jetzt war der Offizier überzeugt, daß in dem jugend-

lichen Menschen ein großes Talent stecke, das nur der richtigen Ausübung ermangele, und er machte dem entzückten Jacques den Vorschlag, er wolle ihn auf ein Probejahr zu einem berühmten Meister in Florenz in die Lehre bringen — das Glück begann unserem Helden zu lächeln!

So wurde aus dem französischen Jacques, ohne den die Zigeuner weiterziehen mußten, ein italienischer Giacomo, welcher mit wahren Feuereifer seine Studien begann. Remigio Santa-Gallina, sein Lehrer, war nicht nur Maler, er war auch zugleich Kupferstecher, was auf die spätere Zukunft des Knaben einen entscheidenden Einfluß gewann. Hier arbeitete Jacques so fleißig mit Stift und Radir- nadel, und zeigte dabei einen so liebenswürdigen und heiteren Charakter, daß der Meister nicht nur durch seine großen Fortschritte in Erstaunen gesetzt ward, sondern ihn auch lieb gewann wie einen Sohn. Nach Ablauf des Probe- jahres beschloß er im Vereine mit Signor Bertinini, des talentvollen jungen Künstlers sehnsüchtigen Wunsch zu erfüllen und ihn nach Rom zu senden. Mit Geld, gutem Rath und Empfehlungen versehen trat Jacques seine Reise an.

Er schied mit Thränen des Dankes von seinen Wohl- thätern und der schönen Stadt Florenz, wo sein Geschick sich so glücklich gewendet, und zog dann jubelnden Herzens nach dem ewigen Rom.

Abend war's, als er endlich die Siebenhügelstadt er- reichte. Hier — das fühlte er — mußte ein großer Künstler aus ihm werden können, hier, oder nirgendwo! Dank- bare, andächtige Gefühle beseelten ihn, und er sprach sein Nachtgebet mit noch größerer Innigkeit als sonst. Spät

erst legte er sich in einer bescheidenen Herberge zur Ruhe, nachdem er noch zuvor einen Streifzug durch die vom Mond beleuchteten Plätze und Straßen der Nachbarschaft unternommen.

Am nächsten Morgen war seine erste Sorge, seinen Freund Israel Henriet zu suchen; der Zufall begünstigte seine Nachforschungen, er fand den Freund in verhältnißmäßig kurzer Zeit als Schüler eines Jagd- und Schlachtenmalers, des Florentiners Antonio Tempesta. Das gab ein frohes Wiedersehen, und Jacques kehrte fröhlichen Herzens in seine Herberge zurück, den jugendlichen Kopf voll hoffnungsvoller Träume. Wie schnell sollten die glänzenden Luftschlösser zusammenstürzen!

Als er am Abend des zweiten Tages, die stolzen Ruinen Roms mit trunkenem Auge betrachtend, durch die Straßen schlenderte, ereignete sich ein Zufall, der alle seine Hoffnungen vernichtete. Eine Gesellschaft von Kaufleuten kreuzte plötzlich seinen Weg, und Jacques erschrak nicht wenig, als er darunter etliche Bekannte aus seiner Vaterstadt Nancy gewahrte. Einer derselben, ein näherer Freund seiner Eltern, war kaum des jungen Ausreißers ansichtig geworden, als er ihm naheilte und ihm den Schmerz der Seinigen in so lebendigen Farben darstellte, daß Jacques sich blutenden Herzens entschloß, heimzukehren.

In Begleitung des Kaufmanns kehrte er in das Vaterhaus zurück.

Dort herrschte natürlich große Freude über den wiedergefundenen Sohn. Eltern und Geschwister hatten aufrichtig um ihn getrauert, sie waren viel zu froh, ihn ohne

Schaden an Leib und Seele wieder zu haben, als daß sie ihm über seine abenteuerliche Fahrt hätten Vorwürfe machen können, und auch er freute sich herzlich, die Seinigen zu sehen.

Troßdem vergaß er keinen Augenblick das heimliche Gelöbniß, welches er gethan, damals, als die Kaufleute aus Nancy ihn so plötzlich überraschten und nicht mehr frei ließen, das Gelöbniß: unter allen Umständen wieder nach Rom zurückzukehren, auch falls sein Vater ihm noch immer nicht die Erlaubniß geben sollte, ein Künstler zu werden. Er konnte, durfte nicht anders handeln. Viel zu mächtig glühte in ihm der Gottesfunken echter Kunst und drängte ihn unaufhaltsam dem ihm bestimmten Ziele zu.

Den harten Winter ließ er erst vorübergehen, vergeblich auf eine Sinnesänderung seines Vaters hoffend. Und als der Frühling kam mit seinem Knospen- und Blütenreichtum, als der Vater unerbittlich blieb, da trieb's Jacques abermals mit unwiderstehlichem Drange hinaus, dem reichen Land der Kunst zu.

Zwei Jahre waren verflossen, seit er das erste Mal dorthin entwichen, der Weg war ihm bekannt, auch die Beschwerden und Hindernisse, die derselbe mit sich brachte, und doch konnte die Erinnerung daran ihn nicht von der Flucht zurückhalten. Glücklich gelangte er bis nach Turin; dort aber ereilte ihn auf's Neue das Mißgeschick, diesmal in Gestalt eines älteren Bruders, welcher sich gerade dort befand und den Flüchtling, der ihm plötzlich auf der Straße begegnete, anhielt und wieder nach Nancy in's elterliche Haus zurückbrachte.

Jetzt aber überzeugte sich die Familie Callot denn doch endlich, daß in dem Knaben wirklich ein echter Künstler stecken müsse, um so mehr, als sein sonstiges Betragen ein durchaus zufriedenstellendes war, und er mit nimmer rastendem Fleiße auch ohne Lehrer sein Studium fortsetzte. Vater Callot entschloß sich also, seinen talentvollen Sohn jetzt selber nach Italien, nach Rom zu schicken.

Am 1. Dezember 1608 verließ Jacques Callot zum dritten Mal das Vaterhaus, diesmal aber im Gefolge einer herzoglichen Gesandtschaft, welcher sein Vater selbst ihn übergeben. Der Jüngling war überglücklich, endlich, endlich hatte er erreicht, wonach er so lange gestrebt, er konnte frei und ohne Sorge seine Studien verfolgen — ein Künstler werden.

Als die Gesandtschaft in Rom ankam, trat Jacques zuerst bei dem Maler Giulio Parigi, später aber bei einem tüchtigen Kupferstecher, Philippe Thomassin, zur weiteren Ausbildung in die Lehre. Bei letzterem Meister machte er binnen Kurzem erstaunliche Fortschritte; es konnte nun kein Zweifel mehr darüber sein, daß allein die Kupferstecherkunst das eigentliche Feld war, auf welches sein Talent ihn hinwies, obgleich auch seine Begabung für die Malerei keine gewöhnliche war, wie zahlreiche seiner späteren Gemälde beweisen.

Vorzugsweise aber ist Jacques Callot als Kupferstecher und Radirer berühmt geworden; er ist in diesem Fache unbedingt einer der geistvollsten, fleißigsten Künstler seiner Zeit, dessen Entwürfe sich durch staunenswerthe Vielseitigkeit auszeichnen. Seine „Versuchung des heiligen Antonius“

und der „Lob des heiligen Sebastian“ sind ebenso hervorragend, als seine humoristisch-burlesken Darstellungen aus dem Zigeunerleben. In Rück Erinnerung an seine Jugendabenteuer und die erste Wanderung nach Italien blieben die Zigeuner stets das Lieblingssthema seiner Schöpfungen, wie er denn überhaupt — nach Art der großen niederländischen Maler — es liebte, möglichst getreu die Natur wiederzugeben.

Das Glück blieb ihm stets hold: schon im Jahre 1611 wurde er in Florenz vom Großherzog angestellt, welcher durch Bertinini und Meister Canta-Gallina viel von dem hervorragenden Talent des jugendlichen Künstlers gehört hatte und ihm infolge dessen anbot, in Florenz zu bleiben und in seiner Gallerie nebst anderen Künstlern von Ruf zu arbeiten. Dafür zahlte er ihm eine Pension aus und wies ihm eine Wohnung nahe der Gallerie an.

Es war dies eine glückliche Zeit für Jacques Callot, eine Zeit rastlosen Schaffens und zugleich Lernens, des Verkehrs mit hervorragenden Männern, auch mit seinen früheren Gönnern Bertinini und Gallina.

Nach dem Tode des Großherzogs aber kehrte Callot nach Nancy, seiner Vaterstadt, zurück, heirathete und führte ein thätiges und sehr regelmäßiges Leben: Morgens sehr frühzeitig ein Spaziergang in's Freie mit einem Freunde, dann in die Messe und an die Arbeit bis zur Mittagszeit, darauf machte er Besuche und arbeitete wieder bis zum Abend, während er sich dabei mit einigen Freunden unterhielt. So gingen nach und nach weit über tausend Blätter aus seinem Atelier hervor.

Einen Schmerz sollte Jacques Callot, der sonst ein Kind des Glückes war, doch noch erleben: die Eroberung von Nancy durch Ludwig XIII. im Jahre 1631, und den Sieg Frankreichs über Lothringen. Damals zeigte der Künstler auch, daß er Charakter und Muth besitze, soviel als nur je einer seiner Vorfahren, der des Herzogs Degen trug. Er sollte den Sieg Ludwig's XIII. über Nancy durch seine Kunst verewigen und mit einem Gehalt von 3000 Livres in französische Dienste treten, aber er erklärte furchtlos, sich lieber den Daumen abschneiden lassen zu wollen, als das Unglück seiner Landsleute darzustellen, er sei und bleibe ein Lothringer!

Als Nancy Frankreich einverleibt wurde, entschloß sich der wadere Patriot, lieber mit seiner Gattin wieder nach Florenz zurückzukehren, als französisch zu werden, starb aber unmittelbar vor Ausführung dieses Vorhabens am 28. März 1635, erst 41 Jahre alt, an einem Magenleiden, das er sich durch seine Gewohnheit zugezogen, sitzend und gebückt, anstatt aufrecht stehend zu arbeiten.

Sein Leichnam ruht in der Franziskanerkirche zu Nancy, das ihm errichtete Denkmal aber wurde später ein Opfer der französischen Revolution.

Alt-Wien.

Bilder aus der Geschichte der Kaiserstadt an der
Donau.

Von

Gasso Garden.

(Nachdruck verboten.)

In undurchdringliches Dunkel gehüllt ist die Gründung der Kaiserstadt Oesterreichs, und von Fabeln und Mythen durchwoben ist ihre erste Geschichte.

Indessen ist als gewiß anzunehmen, daß die Römer, welche die Grenzen ihres Weltreiches kurz vor Christi Geburt bis an den Donaustrom vorschoben, dort Stämme keltisch-germanischer Abstammung vorfanden, davon einer, die Winden, auf dem Boden des heutigen Wien eine größere Ansiedelung, Bindevon, besaß. Mit richtigem Blick die Wichtigkeit dieses Punktes erkennend, machten die römischen Heerführer dieses gewiß noch sehr bescheidene Jäger- und Fischerdorf zum militärischen und politischen Mittelpunkt ihres neuen Gebietes und errichteten hier als Standlager ihrer Truppen die Stadt Bindobona, ein Name, der später, als die Fabianische Legion einrückte, zeitweise in Fabiana verwandelt wurde, woraus dann allmählig — vielleicht auch im Gemisch beider Namen — Wiana, Viana und endlich Wien entstand.

Das römische Standlager, bald zur völligen Festung ausgebaut, erweiterte sich rasch, und sorgsame Forschungen, sowie mannigfache Ausgrabungen haben uns ein ziemlich deutliches Bild der ehemaligen Hauptstadt Pannoniens, so hieß die römische Provinz, gegeben, ein Bild, das uns alle die Eigenthümlichkeiten der römischen Koloniestädte, die Kasernen, die Villen und Prachtbauten der Befehlshaber, die Bäder und die Wasserleitungen, das Forum und die von ihm auslaufenden Straßen zeigt und beweist, daß Vindobona zur Zeit des Kaisers Aurelian (270 bis 275) bereits mindestens 6000 Einwohner gehabt haben muß.

Es brach dann in gewaltigem Ansturm die Völkerwanderung herein. Die aus Osten und Norden in unüberwindlichem Zuge herandrängenden Stämme hunnisch-, slavisch- und germanischer Nationalität überflutheten ganz Europa und zertrümmerten mit zermalmenden Schlägen das tausendjährige römische Reich. Kriegs- und beutelustig drangen Gothen und Heruler, Markomannen und Vandalen, Svythen und Hunnen nach einander in ihrem gegen den reichen Süden gerichteten Siegeslauf über die Donau und ihnen Allen war die römische Pflanzstadt eine willkommenen Station. Attila selbst ist anscheinend längere Zeit dort gewesen, nach dem Zerfall seines Reiches fiel aber die frühere Provinz Pannonien den Rugiern zu, die ihrerseits dieselbe wieder den Avarn abtreten mußten.

In diese Zeit fällt das erste Auftreten des Christenthums an den Gestaden der Donau; der heilige Severin und der Bischof Mamertin waren seine Apostel, und 783 erhob sich in Fabiana bereits eine christliche Kirche, die

Kuprechtskapelle, welcher etwa zehn Jahre später Karl der Große nach jenem glücklichen Feldzuge, welcher sein Reich nach Osten bis an die Theiß ausdehnte, eine zweite hinzufügte, die dem heiligen Petrus geweiht wurde und an deren Stelle sich heute die im 18. Jahrhundert erbaute Peterkirche erhebt.

Ruhe und Frieden herrschte mehr als ein Jahrhundert hindurch in dem Reiche Karl's des Großen, und auch seine „Ostmark“ mit ihrer Hauptstadt Fabiana blühte und gedieh. Um das Jahr 900 aber brach ein neuer Feind über die Grenzen des Reiches herein. Die Magyaren überflutheten die Ostmark in ungeheuren Horden, und mit zahlreichen anderen Ortschaften sank auch Fabiana in Schutt und Trümmer; verheerend und verwüstend streiften die wilden grausamen Reiterbanden durch ganz Deutschland, und nahezu ein halbes Jahrhundert hindurch betete man in den Kirchen als Schlußworte der Litanei: „Herre, bewahre uns vor der Ungarn Pfeilen!“ Erst nach einer fünfundsünfzigjährigen Zeit des Schreckens ermannte sich das Reich; Otto der Große schlug in der Schlacht auf dem Lechfelde die Magyaren und drängte sie bis über die Grenze zurück, sein Nachfolger aber belehnte Leopold v. Babenberg mit der neuaufblühenden Ostmark, dem heutigen Oesterreich, und so kam dies Land an jenes Fürstenhaus, das fast drei Jahrhunderte über die gesegneten Donaufuren herrschte und ihnen einen Aufschwung und einen Glanz verlieh, der das Staunen der Zeitgenossen hervorrief.

Auch für Wien hob damit eine neue Periode voll

kräftiger Entwicklung an. Mit den Babenbergern begann die Besiedelung des bisher noch wesentlich keltischen Landes mit deutschen Kolonisten, und Wien selbst bildete für diese den festen Kernpunkt; hier erhob sich seit 1106 die stattliche Hofburg des Markgrafen auf der vordersten Spitze des Rahlenberges gegen die Donau hin, nun nach dem Fürsten selbst Leopoldsberg genannt, eine zweite Burg wurde wenig später im Innern der Stadt gebaut, und um sie entstanden schnell stattliche Straßen und Plätze. Mit dem Aufblühen der Stadt mehrte sich Handel und Wandel, wie uns am besten einzelne Straßennamen aus dem 11. Jahrhundert beweisen. Schon damals gab es eine Goldschmied- und eine Vognergasse, einen Schuster- und Bindersteig, einen Holzmarkt, und die Bezeichnungen „Regensburger-, Kölnner-, Passauer-Hof“ weisen auf einen lebhaft entwickelten Verkehr mit jenen reichen Handelsstädten hin. Ganz besonders während der Herrschaft des Herzogs Heinrich, den die Geschichte nach seinem Lieblingsauspruch Jasomirgott genannt hat, entwickelte sich Wien in überraschender Weise, unter ihm fielen die einengenden Mauern und Umwallungen der alten Stadt, und der frei gewordene Raum gab für neue Ansiedelungen Platz, die z. B. im Süden bereits bis an den heutigen „Graben“ reichten und sich weit ost- und westwärts ausdehnten. Er legte 1144 auch den Grundstein zum Stephansdom, der unter seiner Regierung als das stolzeste Bauwerk der ganzen Zeit emporwuchs.

Es war zwar nicht ganz der Dom von heute, den damals der treffliche Meister Octavianus Falkner ausführte

aber es waren doch schon seine wesentlichsten Bestandtheile. An die hochgewölbte dreischiffige Pfeilerhalle legte sich nach Osten eine Apsis, ein Gewölbe mit halbrundem Bogen, vor, und schon erhoben sich die noch heute stehenden beiden kleinen Thürme, die später die Heidenthürme genannt wurden, in ihrer achteckigen Form mit dem festgefügtten Quaderstein und den zierlichen Gallerien.

Etwa ein Jahrhundert später wurde Wien von Kaiser Friedrich II. zur freien Reichsstadt erhoben, eine selbstständige Stellung, die es allerdings nur kurze Zeit behielt; er stiftete auch die erste lateinische Schule, und unter ihm und den ersten Fürsten aus dem Hause der Habsburger erweiterte sich die Stadt auf's Neue nach allen Richtungen; die Stadtmauern mußten immer weiter hinausgerückt werden, und einzelne Vororte wurden bereits in das Weichbild der Stadt aufgenommen. Wieder hundert Jahre darauf hielt die fürchterliche Seuche, der schwarze Tod, die von Osten kommend ganz Europa durchschritt, auch in Wien ihren schauerlichen Einzug. Es gab Tage, an denen über tausend Menschen starben; vierzehntausend Leichen nahm eine öffentliche Grube auf. Verödet lagen die Straßen der Stadt, Niemand getraute sich, sein Haus zu verlassen, und die Aerzte mit ihren schwarzen Talar und Wachstuchmasken waren nebst den Priestern die Einzigen, die von Haus zu Haus eilten. Im Ganzen wurden fast zwei Drittheile der Bevölkerung dahingerafft, und mehrere Menschenalter vergingen, ehe die Stadt wieder einen gedeihlichen Aufschwung nahm.

Ein besonderes Verdienst um die weitere Entwicklung

der Wiener Verhältnisse erwarb sich jener Herzog Rudolph, dem die dankbare Hauptstadt den Beinamen des „Stifters“ gegeben hat. Er ist der geistige Urheber und Schöpfer der 1365 gegründeten Universität, die sich allerdings erst nach manchen schweren Kämpfen zu jener Bedeutung emporringen konnte, welche sie später für Wien und für ganz Oesterreich erlangen sollte; er ist derjenige Fürst, der Wien zuerst öffentlich als Haupt- und Residenzstadt bezeichnete und ihr durch straffe Ordnung des Rechtswesens inneren Halt verlieh. Auch baute er das schönste Bauwerk der Stadt, den Stephansdom, weiter aus und fügte ihm die beiden hohen Thürme zu, deren Ausführung dem kunstreichen Meister Georg Hauser aus Klosterneuburg übertragen wurde.

Wir stehen am Ausgang des 14. Jahrhunderts, und es scheint an der Zeit, an diesem Abschnitt einen Blick auf die äußere Gestalt der Stadt und das Leben und Treiben in ihr zu werfen. Ein alter, im Archiv der Metropole aufbewahrter Plan zeigt uns Wien als eine fast kreisförmig sich ausdehnende, von einem mächtigen doppelten Mauergürtel mit fünf Thoren und zahlreichen Thürmen umschlossene Stadt auf jenem spitzen Winkel, welcher durch die Vereinigung des Wienflusses mit der Donau gebildet wird. Jenseit der bereits überbrückten Wien markiren sich in der Gegend der heutigen Bezirke Wieden und Landstraße zwei Kirchen, die schon damals von Vorstädten umgeben waren; ebenso zeigen sich außerhalb der Mauer die Anfänge des heutigen Mariahilfer Stadttheils. Innerhalb der Mauern erscheint die Burg als viereckiges, mit Eck-

thürmen versehenes Gebäude; ein fünfter höherer Thurm erhebt sich in der Mitte der Front gegen die Stadt zu, das Ganze ist mit einem Graben umgeben, über welchen nach entgegengesetzten Seiten zwei Brücken führen, und bildet den Grundstock jenes Theils der heutigen Hofburg, der als Schweizerhof bezeichnet wird. Der Plan nennt des Weiteren außer dem Stephansdom noch einige zwanzig Kirchen, während er uns in Bezug auf das Straßennetz leider ziemlich in Stich läßt. Indessen entschädigen uns hiefür andere Quellen, denn schon traten in den zeitgenössischen Berichten Straßbenennungen auf, die zum großen Theil heute noch erhalten sind. Da findet sich der Burgplatz und die Kärntnerstraße, der Ragensteg und die Rossmaringasse, verschiedene von Gotteshäusern und Klöstern abgeleitete Benennungen, ferner das Salzgries und die Schauflerstraße, der Kohlmarkt und der Roßmarkt u. s. w. Ueber die Bauart der Privathäuser selbst berichten die Chroniken nur Erfreuliches; Wohlhabenheit und ein heiterer Sinn für das Schöne kamen in ihnen schon frühzeitig zum Ausdruck. Es waren hochgiebelige Häuser mit steil abfallenden Dächern, die auf die mannigfachste Weise gegliedert erschienen, indem bald Pfeilertwerk hervor-, bald eine Zwischenwand zurücktrat. Die Häuserfronten zeichneten sich durch zahlreiche Erker und Giebelmüchlein aus, jene graziösen Lieblinge der mittelalterlichen Baukunst, auf welche die größte Sorgfalt verwendet wurde. Und im Inneren der Häuser, deren oberer Stock meist den Bürgersteig überragte, traten Einem überall die gleichen Beweise von Wohlhabenheit, ja Reichthum entgegen. In den überaus

wohnlichen Gemächern war Ueberfluß an jenen formenschönen Geräthen, welche die neuere Zeit wieder dem Geschmack unserer Vorfahren nachgeahmt hat; auf den Tischen fanden sich schönornamentirte Becher und Pokale, in den Schränken und Truhen reiches Geschmeide und prächtige Gewandung. In den alten Berichten finden wir ferner bereits alle Gewerbe vertreten, vielfach hören wir die Pracht und Bequemlichkeit der Badestuben rühmen und die Trefflichkeit der Wirthshäuser, sogar einer Verordnung über Straßenreinigung wird bereits in 13. Jahrhundert erwähnt.

Wir besitzen eine fesselnde Schilderung Wiens aus der Feder eines italienischen Gelehrten Aeneas Sylvius, des späteren Papstes Pius II., der im 15. Jahrhundert als Kanzler des Kaisers wiederholt in der blühenden Stadt war. Er schreibt unter Anderem:

„Der Bürger Häuser sind hoch und geräumig, wohl verziert, gut und fest gebaut, ein angenehmer Hofraum, mächtige Zimmer, die sie Stuben nennen und heizen, denn der Winter ist sehr rauh. Ueberall sind Fenster von Glas, und Thüren und Gitter meist von Eisen; Vögel fingen in den Stuben, und man erblickt zahlreiches und köstliches Geräthe. Den Koffen und jeder Gattung Zugvieh öffnen sich weite Ställe. Die Häuser tragen ihre Giebel hoch, sie sind mit Geschmack und Pracht verzieret, meist von innen und außen bemalt, durchaus von Stein, aber die Dächer nur theilweise mit Ziegeln gedeckt. Wo Du zu einem Bürger gehst, meinst Du in eines Fürsten Haus zu kommen. Die Keller sind so tief und weit, daß das

allgemeine Sprichwort geht, es gebe ein unterirdisches und ein oberirdisches Wien. Die Gassen und Plätze aber sind mit hartem Stein gepflastert, das den Wagenrädern sehr gut widersteht.

Dem Herrn des Himmels und den Heiligen sind zahlreiche Kirchen gebaut, groß und herrlich, mit schönen Säulenordnungen, vielen und kostbaren Reliquien, Silber und Edelstein. Wien hat auch eine Hochschule. Es werden die freien Künste gelehrt, das kanonische Recht und die Theologie, und fließet hier eine große Masse Studirender zusammen aus Ungarn und dem gesammten Oberdeutschland. Unglaublich ist die Menge der Lebensmittel, die täglich in die Stadt gebracht werden. Viele Wagen voll Eier und Krebse, Brod, Fleisch, Fische, Geflügel ohne Zahl. Die Weinlese dauert vierzig Tage; jeden Tag kommen dann zwei-, auch dreihundert Weiwagen in die Stadt, die Menge des Weins ist überhaupt unglaublich.“

Soweit unser Italiener. Daß es aber neben vielem Guten und Schönen im damaligen Wien auch nicht an Schattenseiten gefehlt hat, beweisen uns die gleichzeitigen strengen Verordnungen gegen das überhandnehmende Bettleruntwesen, beweist uns vielleicht am besten der ungeheure Erfolg, welchen der weltberühmte Kreuz- und Sittenprediger Johann v. Capistran 1451 gerade in Wien mit seinen Predigten gegen „Spiel- und Welttand, Flitterwesen, Schlawerei und dergleichen Leib, Geist und Glück zerstörende Firlefanzerei, überhaupt aber gegen das heillose Pfauenthum des Luxus und die herrschende Spiel-

wuth“ erzielte. Capistran weilte achtundzwanzig Tage in der Stadt, während welcher Zeit er täglich vor 20,000 bis 30,000 Menschen predigte und seine Zuhörer so hinriß, daß sie nach Hause eilten, ihre Karten und Brettspiele, Würfel und Luxuskleider herbeibrachten und alle diese Gegenstände zu den Füßen des Predigers anhäuften und verbrannten.

Im Jahre 1462 vergaßen sich die Wiener bis zur Rebellion gegen ihr Herrscherhaus, indem sie den Kaiser Friedrich III. sammt seinem Sohn, dem nachmaligen Kaiser Maximilian I., in seinem eigenen Schlosse belagerten. Erst die Annäherung des Böhmenkönigs Podiebrad beschwichtigte den Aufstand — die Häufelsführer wurden am 15. April 1463 in grausamer Weise hingerichtet.

Wir müssen an dieser Stelle aber noch eines anderen Ereignisses gedenken, welches für das nächste Jahrhundert epochemachend wurde: die Einführung des Buchdrucks in Wien. Der älteste Wiener Druck, der uns erhalten ist, stammt aus dem Jahre 1482, und als erster Drucker wird uns ein Schüler Gutenberg's selbst, mit Namen Hanns Winterburger genannt. Die Buchdrucker errangen sich sofort eine hochangesehene Stellung, der Kaiser verlieh ihnen ein eigenes Wappen, stellte sie dem Adel gleich und gab ihnen das Vorrecht, den Degen tragen zu dürfen. Unter solchen Umständen nahm die Wiener Typographie schnell einen bedeutenden Aufschwung. 1540 erhielt der Buchdrucker Singriener ein Privileg zur „Veröffentlichung aller Novitäten, so den Staat betreffen“, also eine förmliche Konzession zur Herausgabe einer politischen Zeitung. Erst

1615 wurde aber die erste regelmäßig erscheinende politische Wochenschrift gegründet und 1703 die erste tägliche Zeitung unter dem Namen „Der posttägliche Mercurius“, dem sich bald das „Wienerische Diarium“ anreihete, welches noch heute als amtliche „Wiener Zeitung“ fortbesteht.

Wenig später als die Buchdruckerkunst hielt die dramatische Kunst ihren Einzug in Wien. Bereits 1514 wurde die erste, freilich noch in lateinischer Sprache geschriebene Komödie dort gedruckt, die den Titel „Gallus pugnans“ (Der kämpfende Hahn) führte, schon früher waren geistliche Schauspiele, die sogenannten Mysterien, mehrfach zur Aufführung gelangt, und gegen 1560 wurde das damalige bürgerliche Zeughaus förmlich zu theatralischen Aufführungen hergerichtet.

Inzwischen brach eine Periode für die Kaiserstadt herein, welche ihr die schwersten Bedrängnisse, aber auch unsterblichen Ruhm bringen sollte — jene Zeit, in der die osmanischen Reiterchaaren auf ihren Kriegszügen ganz Ungarn und einen großen Theil von Oesterreich verheerten und zweimal Wien selbst allen Schrecken einer langwierigen Belagerung aussetzten. Das erste Mal erschienen sie im Jahre 1529 vor den Thoren der Stadt. Die ganze Besatzung der letzteren bestand aus noch nicht 25,000 Mann, während der Sultan Soliman 120,000 Mann und über 300 Geschütze mit sich führte; aber dafür hatten die Wiener einen Führer in ihren Mauern, dessen Kriegstüchtigkeit und Heldemuth die Ungleichheit der Zahl mehr als ausglich und der es verstand, der schwachen Besatzung jenen Widerstandsggeist einzuflößen, der unüber-

windlicher als die festesten Bastionen ist. Es war der Altgraf Niklas Salm, dessen überlegene Feldherrnkunst den Sultan nach einmonatlicher Belagerung zum Abzug zwang, der aber leider selbst bei dem letzten verzweifelten Ansturm der Türken tödtlich verwundet fiel. Seine herrliche Reiterstatue, welche der dankbare Kaiser ihm zu Ehren aus Marmor meißeln ließ, hat jetzt in einem der schönsten Bauwerke des neueren Wien, der Votivkirche, eine würdige Aufstellung erhalten.

Noch denkwürdiger aber ist die zweite Belagerung durch die Türken unter dem Großvezier Kara Mustapha im Jahre 1683. Wien hatte kaum eine Zeit schwersten Unheils überwunden — eine fürchterliche Pestseuche raffte im Jahre 1679 mehr als 120,000 Menschen in der Stadt und den Vorstädten dahin — als durch den übermächtigen Ansturm der Osmanen geradezu die Existenz der Stadt in Frage gestellt wurde. Am Morgen des 14. Juni zeigte sich die feindliche Hauptmacht, die auf mehr als 200,000 Mann geschätzt wurde, auf den Höhen des Wienerberges. Eine unübersehbare Menge von Menschen, Pferden, Kameelen und Wagen dehnte sich rings um die Stadt aus und in wenigen Stunden waren über 25,000 Gezelle aufgerichtet, unter denen das aus grüner Seide verfertigte Prachtzelt des Veziers weithin hervorglänzte; schnell hergerichtete Gärten mit Badstuben und ganzen Menagerien voll der seltensten Thiere umgaben es nach allen Seiten. In Wien war nur eine verhältnißmäßig schwache Kriegsmacht vorhanden, auf je fünfzehn Türken kam kaum ein Vertheidiger, aber die Belagerten waren unter der Führung

des trefflichen Stadtkommandanten Grafen Rüdiger v. Starhemberg vom besten Geiste beseelt, die Wälle erst neuerdings verstärkt und gut armirt, und Proviand reichlich vorhanden. Starhemberg hatte vorsichtigerweise die nicht vertheidigungsfähigen Vorstädte niederbrennen lassen und konnte sich daher auf die Vertheidigung der Stadt selbst beschränken, die er mit seltener Energie durchführte. Der türkische Hauptangriff war gegen die Bastei zwischen der Burg und dem Schottenthor gerichtet, und 200 feindliche Geschütze bereiteten hier den Sturm vor, den der Großvezier schon am sechsten Tage versuchte. Aber an der Tapferkeit der Deutschen brach sich der türkische Uebermuth, und vergebens wie der erste Sturm waren sämtliche späteren, vergebens waren die Minen, mit denen die Türken die Wälle und Mauern zu sprengen suchten, vergebens ihr Bemühen, den Muth und die Standhaftigkeit der Einwohnerschaft durch ein fortgesetztes Bombardement zu erschüttern! Andererseits freilich wurde die Lage der Stadt mit jedem Tage eine verzweiflungsvollere, die waffenfähige Besatzung war schon fast zur Hälfte aufgerieben, in den Reihen der Bevölkerung rissen ansteckende Krankheiten ein, und es war die höchste Zeit, daß Hilfe von außen kam. Endlich, am 12. September, nahte das sehnlichst herbeigesehnte Entsatzheer unter des Polenkönigs Sobieski und des Herzogs von Lothringen heldenmüthiger Führung. An einem Sonntage war's; als die vereinten Streitmassen beider Feldherren im stundenlangen Ringen das türkische Heer zerschmetterten, in wilder Flucht wandte sich der Großvezier nach Ungarn, nachdem er vor-

her noch gegen 30,000 in seinem Lager zusammengeschleppte Landleute jedes Alters und jedes Geschlechtes hatte niedermeßeln lassen — das Lager selbst aber ward zur Beute der Sieger. Gewaltige Reichthümer waren in ihm angehäuft, das Zelt Kara Mustapha's allein wurde auf eine Million Gulden an Werth geschätzt, und in ihm fanden die erstaunten Sieger einen baaren Schatz von zwei Millionen Goldgulden, für den hohen Geldwerth jener Zeit eine erstaunliche Summe.

Es bot ein großartiges, überwältigendes Bild, als am Morgen nach der Schlacht der Polenkönig, dem der Sieg in erster Linie zu danken war, in die Stadt einzog. Ihm voran wurden die eroberten türkischen Fahnen und Rossschweife getragen, es folgte das kostbar aufgeäumte Streitross des Beizers, dann endlich kam der König selbst in Begleitung eines zahlreichen Gefolges von Rittern und Edelleuten. „Alles Volk,“ so erzählt der Chronist, „drängte sich um den stattlichen Herrn, um ihm als Zeichen der Dankbarkeit Hände, Füße und Kleider zu küssen; er aber ritt zuerst zur Stephanskirche und wohnte hier demüthig mit dem Antlitz zu Boden geneigt der heiligen Messe bei.“

Anüpfen wir an diese ernsten Erinnerungen aus einer schweren Zeit noch eine heitere. Bei der Eroberung des türkischen Lagers waren große Massen Mottabohnen gefunden worden. Ein früherer türkischer Sklave, Georg Kolschitzky, welcher während der Belagerung dem Kommandanten wesentliche Dienste dadurch geleistet hatte, daß er mehrfach Nachrichten durch die feindlichen Linien brachte, bat sich, da er die Reize des schwarzen Trankes kannte,

den erbeuteten Vorrath aus und errichtete das erste Wiener Kaffeehaus (heute Praterstraße Nr. 2), das sehr schnell zu großer Beliebtheit gelangte. Sein Porträt wird von der Innung der Kaffeesieder sorgfältig aufbewahrt.

Unter den aus älterer Zeit stammenden Sehenswürdigkeiten Wiens ist besonders das Wahrzeichen der Stadt hervorzuheben, der berühmte Stoß-im-Eisen, nach welchem der Platz, auf dem er steht, benannt ist und dessen Existenz sich bis auf das 16. Jahrhundert zurück verfolgen läßt. Der Stoß-im-Eisen ist ein Baumstamm, in den Hunderte und Aberhunderte von Nägeln eingeschlagen sind, so eng und so dicht, daß sie eine förmliche Panzerung bilden. An denselben, der ursprünglich wohl ein Grenzbaum war, knüpft sich die Sage, daß ein Schlossermeister, welcher seine Seele dem Bösen verschrieben hatte, nur dadurch aus dem Fegfeuer erlöst werden kann, daß jeder zureisende Handwerksgefelle einen Nagel in den Baum einschlägt und dabei ein Vaterunser betet, in Folge deren sich diese Sitte allgemein einbürgerte.

Wir stehen am Beginn des 18. Jahrhunderts. Mächtig pulst das Leben in der nach allen Türkendrangsalen neu aufblühenden Stadt, für deren Wachsen und Gedeihen eine Reihe energischer und einsichtsvoller Fürsten eintritt. Die stark anwachsende Einwohnerzahl dehnte sich über den nach den glorreichen Siegen überflüssig gewordenen Umfassungsring nach allen Seiten aus, neue Vorstädte entstanden an Stelle der niedergebrannten in ungeahntem Umfang, und im Inneren reichte sich ein kostbares Bauwerk an das andere. Leopold I. errichtete die Akademie der Wissen-

schaften, die kaiserliche Hofburg näherte sich mehr und mehr ihrer heutigen Form, und der reiche Adel baute seine prachtvollen Paläste in der Stadt, die nun als der dauernde Sitz des Herrscherhauses auch seine Heimstätte wurde. Es kam die glorreiche Epoche der Kaiserin Maria Theresia, und mit ihr erfolgte ein Aufschwung Wiens in industrieller und sozialer Beziehung, der sich wiederum äußerlich in einer Reihe glänzender öffentlicher Bauten, wie in der Umgestaltung des privaten Bauwesens ausprägte. Das Universitätsgebäude entstand, der Prater entwickelte sich aus einer Wildniß zu dem heutigen, dem Vergnügen und der Gesundheit der Bewohner Wiens gewidmeten Park. Es war in der That eine gute Zeit, unter deren Einfluß jener heitere Frohsinn gedieh, dessen sich Wien bis auf den heutigen Tag erfreut. Wien war nicht nur die schönste Stadt des deutschen Reiches, das Leben war auch ungemein billig; konnte man doch, wie die Archive ausweisen, damals „im goldenen Jägerhorn“ sechs Speisen für siebenzehn Kreuzer erhalten.

Auf Maria Theresia folgte ihr edler Sohn Joseph II., welcher die Leibeigenschaft aufhob und die Tortur abschaffte. Unter seiner erhabenen Mutter und unter seiner Regierung zog für das alte Wien eine neue Zeit herauf, deren Schilderung außerhalb des Rahmens dieser Skizze liegt.

Von der Fischerhütte keltischer Pfahlbauern, von der umwallten Ansiedelung römischer Legionäre bis zur modernen Weltstadt! Es ist eine gewaltige Geschichte von mehr denn siebenzehn Jahrhunderten, auf welche die Kaiser-

stadt an der Donau zurückblicken kann — aber eine Geschichte, deren jeder ihrer Bewohner mit dem stolzen Bewußtsein gedenken muß, daß die Stadt ihre mächtige Entwicklung dem Mannesmuth und der Ausdauer, der Kraft und Thätigkeit ihrer Bürger und der rastlosen Fürsorge ihrer Herrscher verdankt.

Der prachtvollste Vogel Europa's.

Von

Professor Dr. W. Gess.

(Nachdruck verboten.)

Der durch Sage und Märchen vielfach verherrlichte, durch den Glanz und die Farbenpracht seines Gefieders, wie durch seine sonderbare Lebensweise gleich sehr auffallende Eisvogel ist ohne Zweifel der schönste Vogel Europa's. Schon die Aufmerksamkeit der Alten hat er in hohem Grade erregt, abergläubische Vorstellungen haben sich in Griechenland, Rom und in unserem eigenen Vaterlande bis in die neueste Zeit an ihn geknüpft, und der merkwürdige Gefelle ist es daher wohl werth, daß wir uns etwas näher mit ihm beschäftigen.

Der Eisvogel oder Königsfischer (*Alcedo ispida*) ist nur wenig Menschen aus eigener Anschauung bekannt, denn als scheuer Einsiedler lebend, weiß er sich der Beobachtung

meist sehr geschickt zu entziehen. Er findet sich an den Ufern der Ströme, Flüsse, Bäche, Teiche und Seen, namentlich wenn dieselben klares Wasser haben und mit Gebüsch bewachsen sind oder ein hohes mit Bäumen bestandenes Ufer besitzen. Gewöhnlich sieht man ihn nur flüchtig, wie er im Pfeilschnellen Fluge über den Wasserspiegel dahinschießt. Den sitzenden Vogel in Ruhe zu beobachten, gelingt meist nur Demjenigen, welcher mit seiner Lebensweise genau bekannt ist. Der Eisvogel ist sehr geschickt in der Auffuchung versteckter Orte, wo er am Tage verweilt, während er die Nacht unter einer überhängenden Uferstelle, in einer Erdhöhlung oder in einem hohlen Baume verbringt. Er hat in einer Gegend stets mehrere Lieblingsplätze ausfindig gemacht, die er abwechselnd besucht. Sie liegen, oft in ziemlicher Entfernung von einander, selten mehr als 30 Centimeter über dem Wasserspiegel und immer an abgelegenen Orten.

Diese verborgene Lebensweise, verbunden mit der eigenthümlichen Gestalt, der für unser Klima ungewöhnlichen Farbenpracht und den seltsamen Lebensgewohnheiten hat schon von Alters her Interesse für den Eisvogel erregt und — wie alles Geheimnißvolle — die menschliche Phantasie verführt, über das harmlose Thier mannigfaltige Märchen zu verbreiten.

Schon Ovid berichtet über die Entstehung des Eisvogels. Als der trachinische König Keix die Alchone, die Tochter des Aeolus, geheirathet hatte, wollten sie in ihrem Hochmuth für Götter gehalten werden, und er ließ sich Jupiter, sie Juno nennen. Da traf sie der Zorn der

Götter. Der König erlitt Schiffbruch, und die Wellen warfen seinen Leichnam an's Ufer zu den Füßen der entsetzten Gattin, die in übermächtigem Schmerze nun ebenfalls ihren Tod in den Wellen suchte. Da verwandelte die mitleidige Meergöttin Thetis die beiden Gatten in Eisvögel. In so veränderter Gestalt dem Leben wiedergegeben, verbargen sie sich scheu vor den Menschen, wie ihre Nachkommen noch heutzutage, aber, wie der alte Gefner sagt, „das Weiblein liebet ihren Mann also, daß es ihm nit nur eine Zeit im Jahre, als andere Vögel, anhangt, sondern sich bloß zu ihm und zu sonst keinem gesellet, aus Freundschaft, ehelicher Pflicht und Liebe. So der Mann aber im Alter unvermöglich worden und kaum herzukommen mag, nimmt es den alten auf und ernähret und erhält ihn, also, daß es denselbigen niemals hinter ihm läßt, dieweil es ihn, auf den Rücken gelegt, mit sich trägt, stehet ihm auch bei und ist ihm behilflich bis in den Tod. So der Mann gestorben, so essen und trinken die Weiblein gar nichts mehr, sondern sie tragen Leid eine lange Zeit, darnach verderben sie sich selbst, doch singen sie vor ihrem Tode, so sie jetzt aufhören wollen zu leben, ein klägliches Gesang: *Reiz, Reiz.*“

Ueber das Nest des Eisvogels hat Gefner auf Grund der Erzählungen von Plutarch und Aristoteles höchst eigenthümliche Ansichten. „Was Weisheit und Kunst sie an ihrem Neste zu machen brauchen, ist ein Wunder zu sagen. Denn der Alcyon macht mit keinem anderen Werkzeug denn allein mit seinem Schnabel sein Nest, ja er zimmert dies als ein Schiff, dieweil es ein Werk ist, das von den Wellen

nicht umgekehrt noch ertränkt mag werden.“ Er zimmert es nämlich nach Gefner's Ansicht aus Fischgräten und gestaltet es wie ein Jagdschifflein; dann heftet er es an das Gestade des Meeres und so fest, „daß man es weder mit Steinen noch Eisen leichtlich zerbrechen oder hinwegreißen mag.“ Das Wunderbarste daran ist aber das „Thürlein, also formiret und gestaltet, daß er allein darein mag kommen, den andern aber ist's ganz unsichtbar und unbekannt, es mag auch sonst gar nichts darein kommen, auch kein Wasser, darum daß dieser Eingang aus einer schwellenden Materie als einem Schwamm gemacht ist. Diese verschließt mit ihrem Aufschwellen den Weg, daß nichts darein kommen mag. Wenn der Vogel aber hineinschlüpfen will, drückt er sie nieder und kann so in das Nest gelangen.“

Der Glaube an die wunderkräftigen Wirkungen, welche das Alterthum dem Eisvogel andichtete, hat sich an vielen Orten bis auf unsere Tage erhalten. Die sorgsame Hausfrau legt den Balg des Eisvogels zu ihren Wollstoffen, denn er vertreibt die Motten und Schaben. Der Kranke trägt den Schnabel in ein Säckchen genäht an seinem Körper und hofft dadurch Heilung von seinem Leiden zu erzielen. Der Arme legt den Balg schweigend um Mitternacht zu seinen sauer erworbenen Ersparnissen, der Geizhals zu seinem zusammengescharten Gelde; Beide hegen die feste Zuversicht, daß ihr Schatz dadurch nicht nur vor Dieben beschützt wird, sondern sich auch noch vermehrt. Die liebende Jungfrau trennt sich um keinen Preis von dem lang ersehnten Eisvogel, denn er zieht den Geliebten zu ihr und fesselt ihn unwiderstehlich an sie. Der Eis-

vogel wahrt den Hausfrieden und beschützt das Haus vor dem zündenden Blitzstrahl.

Was den Namen Eißvogel betrifft, so ist kein anderer Zusammenhang zwischen dem Vogel und dem Eise nachzuweisen, als daß er auch im Winter an eisbedeckten Gewässern angetroffen wird. Man glaubt daher, daß die Benennung aus dem Worte Gleichvogel, d. h. Glanzvogel hervorgegangen sei.

Wie schon gesagt, zeichnet sich der Eißvogel durch besondere Farbenpracht aus. Das Gefieder ist oben schön türkisblau, metallisch schimmernd, unten bräunlich-roth, seidenglänzend. Der Kopf zeigt eine schillernd grüne Grundfarbe mit lasurblauen Bändern, die Kehle ist rostgelb, die Flügeldecken sind dunkel meergrün und die Schwanzfedern dunkelblau. Die verlängerten Federn des Hinterkopfes bilden eine kleine Hölle, welche der Vogel zuweilen etwas, aber nie zu bedeutender Höhe erhebt.

Die Gestalt des Vogels entspricht jedoch keineswegs der Farbenpracht des Gefieders. Der nicht viel mehr als sperlinggroße Körper steht in keinem Verhältniß zu dem großen Kopfe. Dr. Wurm sagt mit Recht: Der unförmlich dicke Kopf mit den der Stirne nahegerückten Nasenlöchern spricht von geistloser Brutalität und Trägheit, der unverhältnißmäßig, fast 4 Centimeter lange kantige, vorn keilförmige Schnabel von unbarmherziger Gefräßigkeit. Rechnen wir dazu noch die kurzen stumpfen Flügel, das kleine zwölffedrige Schwänzchen und die ungemein kurzen rothen Füße, so müssen wir gestehen, daß der Vogel ein ganz eigenthümliches Bild gewährt.

An dem dicht bewachsenen Ufer der Seine hatte ich Gelegenheit, häufig einen Eisvogel zu beobachten. Auf einem weit über das Wasser ragenden Weidenast, der vom Ufer aus durch dichtes Gebüsch völlig verdeckt war, hatte er seinen Lieblingsitz erwählt. Dort habe ich ihn oft belauscht. Regungslos saß er Stunden lang, den Blick starr auf das Wasser gerichtet. Keine Bewegung verkündete, daß Leben in ihm sei. Doch das große braune Auge durchspähte mit unermüdlcher Geduld das Wasser nach ersehnter Beute. Kleine bis fingerlange Fische, Krebse, Schnecken, Blutegel, Libellen und andere Wasserinsekten sind ihm gleich recht. Ein kleines Fischchen kommt herangeschwommen. Der Hals reckt sich, langsam senkt sich der Kopf, der Schnabel nimmt die Richtung nach dem herankommenden Fische. Jetzt ist dieser nahe genug. Blichschnell wirft sich der Räuber, ohne seine Flügel zu gebrauchen, in das Wasser; wie ein Pfeil schießt er in dasselbe hinab. Schon nach wenigen Augenblicken erscheint er, seine Flügel als Ruder gebrauchend, wieder auf der Oberfläche in der Nähe der Stelle, wo er untertauchte. Mit wenigen kräftigen Ruderschlägen eilt er, den schlüpfrigen Fisch fest zwischen dem kantigen Schnabel eingekleilt, wieder auf seinen früheren Sitzplatz zurück. Jetzt schüttelt er sein Gefieder, um sich völlig zu trocknen; dann schlägt er den zappelnden Fisch einige Male an den Baumast, um ihn zu betäuben, dreht und wendet ihn dann, bis er die richtige Lage hat, und würgt ihn, den Kopf voran, hinab. Ein weiter, tropfloser Schlund und ein dehnbarer, häutiger Magen erleichtern das Hinabgleiten. War der Fisch groß, dann erfolgt ein

leichtes Erheben der Hülle, ein Schütteln des Gefieders und ein Wehen des Schnabels.

Jetzt überläßt sich das Thier für kurze Zeit der Ruhe. Den Kopf eingezogen, die Füße ganz unter den Bauchfedern verborgen, hält der Vogel seine Siesta. Plötzlich zieht er den Kopf wieder hervor, reckt den Hals, öffnet den Schnabel und würgt die Kräten des verschlungenen Fisches als Gewölle aus, trippelt noch etwas auf dem Aste hin und her und nimmt alsdann die frühere Stellung wieder ein, um noch kurze Zeit der Ruhe zu pflegen. Bald ist er aber wieder munter und durchforscht abermals scharfen Auges das Wasser nach neuer Beute; denn er ist ungemein gefräßig und bedarf täglich 10 bis 12 fingerlanger Fische, wenn die Anforderungen seines Magens befriedigt werden sollen. Auf größeren Wasserflächen wie auf Teichen, oder wenn es ihm nicht gelingt, von seinem Beobachtungsposten aus eine Beute zu erhaschen, erhebt er sich auch wohl in die Luft, um so, nach Falkenart flatternd und über dem Wasser schwebend, Beute zu erspähen und, indem er sich plötzlich in die Tiefe stürzt, zu ergreifen.

Sonst ist der Eisvogel ein schlechter Flieger. Dr. Brehm schreibt: „Das Fliegen erfordert, wie es scheinen will, alle Kraft und Anstrengung des Vogels; denn die kurzen Schwingen können den schweren Rumpf kaum fortschleppen und müssen so rasch bewegt werden, daß man die einzelnen Bewegungen nicht mehr unterscheiden kann. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb ist der Flug reizend schnell, aber auch sehr einförmig. Der Eisvogel schießt, so lange er kann, in einer geraden Linie dahin, immer gleich hoch

über dem Wasser hinweg und dreht und wendet sich nur mit dem Gewässer, entschließt sich wenigstens höchst ungerne, den Fluß oder Bach zu verlassen.“

Unduldsamkeit und Futterneid sind hervorragende Eigenschaften des Eisvogels. Er vermeidet daher die Gesellschaft anderer Vögel und weist ihre Annäherung ganz entschieden ab. Seinegleichen duldet er in seinem Jagdgebiet unter keinen Umständen. Wagt es einmal ein fremder Eisvogel, hier einzudringen, so geräth er in die äußerste Wuth. Mit gesträubtem Gefieder eilt er dem Eindringling entgegen, fällt ihn mit kräftigen Schnabelhieben an und ruht nicht eher, bis er ihn über die Grenze zurückgetrieben hat. Gewöhnlich gelingt ihm dies, da der Fremdling sich auf dem unbekanntem Terrain unsicher fühlt. Auch der alte Gefekner in seiner oben mitgetheilten Schilderung hat Unrecht, denn selbst das Weibchen duldet er die größte Zeit des Jahres nicht neben sich. Nur zur Paarungszeit in den letzten Tagen des März oder den ersten des April sucht er das Weibchen auf. Es beginnt dann ein reges Leben und Treiben, welches Müller folgendermaßen schildert: „An sonnigen Vormittagen bieten sie durch unablässige Verfolgungen einen prächtigen Anblick. Das Männchen lockt mit dem scharf klingenden Ruf ‚Tiiit‘, welcher, mehrmals rasch hintereinander ausgestoßen, zuletzt in langsamem Tempo und vermindeter Stärke in ein ‚Tit‘ übergeht, das Weibchen herbei und folgt dann dem schnell wieder davoneilenden eine Zeit lang, um sich auf einem Baume, oft in einer Höhe, welche sonst von ihm gemieden wird, ja selbst weit von dem Wasser entfernt niederzulassen und von Neuem die Gefährtin herbeizurufen.“

Aber nach dem Glücke der süßen Minne folgen Tage schwerer Arbeit. Die Anlage des Nestes verursacht dem Thiere viele Mühe. Der Eisvogel ist wie alle spechtartigen Vögel ein Höhlenbrüter. Er sucht sich zunächst eine glatte, senkrecht abfallende oder überhängende Uferwand auf und beginnt nun eine Röhre in dieselbe hineinzuarbeiten. Mit den zarten Füßen sich an der Wand festhaltend, hämmert er mit kräftigen Schnabelhieben die Erde los. Anfangs schleudert er die Erdbrocken durch Seitenbewegungen des Schnabels fort; dringt er tiefer ein, so faßt er sie mit dem Schnabel, trägt sie heraus und läßt sie in's Wasser fallen. Jedoch scheint er sich hierbei auch der Füße zu bedienen. Wenigstens beobachtete ich, daß aus einer Röhre beständig Erdklümpchen herausfielen und nach einiger Zeit der Eisvogel rückwärts herauskam. Das Thierchen arbeitet nicht andauernd, sondern hält von Zeit zu Zeit in seiner anstrengenden Thätigkeit inne, um der Ruhe zu pflegen oder seiner Nahrung nachzugehen.

In verhältnißmäßig kurzer Zeit ist die Nesthöhle fertig. Sie besteht aus einer schräg ansteigenden Röhre, welche fünf Centimeter Durchmesser hat, einen halben bis einen Meter lang ist und sich am Ende in einen geräumigen, sorgfältig geglätteten, ungefähr 10 Centimeter breiten und 12 Centimeter hohen Kessel erweitert. In diesen Kessel bringt der Eisvogel nun Gewölle von Fischgräten und Schuppen und bedeckt damit den Boden; das ist sein Nest.

Auf diese Unterlage, welche als schlechter Wärmeleiter die Eier vor Abkühlung schützt, legt das Weibchen seine großen, rundlichen, glänzend weißen, von dem durchscheinenden

den Dotter etwas gelblich gefärbten Eier, meist sieben an der Zahl. Das Weibchen brütet allein, und das Männchen sorgt treulich für Nahrung. Nur mit der größten Vorsicht naht es sich mit der Beute dem Neste. Nach ungefähr vierzehn Tagen kommen die Jungen aus. Diese sind un-
gemein häßlich. Sie sind völlig nackt und blind; an dem unförmlichen Kopfe befindet sich ein nur kleiner Schnabel, der erst später zu seiner bedeutenden Länge auswächst. Die Thierchen sind sehr unbehilflich und kaum fähig, sich zu bewegen. Wenn ihnen die Federn wachsen, gewähren sie einen noch eigenthümlicheren Anblick. Sie erscheinen alsdann mit blauschwarzen Stacheln bedeckt, in denen die Federn anfänglich in langen Scheiden sitzen, die erst später plaken. Die beiden Alten sind jetzt rastlos bemüht, Futter heranzuschleppen. Zunächst besteht dies in Insekten und Insektenlarven, namentlich in Libellen, deren Köpfe und Flügel abgebissen werden, da sie für die Jungen zu hart sind.

Wenn die Jungen flugfähig sind, verlassen sie das Nest. Aber sie sind alsdann noch nicht im Stande, selbst für ihre Nahrung zu sorgen. Sie verbergen sich zwischen Baumwurzeln oder Steinen, sehen dem Treiben der Eltern zu und lassen sich von ihnen noch füttern. Erst allmählig versuchen sie die Kunst der Alten nachzuahmen. Die Jungen besitzen zuerst ein dunkelfarbiges Uebergangskleid; erst bei der ersten Mauser im September oder Oktober legen sie das Prachtgewand der erwachsenen Eisvögel an.

Junge, aus dem Nest genommene Eisvögel lassen sich mit Fleisch und Fischen groß ziehen und werden ziemlich

zahn. Alte eingefangene Vögel sind jedoch nur schwer an die Gefangenschaft zu gewöhnen. Meist nehmen sie keine Nahrung zu sich und sind infolge ihres ungestümen Freiheitsdranges so ungeberdig, daß sie sich zu Tode flattern. Indessen ist der Eisvogel, selbst wenn jung aufgezogen, immer in der Gefangenschaft ein mürrisches, scheues Thier, das wenig Freude bereitet.

Feinde aus dem Thierreiche hat der Eisvogel wenig zu fürchten. Er selbst weiß sich durch seine verborgene Lebensweise ihnen zu entziehen, und sein Nest ist meist so angelegt, daß Wasserratten, Wiesel u. s. w., welche seiner Brut eifrig nachstellen, nicht zu ihm gelangen können. Gefährlicher erweist sich schon für ihn der Mensch, der ihn mit dem Feuerrohr auf lauert, auf seinen Sitzplatz Sprengel oder Tellereisen legt und sein Nest ausgräbt. Doch sind es immer nur einzelne Kundige, welche er zu fürchten hat.

Sein größter Feind ist jedenfalls der Winter. Im Glanze der Winter Sonne prächtig schimmernd sitzt er an einer Stelle des eisbedeckten Teiches, welche noch freies Wasser zeigt. Stunden lang wartet er geduldig trotz des knurrenden Magens, und nicht selten fällt er dem Hungertode anheim; wenn aber endlich ein Fischchen sich zeigt und er sich in die eisige Fluth hinabstürzt, dann geräth er gar oft unter das Eis, kann die Oeffnung nicht wieder finden und ertrinkt.

Hohe Gefangene.

Historische Streifzüge

von

Theodor Winkler.

(Nachdruck verboten.)

Das byzantinische Kaiserreich ausgenommen gibt es schwerlich ein Land, dessen Herrscher so häufig in die Gefangenschaft wandern mußten, als die Frankreichs. Seit der Gründung des eigentlichen Frankreich um die Mitte des 9. Jahrhunderts ist kaum ein Säkulum verfloßen, in welchem nicht wenigstens ein Herrscher des Landes das Loos der Gefangenschaft erduldet hätte. Gleich die ersten Blätter der französischen Geschichte melden uns ein solches Ereigniß.

Karl III., von späteren Chronisten der Einfältige genannt, der dem Usurpator Odo die französische Krone streitig machte, bestieg nach Odo's Tode 898 den Königthron von Frankreich. Allein er war den übermächtigen Vasallen gegenüber nicht im Stande, seine Würde zu behaupten. Vergeblich suchte er die Raubeinfälle der Normannen zu hindern und ihren furchtbaren Verheerungen ein Ende zu machen, er sah sich endlich sogar genöthigt, dem kühnen normannischen Piratenhäuptling Hrolf Gangr seine eigene Tochter Gisela als Gemahlin zu geben und ihm das ganze Land an der Nord-

küste bis zur Bretagne hin zu überlassen, unter der Bedingung, daß sich derselbe mit den Seinigen taufen ließe und ihn als Oberlehensherrn anerkenne. Hrolf nahm auch wirklich das Christenthum an und nannte sich fortan Robert, Herzog der Normandie. Im Jahre 922 empörten sich die französischen Großen gegen Karl III., und nachdem derselbe in der Schlacht bei Soissons besiegt worden war, erhoben sie Rudolph von Burgund an seiner Stelle auf den Thron. Noch behauptete sich Karl im Feld, als ihn Graf Herbert v. Vermandois durch falsche Vorspiegelungen verrieth und in die Gefangenschaft lockte. Während der entthronte König in das Schloß des genannten Grafen zu Péronne abgeführt und daselbst in strenger Haft gehalten wurde, floh seine Gemahlin Ethgibe mit ihrem Sohne Ludwig zu ihrem Bruder, dem englischen König Athelstan, über's Meer, um Hilfe zu holen; allein Karl überlebte die ihm widerfahrne Schmach nicht lange und starb in der Gefangenschaft 929.

Zwei andere französische Könige bekamen infolge der Kreuzzüge das Brod der Gefangenschaft zu kosten, nämlich Ludwig VII., genannt der Jüngere, und Ludwig IX. mit dem Beinamen der Heilige.

Ersterer, welcher von 1137 bis 1180 die Regierung führte, verstand es so wenig, Zucht und Ordnung zu halten, daß das Land unter der Gewaltthätigkeit des Adels schwer zu leiden hatte. Die Gesetze wurden mißachtet, Kirchen und Klöster geplündert, Priester und Mönche mißhandelt, Wittwen und Waisen kamen um ihre Habe, Bürger und Bauern wurden bis auf's Blut gedrückt. Das

Schlimmste dabei war, daß der König selbst seine Hände von solchen Verbrechen nicht rein hielt. Unter Anderem hatte er im Kriege gegen den Grafen von Champagne und Blois die Stadt Vitry erobert und bei dieser Gelegenheit eine Kirche, in welcher dreihundert Unglückliche eine Zuflucht gesucht hatten, in Brand stecken lassen, so daß Alle, die sich darin befanden, um's Leben kamen. Von Reue ergriffen nahm Ludwig darauf im März 1146 nebst seiner Gemahlin Eleonore (der Tochter und Erbin des Grafen Wilhelm X. von Aquitanien), sowie seinem Bruder und vielen Bischöfen, Rittern und Edlen das Kreuz. Außerdem folgten ihm an 60,000 freitbare Krieger. Allein dieser Zug war von keinem Glücke begleitet. Nicht nur, daß während desselben seine Gemahlin durch ihr Betragen solches Aergerniß erregte, daß er sich von ihr zu trennen beschloß, er richtete auch mit seinem Kreuzheere nichts aus, und nachdem er auf dem Rückzug vergeblich Damaskus belagert, verlor er auch noch durch Verrath seine Freiheit. Er gerieth 1149 in die Hände der Griechen, aus denen er erst später durch die Flotte Robert's in Sicilien wieder erlöst wurde.

Noch übler erging es ein Jahrhundert später dem König Ludwig IX. dem Heiligen (1226 bis 1270). Im Dezember 1244 während einer schweren Krankheit gelobte der König für den Fall seiner Wiedergenesung einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande zu unternehmen.

Er genas wirklich, ließ den Bischof von Paris kommen und verlangte mit dem Kreuze bezeichnet zu werden. Vergebens schilderte ihm dieser die Gefahren eines

solchen Unternehmens, sein Entschluß stand fest, und durch nichts war er davon abzubringen. Da er sah, daß unter seinen Rittern wenig Neigung zur Ausführung dieses Planes vorhanden war, nahm Ludwig seine Zuflucht zu einer List. Es war Sitte, daß der König den versammelten Rittern und Großen zum Weihnachtstfeste Pelzmäntel schenkte. Nun setzte er diesmal die Messe, bei welcher die Ueberreichung geschah, zu so früher Morgenstunde an, daß es noch völlig dunkel war. Als sich der Zug aus dem Palaste nach der Kirche in Bewegung setzte, empfing ein Jeder den für ihn bestimmten Mantel, ohne ihn näher betrachten zu können. Erst in der Kirche beim Scheine der Kerzen sahen Alle zu ihrer nicht geringen Ueberraschung, daß goldene Kreuze darauf gestickt waren. Viele waren zwar wenig erfreut über dieses Ungebinde und sprachen sich über diese Art der Ueberrumpelung sehr ungünstig aus; allein die Aufforderung zum Anschlusse an den Kreuzzug wagte nun doch Keiner abzulehnen. Trotzdem nahmen die Vorbereitungen noch fast drei Jahre in Anspruch. Am 25. August 1248 schiffte sich Ludwig endlich zu Niguesmortes, seinem einzigen Seeplatze am Mittelmeere, nach Cypern ein und langte nach glücklicher Fahrt um die Mitte des Septembers daselbst an. Um den Sultan in Egypten selbst anzugreifen, segelte er hierauf im Mai des nächsten Jahres mit achtzehnhundert größeren und kleineren Schiffen nach Egypten. Bei Damiette erfolgte die Landung. Die Egypter versuchten vergebens, dieselbe zu verhindern, sie wurden zurückgeschlagen und räumten nach kurzem Widerstande die

Stadt. Die Franzosen nahmen nun von Damiette Besitz; allein nicht lange sollten sie sich dessen erfreuen. Zwar wurde Ludwig durch zwei gewonnene Schlachten Herr des größten Theiles von Egypten, allein schließlich griffen ihn die Feinde von allen Seiten an, Hungernöth und böse Seuchen stellten sich ein, und die Bedrängniß wuchs so, daß keine andere Rettung blieb, als sich den Sarazenen zu ergeben; der König, sein Bruder und die Mehrzahl der Ritter wurden gefangen genommen.

Aus dieser Gefangenschaft konnte sich Ludwig IX. nur dadurch auslösen, daß er mit Sultan Turanschah einen zehnjährigen Waffenstillstand schloß, Damiette zurückgab und 8000 Goldbyzantiner (etwa 100,000 Mark Silber) zahlte. Ursprünglich hatte der Sultan eine Million Byzantiner oder 500,000 Pfund verlangt; da aber Ludwig erklärte, er sei bereit, ihm das Geforderte zu geben — denn Handeln und Feilschen schide sich nicht für einen König — wollte Turanschah ihm an Großmuth nicht nachstehen und erließ ihm freiwillig den größten Theil der Summe.

Hierauf schiffte sich der König mit den Ueberresten seines Heeres ein, landete 1251 bei Akka, nahm Tyrus und Cäsarea ein und blieb noch vier Jahre in Palästina, bis ihn 1254 der Tod seiner Mutter nach Frankreich zurückrief.

Noch ein Jahrhundert weiter, und wir sehen abermals einen Herrscher Frankreichs in die Gefangenschaft wandern.

Nach dem Tode Philipp VI. hatte sein Sohn Johann II. mit dem Beinamen „der Gute“ 1350 den Thron bestiegen. Derselbe wurde in einen Krieg mit England verwickelt.

Deffen König Eduard sandte den schwarzen Prinzen mit einer Heeresmacht nach Frankreich, Johann war ihm jedoch an Streitkräften so sehr überlegen, daß der Prinz in arge Bedrängniß gerieth und seinem Gegner einen Friedensvertrag anbot. Da Letzterer aber die Gefangenschaft des Prinzen verlangte, rief dieser: „Lieber Tod als Schmach! Gott schütze das Recht!“ Am 19. September 1356 kam es bei dem Dorfe Maupertuis unweit Poitiers zur Schlacht. Diese fiel für die Franzosen völlig unglücklich aus, und Johann selbst gerieth nach tapferer Gegenwehr mit 17 Grafen und vielen Rittern in Gefangenschaft, nachdem an 1700 französische Ritter und 6000 Gemeine gefallen waren.

Uebrigens behandelte der Sieger den gefangenen König auf's Großmüthigste, er ermunterte ihn mit Trostesworten und wartete ihm sogar persönlich bei der Mahlzeit auf. Ein zweijähriger Waffenstillstand wurde geschlossen, und der Prinz von Wales führte den gefangenen König nach England.

Inzwischen brach in Paris eine Empörung aus, während die Bauern sich gegen den Adel erhoben. Dieses Uebel bestimmte den König 1360, den Frieden durch einen zu Breigny geschlossenen Vertrag zu erkaufen, obwohl er dafür mehrere Provinzen abtreten und für seine Freilassung drei Millionen Goldgulden bezahlen mußte. Johann kehrte nach Frankreich zurück, allein seine Untertanen, mit den Friedensbedingungen unzufrieden, zeigten sich säumig im Aufbringen des Lösegeldes, und da sein als Geisel in England zurückgelassener Sohn, der Herzog von Anjou,

noch vor Abtragung der Loskauffsumme entfloß, kehrte Johann freiwillig anfangs des Jahres 1364 nach London in seine Gefangenschaft zurück, getreu seinem Wahlspruch: „Wenn Wahrheit und Redlichkeit aus der Welt verbannt sind, müssen sie sich doch im Munde der Könige wiederfinden.“ Glänzend wurde nun der charakterfeste Mann als königlicher Gast in England aufgenommen, aber nicht lange darauf warf ihn der Kummer auf das Krankenlager, und er starb am 8. April 1364. Sein Leichnam wurde unter ehrenvollem Geleite nach Frankreich zurückgebracht und in der Königsgruft zu St. Denis beigesetzt.

Auch eine Königin von Frankreich nennt uns die Geschichte, welche eine Zeit lang in Gefangenschaft gehalten wurde. Dies ist Isabeau, die Gemahlin Karl's VI., welcher in Wahnsinn verfiel. Zur Befriedigung ihrer Prachtliebe und Verschwendung bedrückte sie das Land mit großen Auflagen, bis es endlich zur Empörung kam und sie 1417 nach Tours in strengen Gewahrsam gebracht wurde, aus welchem sie später Johann von Burgund wieder befreite. Allein der Fluch der Schande, den sie sich durch ihr unwürdiges Leben zugezogen, blieb an ihr haften, sie verlor allen Einfluß und starb verachtet und vergessen 1435.

Ganz anders als Johann der Gute, dessen musterhafte Redlichkeit wir oben erwähnten, verhielt sich der oft wegen seiner Ritterlichkeit gepriesene Franz I. (1515 bis 1547), als ihn das Schicksal der Gefangenschaft ereilte. In seinem Kriege gegen Karl V. wurde er am 24. Februar 1525 bei Pavia besiegt und mußte sich, nachdem sein Pferd

unter ihm erschossen war, dem Vizekönig Lannoy ergeben, der ihn gefangen in sein Lager führte. Damals soll Franz an seine Mutter geschrieben haben: „Madame, Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!“ Allein wie er im Grunde seines Herzens darüber dachte, das ergab die Folge. Kaiser Karl V. ließ ihn nach Madrid bringen und gab ihn nicht eher wieder frei, als bis er in dem Madrider Frieden (14. Januar 1526) eidlich versprochen hatte, das Herzogthum Burgund mit allen Souveränitätsrechten an Karl abzutreten, auf Neapel, Mailand und Genua, sowie auf die Souveränität über die Niederlande zu verzichten, auch seine beiden Söhne als Geiseln zu stellen. Allein trotz der Gefangenschaft dieser Letzteren, und trotz seines Schwurs suchte er doch nach seiner Freilassung seinen Verbindlichkeiten zu entgehen, berief sich auf den Widerspruch der französischen Stände und ruhte nicht eher, als bis ihn Papst Clemens VII. seines Eides entband. Er begann darauf einen zweiten Krieg gegen den Kaiser (1526 bis 1529), der freilich nicht glücklicher ausfiel, als der erste.

Nach weiteren 150 Jahren stehen wir vor der Tragödie, deren unglücklicher Held Ludwig XVI. ist. Dieser von Natur herzengute, aber willensschwache und den Schwierigkeiten seiner Stellung nicht gewachsene König wird wegen des traurigen Geschickes, dessen Opfer er wurde, allezeit ein Gegenstand des Mitleids und Bedauerns bleiben. Es war am 11. August 1792, als Ludwig XVI. als Gefangener seines Volkes mit seiner Familie nach dem Palast Luxembourg und von da nach einigen Tagen in den festen Thurm des Temple geführt wurde, wo seine

Bewachung rohen Menschen überlassen blieb. Ludwig bewies in dieser trostlosen Lage eine bewundernswürdige Ergebung und beschäftigte sich mit dem Unterricht seines Sohnes. Wie hätte auch diese Katastrophe noch einen tiefen Eindruck auf ihn machen können nach all' den Bitterkeiten, die bereits vorher über ihn hereingebrochen waren; nach seinen vergeblichen Anstrengungen, gegen den Sturm der Revolution Stand zu halten, nach seinem vereitelten Fluchtversuch und nach all' den Beschimpfungen, die er bereits von dem aufrührerischen Pöbel hatte ertragen müssen! Als König war er in's Gefängniß gekommen, als „Angeklagter Ludwig Capet“ wurde er wieder herausgeholt, der Verschwörung gegen den Staat und die Sicherheit der Nation beschuldigt, vor den Konvent gestellt und mit 383 gegen 310 Stimmen zum Tode verurtheilt. Es ist bekannt, mit welcher Fassung er am 21. Januar 1793 das Schaffot bestieg. Als ihn der Henker gebunden, rief er noch mit lauter Stimme: „Ich sterbe unschuldig und wünsche nur, daß mein Blut das Glück der Franzosen befestigen möge.“ Darauf fiel sein Haupt unter dem Messer der Guillotine. So endete Ludwig XVI. als das Sühnopfer der Verbrechen seiner Vorgänger.

Von da an schwebte ein beständiger Unstern über dem französischen Herrscherhause. Wir brauchen hier nur flüchtig zu erinnern an das traurige Schicksal Ludwig's XVII., der schon als Kind mit seiner Mutter gefangen gehalten, dann deren Armen entrißen und physisch wie geistig zu Grunde gerichtet wurde. Wir brauchen auch nur kurz Ludwig's XVIII. zu gedenken, der für die treulose Art, wie er

sich als Graf von Provence gegen seinen Bruder, Ludwig XVI., verhalten hatte, schwer genug durch die stete Unsicherheit seiner Existenz büßen mußte. Was die Napoleons betrifft, so muß schon die Verbannung Napoleon's I. nach Elba einer Gefangenschaft gleich geachtet werden, während er in seinen letzten Tagen auf St. Helena bekanntlich sogar einer sehr scharfen Bewachung unterlag, so daß er ohne militärische Bedeckung nicht einmal seine Wohnung verlassen durfte. Karl X. ferner, der bei Napoleon's Rückkehr (1815) mit der königlichen Familie nach Gent geflohen und dann 1824 seinem Bruder auf den Thron gefolgt war, wußte sich die Gunst des französischen Volkes so wenig zu erwerben, daß er die Veranlassung zu der Julirevolution von 1830 wurde und nach dem Abfall der Truppen nur mit genauer Noth durch die Flucht nach Rambouillet der Gefangennahme durch das ihm nacheilende Volk von Paris entging. Nicht ganz achtzehn Jahre später war Louis Philipp, sein Nachfolger, ebenfalls auf der Flucht.

So ständen wir schließlich vor Napoleon III., dessen Gefangennahme bei Sedan im deutsch-französischen Kriege, wie dessen Aufenthalt auf Wilhelmshöhe bei Kassel uns Allen noch in frischer Erinnerung ist. Mit ihm schließt vorläufig die Reihe der französischen Herrscher. Bei der Wandelbarkeit der Gefinnungen des französischen Volkes aber ist es gar nicht unmöglich, daß auch die jetztlebende Generation nochmals die Krönung — und vielleicht auch nochmals die Entthronung und Enterkerung eines französischen Königs oder Kaisers zu erleben Gelegenheit hat.

Die römischen Gladiatoren.

Eine Skizze aus der römischen Kaiserzeit.

Von

S. Berka.

(Nachdruck verboten.)

Die römischen Gladiatorenspiele stehen einzig in der Weltgeschichte da. Kein orientalischer Despot hat sich je zu der Rohheit hinreißen lassen, wie sie im kaiserlichen Rom an der Tagesordnung war, kein anderes Volk jemals alles menschliche Gefühl so ganz vergessen, als das stolze römische in seiner wahnsinnigen Leidenschaft für aufregende Schauspiele. Nichts zeigt so sehr den Unterschied zwischen der Denkweise unserer Zeit und der des römischen Alterthums, als die Lust am Morden, der sich die Bevölkerung der Weltstadt an der Tiber und später auch die Provinzen des ungeheuren Reiches in der bluttriefenden Arena hingaben. Das Traurigste und Unerklärlichste aber ist, daß nicht nur der wülfte Pöbel der Metropole den grausamen erbarmungslosen Spielen zujauchzte, sondern daß gerade die gebildetsten Klassen ihnen rückhaltslosen Beifall zollten, daß die hervorragendsten Dichter und Denker der Nation fast ausnahmslos keinen Anstoß an ihnen nahmen, daß selbst der ernste Seneca sie als leichte Zerstreuungen bezeichnete. Ja, gerade das weibliche Geschlecht stellte die begeistertsten Verehrer der Blutarbeit.

„O über das zarte und weiche Gemüth Antonia's,“ ruft ein chrisillicher Dichter gegen Ende des 4. Jahrhunderts aus, „sie erhebt sich bei den Schwertthieben, um besser schauen zu können, und so oft der Sieger den Stahl auf den Besiegten zückt, sagt die ehrbare Jungfrau, das sei ihre Lust, und gibt selbst das Zeichen, die Brust des Gefallenen zu durchbohren!“

Die Gladiatorenspiele, in früherer Zeit nur vereinzelt und meist bei Leichenbegängnissen bedeutender Männer beliebt, fanden bezeichnenderweise erst in der letzten Periode der Republik ihre Ausbildung, in einer Epoche sittlichen Verfalles, in welcher die Gewinnung und Beruhigung des riesig angewachsenen Proletariats durch Getreidespenden und Spiele zu einer der Haupt Sorgen der jeweiligen Machthaber wurde. Verurtheilte Verbrecher, Kriegsgefangene, Sklaven und schließlich auch freiwillig Angeworbene stellten ihr Kontingent für die Kämpfer in der Arena. Nach jedem glücklich geführten Feldzug wanderten Hunderte von Gefangenen in die Fechtschulen, die reichen Großen hielten sich unter ihren Sklavenheeren eigene Gladiatorenbanden, einzelne spekulative Unternehmer bildeten solche aus und verkauften oder vermiethten sie auf Zeit, und zwar nicht ohne besonders spitzfindige Kontrakte für den Fall der Tödtung oder Verstümmelung. Mehr als einmal wurden die Gladiatorschaaren in den Händen einzelner Mächtiger dem Staate gefährlich, und gegen das Ende der Republik mußten besondere Gesetze erlassen werden, welche die Zahl der von einem Herrn zu haltenden Kämpfer beschränkten. So hatte Julius Cäsar, als er sich um die Aedilität bewarb und

das Volk durch großartige Spiele zu gewinnen suchte, eine solche Masse von Gladiatoren zusammengekauft, daß seine Gegner bei dem Senat ein einschränkendes Verbot durchsetzten, in Folge dessen traten in seinen Spielen „nur“ 320 Fechterpaare auf. Später, besonders seit Caligula, errichteten die Kaiser selbst Fechterschulen in großem Maßstab sowohl in Rom selbst, als in den Provinzen. Hier wurden die Unglücklichen mit grausamer Strenge für ihren schrecklichen Beruf vorbereitet und, nachdem der Ausbruch des kühnen Thrafers Spartakus Rom einmal hatte erzittern lassen, unter strengster Bewachung gehalten. Nur die Sorgfalt für ihre körperliche Pflege unterschied ihre Behandlung von der von Verbrechern. Eine auf Ausbildung der Muskulatur wohlberechnete Kost und strenge Diät machte sie zu großen körperlichen Anstrengungen fähig, eigene Aerzte waren in den Schulen angestellt. Die Organisation war eine straff militärische; an einem Strohmännchen und mit dem Stockrappier erfolgte die erste Ausbildung, und sorgsam wurde später von den leichteren zu den schwereren Uebungen übergegangen. So wollte es das Vergnügen des Volkes, das gutgeübte Kämpfer wohl zu schätzen wußte und den erbarmungslos preisgab, der nicht „mit Anstand“ den tödtlichen Streich zu empfangen sich anschickte.

Durch Flugschriften und Maueranschläge wurden die Tage der Fechterspiele angekündigt und gleichzeitig die Namen der hervorragenden Kämpfer und die Art der Spiele bekannt gemacht. Das Schauspiel selbst eröffnete meist ein feierlicher Aufzug der Gladiatoren. Hieran

schloß sich die Prüfung der Waffen und vielfach ein Vorspiel in Form eines unblutigen Scheingefechtes. Dann begann unter rauschender Musik der eigentliche Kampf mit seinen mannigfachen, wechselvollen Scenen. Bald paarweise, bald in großen Schaaren traten die Secutores, leicht mit Helm, Schild und kurzem Schwert gerüstet, gegenüber den Retiariern auf, die nur mit Dolchmesser und Dreizack bewaffnet die Gegner mit einem großen Netz zu umstricken suchten. Schwerverüstete Samniten wechselten mit gepanzerten Reitern, und vom Streitwagen herab fochten die Efficariier gegen Schwärme von mit Sichelmessern bewaffneten Thrakern.

Je weiter sich die Grenzen des Reiches ausdehnten, desto vielseitiger wurden die Kampfspiele. Bald kämpfte der Nubier mit den Waffen seiner Heimath gegen den Schuppenpanzer des Parthers, die hochstämmigen blonden Sachsen von den Ufern der Elbe stritten neben dem Skythen von der Krim, ja selbst Amazonen und Zwerge mußten sich zur Kurzweil des Publikums, etwa den Clowns unseres modernen Cirkus entsprechend, in den Pausen zwischen den ernstesten Kämpfen zerfleischen.

Häufig wurde von den Veranstaltern der Spiele die Begnadigung eines verwundeten Fechters ausgeschlossen, und nur der menschenfreundliche Augustus verbot diese Kämpfe ohne Pardon. Im Uebrigen hatte meist das Volk oder, wenn der Kaiser selbst zugegen war, dieser die Entscheidung, ob ein verwundeter Kämpfer, wenn er um Gnade bittend den Zeigerfinger erhob, den Todesstoß erhalten sollte. Schwankten die Zuschauer ihre Tücher oder

hoben sie die geballte Hand mit eingezogenem Daumen empor, so war der Gladiator gerettet, drehten sie dagegen die Daumen nach unten, so verfiel der Kämpfer dem Tode. Wehe dem, der nicht tapfer zustieß oder gar die Waffen wegwarf, mit glühendem Eisen wurde er in den Kampf getrieben, und das Volk begehrte fast stets die Zaghaften sterben zu sehen. Die Gefallenen wurden von Sklaven in der Maske Merkur's in die Todtenkammer geschleppt, dann schaufelten andere Bedienstete den blutgetränkten Sand der Arena um und frische Streiter traten in die Schranken. Bisweilen fanden großartige Massenkämpfe statt. Cäsar ließ in den Spielen, die er bei seinem ersten Triumph gab, eine Schlacht im Cirkus aufführen, in der 1600 Mann und 40 Elephanten fochten; Kaiser Claudius veranstaltete nach der Besiegung Britanniens ein Gladiatorenspiel, in dem von mehreren Tausenden die Eroberung und Plünderung einer brittischen Stadt in allen ihren Einzelheiten dargestellt wurde, Trajan ließ innerhalb 123 Tagen 10,000 Gladiatoren kämpfen.

Aber alles dies genügte der Schaulust des römischen Pöbels noch nicht, und pflichtschuldigst ersannen die Festgeber, Kaiser wie Senatoren, neue Aufregungen, neue Reize für die abgestumpften Nerven der Menge. Zog der Kampf zu Lande nicht mehr, so füllte sich die Arena aus hundert Röhren und Kanälen mit Wasser, auf der riesigen Fläche erschienen nicht einzelne Schiffe, sondern ganze Flotten, und eine förmliche Seeschlacht in allen ihren Phasen spielte sich ab. Schon Julius Cäsar und selbst der milde Augustus veranstalteten derartige „Naumachien“, aber sie wurden

weit von dem halb wahnsinnigen Claudius überboten, der im Jahre 52 n. Chr. auf dem Fucinersee eine ficilische gegen eine rhodische Flotte, hundert Kriegsschiffe mit über 19,000 Bewaffneten bemannt, kämpfen ließ, nachdem er, wie Tacitus berichtet, die Gestade des ganzen See's mit Flößen, auf denen seine Kohorten standen, hatte umgürten lassen, damit keiner der Kämpfenden wider seinen Willen dem Verderben entrinnen könne. Tausende fielen hier in wenigen Stunden der Laune des Tyrannen und der Schaubegierde der die Hügelketten längs der Ufer füllenden Römer zum Opfer. Man kann sich kaum ein grausvolleres Schauspiel denken, als diese Naumachie, in der einzelne mächtige Vierruderer im gegenseitigen Anprall mit ihrer ganzen Besatzung in die Tiefe sanken, schließlich der ganze Spiegel des See's in unabsehbarer Ausdehnung mit Schiffstrümmern bedeckt und das Wasser vom Blut der Kämpfer geröthet war. Nur jene scenischen Darstellungen der späteren Zeit, in denen in der Arena ein Verbrecher als Mucius Scaevola die Hand in einem Becken glühender Kohlen verbrennen lassen mußte, ein Anderer als Hercules den Feuertod erlitt, ein Dritter gekreuzigt und dann von Bären zerrissen wurde, übertreffen sie vielleicht noch an Schrecklichkeit.

Das Gladiatorenhandwerk galt allerdings, besonders in der ersten Zeit, als ein entehrendes, und wer sich ihm freiwillig widmete, verfiel der allgemeinen Mißachtung, so daß sich nur verzweifelte und verkommene Männer dazu hergaben und den fürchterlichen Gladiatorschwur leisteten, „sich mit Ruthen schlagen, mit Feuer brennen und mit

Eisen tödten zu lassen.“ Dennoch übte die Gladiatur mit der Zeit eine gewisse Anziehungskraft aus. Ganz abgesehen davon, daß die glücklichsten Kämpfer Aussicht auf Freilassung und bisweilen auf hohe Belohnungen hatten, zog die Arena unzweifelhaft mit dämonischer Gewalt durch die Pracht der Darstellungen verdorbene, eitle Charaktere an; die glänzenden Rüstungen, die Palmenzweige und Ehrenketten, welche den Siegern wurden, reizten nicht minder wie der Beifall der Zuschauer. Die Helden der Gladiatorenschulen wurden, selbst wenn sie Sklaven waren, schnell populär, man hüllte um ihre Gunst, ihre Gräber zierten oft glänzende Monumente, Dichter besangen ihre Kämpfe, Maler und Bildhauer verherrlichten ihre Thaten. Was Wunder, daß schließlich die höchste Aristokratie sich nicht scheute, in die Schranken hinabzusteigen, daß sogar zuweilen Frauen aus den edelsten Geschlechtern den Helm des Gladiators auf das Bodenhaupt drückten und sich in Führung der Waffen übten? Trat doch der Kaiser Commodus, der die Einkünfte des ganzen Reiches für Gladiatorenspiele vergeudete, sogar öffentlich in der Arena auf. Der Schriftsteller, der dies berichtet, spricht freilich die Vermuthung aus, daß seine Gegner nur mit stumpfen Rappieren bewaffnet waren, und konstatirt gleichzeitig die empörende Thatsache, daß der Kaiser seine Schande noch zur Ausbeutung des Volkes benutzt habe, indem er sich für jedes Auftreten über 180,000 Mark zahlen ließ. Nicht viel besser trieb es der Kaiser Caligula. Als derselbe einst, um den kaiserlichen Schatz zu füllen, eine Anzahl seiner Fechter öffentlich versteigerte, trieb er die Preise persönlich

in die Höhe und ließ einem Patrizier, der auf seinem Sitze ermüdet eingeschlafen war und während des Bietens im Schlaf mit dem Kopfe nickte, 13 Gladiatoren für 9 Millionen Sesterzen, etwa 2 Millionen Mark, zuschlagen.

Die große Masse der Gladiatoren scheint nach allen Berichten von einer gewissen brutalen Standesehre beseelt gewesen zu sein, die sie befähigte, sich mit einer Art wahnfinnigen Stolzes hinschlachten zu lassen. Aber wie furchtbar lastete andererseits dies Schicksal auf jenen Tausenden, die wider Willen, der Heimath und den Thren entrissen, den Nacken unter das Joch der Knechtschaft bengen und zum Vergnügen einer zügellosen Menge ihr Blut vergießen mußten? Was empfanden Jene, welche als Kriegsgefangene aus glücklicheren Verhältnissen in einen jener Zwinger versetzt worden waren, wo Ketten und Geißeln sie würdig machen sollten, vor dem erhabenen Römervolk mit theatralischem Anstand den Todesstoß zu empfangen? Nicht Allen war das Loos des tapferen Spartakus beschieden, die Tyrannen der Welt in offener Feldschlacht zu schlagen und schließlich den Tod eines Helden zu sterben. Glücklich waren noch Jene zu preisen, denen es wie jenen 29 Germanen, welche am Ende des 4. Jahrhunderts bei den Spielen des Symmachus auftreten sollten, trotz aller Vorsicht der Wächter gelang, sich vorher gegenseitig zu erwürgen. Und welche Antwort hatte der große Römer auf die Meldung von dieser Schreckensthat? Er schrieb einem Freunde: „Man sieht, daß selbst besondere Wachsamkeit die ruchlosen Hände dieses verwünschten Volkes nicht bändigen kann! Es mag mir also die einen Spartakus an Schlechtigkeit übertreffende

Wande in Zukunft vom Halße bleiben.“ Es kam sogar vor, daß freie Männer durch List und Gewalt zum Gladiatorenhandwerk gepreßt wurden. Die meisten dieser Fälle blieben gewiß durch die Mauern und Ketten der Fechterschulen und schließlich durch das tödtende Eisen des Gegners der Welt verborgen, dennoch ist erwiesen, daß selbst ein römischer Bürger nicht sicher vor den Gladiatorenhändlern war. Cicero berichtet ausdrücklich, daß der Quästor Balbus einen Soldaten des Pompejus, der zum Fechterkampf gepreßt worden war und sich weigerte, öffentlich aufzutreten, bis an den Hals in die Erde eingraben und lebendig verbrennen ließ. Während der Christenverfolgungen endlich wurden die „Nazarener“ zu Hunderten zum Fechterspiel verurtheilt, ja man sah dies als eine mildere Strafe an, als die Verdammung zum Thierkampf.

Frägt man schließlich nach den Ursachen, welche eine solche Verrohung des Empfindens, wie sie in den Gladiatorenspielen zum Ausdruck kam, herbeiführen konnten, so kann man sie nur in der gänzlichen Mißachtung der Menschenrechte und des Menschenlebens suchen, die dem römischen Alterthum eigenthümlich war. Das Kaiserreich der Römer umfaßte auf 100,000 Quadratmeilen etwa 120 Millionen Einwohner, von denen die Hälfte Sklaven, etwa 40 Millionen freie Unterthanen waren, und nur 20 Millionen das römische Bürgerrecht besaßen, also eigentlich als „Menschen“ galten. Die Sklaverei — und jeder Kriegsgefangene verfiel ihr — hat aber nirgends so entsetzliche Formen angenommen, als in Rom, der Sklave war

recht- und schutzlos nach jeder Richtung hin, sein Leben gehörte seinem Herrn. Den Tod eines Sklaven mit anzusehen war eine Unterhaltung wie jede andere, nur daß sie den ganz besonderen Reiz hatte, daß es sich nebenbei um das Leiden eines Menschen handelte. Die Macht der Gewohnheit, durch Generationen vererbt, übte auch hier ihre unwiderstehliche Gewalt, und selbst die veredelnden Wirkungen des Christenthums, dessen Lehrer der blutigen Barbarei scharf gegenübertraten, vermochten nur ganz allmählig mildere Anschauungen hervorzurufen.

Noch im Jahre 404 n. Chr. veranstaltete der Kaiser Honorius zur Verherrlichung seines Triumphes über die Gothen glänzende Gladiatorenspiele. Bei ihnen ereignete es sich, daß ein asiatischer Mönch, Telemachos mit Namen, kühn in die Arena hinabsprang, um die kämpfenden Paare auseinanderzureißen. Das über diese Störung seines Vergnügens empörte Volk steinigte ihn zwar sofort, die muthige That des Mönches soll aber dennoch einen so tiefen Eindruck auf den Kaiser gemacht haben, daß er noch im selben Jahre die gänzliche Aufhebung der Gladiatorenspiele verfügte.

Erst vier Jahrhunderte also nach dem Erscheinen des Stifters der Religion der Menschenliebe erfolgte die völlige Unterdrückung der grausamsten Unterhaltung, die eine verborbene Phantasie je erdacht hat, so tief und fest lag sie im Geiste jener Zeit begründet.

Mannigfaltiges.

Die Deportation preussischer Verbrecher nach Sibirien. — Nicht allein die durch das preussische „Allgemeine Landrecht“ herbeigeführte mildere Praxis in der Kriminaljustizpflege, sondern auch der Umstand, daß infolge der französischen Revolution die Erwerbsverhältnisse allgemein sich von Jahr zu Jahr immer schlechter gestalteten und die Menschen, angesichts des Wüthens der Jakobiner in Frankreich, mehr wie früher zu Gewaltthätigkeiten angeregt wurden, ließen Ende des vorigen und Anfangs des jetzigen Jahrhunderts vorzugsweise im nordwestlichen Deutschland und den angrenzenden fremden Gebieten förmliche Räuberbanden entstehen. Die Untersuchungs- und Strafgefängnisse füllten sich immer mehr, so daß es bald an Raum mangelte. Die Masse der leichten Verbrecher, die man sonst mit Zumeßung einer Tracht Prügel bestrafte, so wie die schweren, die man sonst auf das Rad geflochten oder an den Galgen geknüpft hatte, sollten jetzt in den Gefängnissen untergebracht werden, und es war doch kein Platz mehr vorhanden. Da entschloß man sich, „weil die Festungen und Zuchthäuser mit einer so großen Menge der gefährlichsten Bösewichter übersüllt waren, daß die Mittel fehlten, dem Entweichen derselben vorzubeugen“, die Gefälligkeit der russischen Regierung in Anspruch zu nehmen, welche sich damit einverstanden erklärte, eine Anzahl preussischer Verbrecher in den sibirischen Bergwerken von Nertschinsk unterzubringen. Der Auswahl wurden außer den Berichten der Lokalpolizeibehörden, welche anzeigen mußten: „Die Rückkehr welcher Ver-

brecher nach ihrem früheren Aufenthaltsorte am meisten gefürchtet werde“, die Berichte der Landes-Justizcollegien zu Grunde gelegt, die einen Lebenslauf der Verbrecher nebst Untersuchungen über deren körperlichen und geistigen Zustand enthalten mußten.

Eine halboffizielle Schrift, welche in Berlin an demselben Tage veröffentlicht wurde, an dem aus Narwa die Nachricht eintraf (18. Juni 1802), daß eine Abtheilung von 58 preussischen Verbrechern von dort nach Sibirien verschickt worden sei, setzte das Publikum nicht nur von dieser Thatsache in Kenntniß, sondern ließ es sich zugleich angelegen sein, dasselbe darüber zu beruhigen, daß aus Sibirien „keine Rückkehr der Verbrecher auch nur denkbar ist“. „Kertschinsk,“ wird den Lesern erklärt, „an den Grenzen der chinesischen Tatarei, ist gegen tausend Meilen von den preussischen Staatsgrenzen entfernt. Nur wenigen Reisenden ist es gelungen, bis in diese entfernten Gegenden zu bringen, da Wüsten, Seen und Gebirge die Reise dahin schwierig machen. Die civilisirte Welt weiß wenig von den Schicksalen der Glenden, die dahin zu ewiger, schrecklicher Arbeit verdammt werden. Uebrigens ist Kertschinsk nächst Kamtschatka der härteste Verbannungsort im russischen Reiche. An ein Entlaufen von dort ist nicht zu denken. Wer nordwärts entflieht, wird von den streifenden Tatarenhorden aufgegriffen und zurückgeliefert, wenn nicht Wölfe oder Eisbären einen kürzeren Prozeß mit ihm vornehmen. Wer aber nach Süden zu den Chinesen entläuft, wird auch von diesen zurückgebracht; ja, sie fordern noch von den russischen Behörden, daß sie die Flüchtlinge besonders hart strafen, weil sie als Verbrecher ihr Gebiet durch Betretung entehrt haben. Sollte endlich ein Einzelner den Chinesen, Tataren, Wölfen und Eisbären bei seinem Ausbruche entkommen und zu Anfang von den mitleidigen russischen Bauern aufgenommen werden, so muß er doch bald auf dem weiteren Wege aus Unkunde der Sprache und des Weges umkommen; es ist kein Beispiel vorhanden, daß ein Verbrecher aus

Sibirien den Rückweg in die Heimath gefunden hat.“ Dennoch gelang es einem der Deportirten, und zwar einem der gefährlichsten, aus der Eiszüste nach der schlesischen Heimath zu entfliehen, um, kaum hier angelangt, dem Tode zu verfallen.

Der Wollspinner Erner, geboren 1767 in Sulzbach in der Oberpfalz, war seit seiner frühesten Jugend ein berühmter Dieb. Wegen mehrerer beträchtlicher und gewaltsamer Diebstähle, die er noch als halber Knabe in Schlesien verübte, ward er wiederholt eingefangen, zur Untersuchung gezogen und bestraft. Aber stets entfloß er mit der größten Verwegenheit; zuletzt auf den Festungen von Glas und Silberberg eingesperrt, machte er auch da noch Versuche, zu entspringen. Er entledigte sich der schweren Fesseln, brannte große Oeffnungen in die Dielen und ließ sich einmal über 12 Meter hoch an einem von Bettüberzügen zusammengeknüpften Seile herab. Er mußte angeschmiedet werden, weil sonst sein Entweichen nicht zu verhindern war; aber auch an der tief in die Mauer verankerten Kette schien er seinen Wächtern nicht sicher genug, und Erner war einer der Ersten, die zur Deportation nach Nertschinsk bestimmt wurden. Er ging auch wirklich mit dem erwähnten Transport nach Sibirien ab.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Juli 1805 bemerkte der Mülhgehilfe Kemner, der bei dem Müller Meschter auf der einsam, drei Viertelstunden von dem nächsten Dorfe entfernt liegenden Sagersdorfer Mühle im Slogau'schen in Diensten stand, daß eine unheimliche, zerlumpte Gestalt den Versuch machte, durch's Fenster in's Innere des Gebäudes einzudringen. Der herbeigerufene Mühlenbesitzer Meschter hieb mit einem Hirschfänger auf den Eindringling ein und tödtete ihn. Bei der Untersuchung der Kleidungsstücke des Getödteten ergab sich, daß kein ehrlicher Mann besser als der unbekannte Räuber durch Pässe und Atteste legitimirt sein konnte. Er führte einen österreichischen Gesandtschaftspafs aus Petersburg mit sich, in welchem er Johann Frie-

drich Ferdinand, gebürtig aus Bieltz im österreichischen Schlesien, genannt wurde. Ein anderes Attest war in russischer Sprache und ein drittes in französischer ausgestellt, von einer Comtesse de Rochouan, Kaminiéz, 5. Oktober 1804, nach welchem er vier Monate bei derselben gedient und sich stets vorzüglich ausgeführt hatte. Auf Grund des Passes war er, wie die Atteste der Ortsbehörden bekundeten, durch russische, österreichische und preussische Provinzen gereist. Verschiedene Geräthe, Dietriche, Krähenaugen, Schwefelfäden, welche man in den Taschen des Todten fand, sprachen jedoch gegen jene Atteste und charakterisirten nur zu deutlich den wahren Beruf des Verstorbenen, und als der Kreisphysikus Dr. Raschke zur Obduktion eintraf, erkannte er auf den ersten Blick in dem Todten den berühmten Räuber Grner, der vor drei Jahren nach Sibirien geschickt worden war. Also auch die Verbannung nach Sibirien war kein untrügliches Mittel für Preußen, seine Verbrecher loszuwerden.

Dr. A. Berghaus.

Seltfamer Eifer. — Der Dichter Chapelle speiste eines Tages ganz allein mit einem Herzog und Marschall von Frankreich, der ein großer Verehrer des genialen Poeten war. Sie zechten wacker, bis ihnen der Wein zu Kopfe stieg und die Halberauschten anfangen, mit etwas lallender Zunge ernsthafte Betrachtungen über das Elend des irdischen Lebens und die Ungewißheit des zukünftigen anzustellen. Sie einigten sich bald darüber, daß man auf jeden Fall fromm sein müsse; nur fanden sie es schwer, vielleicht lange Jahre hindurch recht christlich leben zu sollen, und priesen die Märtyrer glücklich, die durch kurze Leiden den Himmel errungen hätten. Plötzlich fiel es Chapelle ein, daß es am besten sein würde, wenn sie Beide in die Türkei gingen und dort die christliche Religion predigten. „Man wird uns dann alsbald ergreifen,“ setzte er mit rollenden Augen hinzu, „und uns vor den Pascha führen. Er wird wüthen. Ich werde

ihm trotzig antworten; Sie auch. Man wird mich in den Kerker werfen; Sie auch. Man wird mich gleich am nächsten Tage speißen; Sie auch. Und so sind wir auf einmal im Paradiese.“ Der Herzog, der es übel nahm, daß Chapelle sich immer zuerst nannte, fuhr ihm plötzlich heftig in die Rede: „So ein Herrchen, wie Sie, hören Sie einmal, sollte doch nicht vergessen, daß ich Herzog und Marschall von Frankreich bin! Ich werde mit dem Pascha trotzig reden, und mich wird man zu erst speißen.“ — „Ich frage den Henker nach Ihrem Herzogthum!“ lallte Chapelle und warf sich in den Stuhl zurück. Paff! schleuderte ihm der Marschall einen Teller in's Gesicht. Paff! warf der erzürnte Poet seinem erlauchten Wirth eine volle Gansleberpastete vor die Brust. Gläser und Flaschen flogen bald den Tellern und Schüsseln nach, bis endlich die Diener herbeistürzten, die wüthenden Kämpfer auseinander zu bringen. Man schaffte sie zu Bette, und groß war Beider Amusement, als sie am folgenden Morgen erfuhren, sie hätten auf Tod und Leben um die Ehre gestritten, zuerst gespiest zu werden. L. Z.

Ein vergessener Erfinder. — Wie Amerigo Vespucci dem durch Columbus entdeckten Welttheile seinen Namen verlieh, so hat auch der französische Dekorationsmaler Daguerre der „Lichtzeichenkunst“, an deren Erfindung ihm nur ein sekundärer Antheil gebührt, seinen Namen zu geben gewußt. Der eigentliche Erfinder der sogenannte Daguerreotypie ist Joseph Nicéphore Niepce, ein talentvoller Lithograph, der in Armuth und Bedrängniß im Jahre 1833 zu Paris starb. Durch seine Kunst wurde er auf die Photographie geführt. Er versuchte den Lithographiestein durch geschliffene Kieselsteine zu ersetzen, und ägte, als dieses Surrogat sich nicht tauglich erwies, seine Zeichnungen mit Säuren auf Zinkplatten. Später kam er auf den Gedanken, den Zeichenstift durch etwas Anderes zu ersetzen, und fiel bei seinen Versuchen auf das Sonnenlicht. Der in Ernest L'acan's

„Esquisses Photographiques“ mitgetheilte Vertrag, den Niepce mit Daguerre schloß und aus dem dieser den ganzen Ruhm und alle Vortheile der Erfindung erntete, gibt den unwiderleglichen Beweis, daß Niepce das Problem gelöst hatte. Daguerre's Antheil beschränkte sich hauptsächlich auf die Vervollkommnung der Camera obscura. Das Weitere ist bekannt. Die Erfindung war bald überall verbreitet und mit bewundernder Dankbarkeit aufgenommen; gab es doch keine, die der menschlichen Eitelkeit so schmeichelnden Vorschub leistete. Talbot ersetzte die Metallplatten durch Papier und erfand das Vervielfältigungsverfahren der Lichtbilder. Die Franzosen L'egray, Balbus, de St. Victor vervollkommneten die neue Erfindung immer mehr. Die heliographische Gravirkunst, welche das Sonnenlicht und jetzt sogar das elektrische Licht nöthigt, die Stelle des Grabstichels zu vertreten, ist eine der großartigsten Konsequenzen der fruchtbaren Entdeckung des unglücklichen Nicéphore Niepce. R. F.

Schöpfungsfage der Societäts=Insulaner. — Vor Zeiten bestand Taroa, der Vater der Götter und Menschen, blos in der Gestalt eines ungeheuren Eies, das hoch oben am Himmelsgewölbe hing und Sonne, Mond und Sterne in sich schloß. So schwebte er lange in der Luft; da stieß er einst seine Hand durch die Schale, so daß das Licht der Sonne sich über das Weltall ergoß und die Erde unter ihm beleuchtete, die, wie sie da unten lag, klein erschien. Taroa bemerkte dann den Sand am Meere und sprach zu ihm: „Sand, komme herauf zu mir und leiste mir Gesellschaft!“ Aber der Sand erwiederte: „Ich gehöre zu Land und Meer, Taroa, und kann sie nicht verlassen. Komm' Du herunter zu uns.“ Dann sah Taroa die Felsen und Klippen und rief ihnen zu: „Felsen, kommt herauf zu mir und seid meine Gefährten!“ Aber die Felsen antworteten: „Wir sind fest in die Erde gewurzelt, Taroa, und können sie nicht verlassen. Komm' Du zu uns.“ Da kam Taroa zur Erde und

warf die Schale von sich, die sich sofort dem Boden ansetzte und der Erde ihren gegenwärtigen Umfang gab, während Sonne und Mond darüber schienen. Lange weilte Taroa auf der Erde und bevölkerte sie mit Männern und Frauen. Als er endlich scheiden mußte, verwandelte er sich in ein großes Kanoe, das sich sofort mit Insulanern füllte, aber in einen großen Sturm gerieth, der das Boot plötzlich mit Blut überfluthete. Die Insulaner schöpften mit ihren Kalcbassen (ausgehöhlte Flaschenfürbisse) das Blut aus, das nach Osten und Westen strömte, und seitdem sieht man noch immer das Blut Taroa's in den Wolken, indem es die auf- und niedergehende Sonne begleitet und auf den Wolken in rothem Abglanz spielt.

R. D.

Fleischbeschauer im Mittelalter. — Die Vorsorge, „dem armen Manne mäßige Preise zu erhalten,“ veranlaßte im 15. Jahrhundert viele deutsche Städte, Vieh- und Kornhandel zu treiben, in manchen größeren Städten war auch der Salz- und Weinhandel Gemeindeangelegenheit. Der Verkauf von schlechtem Fleisch wurde hart gestraft, ebenso unterlagen diejenigen Fleischverkäufer strenger Ahndung, die ihre Waaren zu höheren, als den vom Rath festgesetzten Preisen feilboten. In einem alten Lobgedicht auf die Stadt Nürnberg vom Jahre 1509 heißt es:

Der Fleischkauf ist also bestellt:

Schlägt man eine Kuh oder Stier,

So sind dazu Zwei oder Vier,

Die das Fleisch schätzen gar eben,

Wie man jegliches Pfund soll geben,

Um drei Pfennig oder um zween,

Muß an einem Brett gemalet stehn,

Das Geld und auch das Thier dabei,

So steht auch jeder, was es sei,

Und die Leut' nicht schätz für Narren,

Verkauft Kuhfleisch für Farren.

R. F.

Ragen im Staatsdienst. — Der „United States-Courier“ nennt unter den bezahlten Beamten des Postdepartements der vereinigten Staaten tausend und einige Ragen, welchen die Pflicht obliegt, die Postpakete gegen die Angriffe der rücksichtslosen Ratten und Mäuse zu schützen. Sind diese vierbeinigen Wächter auch gerade nicht offiziell angestellt, so sind sie doch offiziell anerkannt, und ihre Anzahl, wenn auch nicht ihre Namen, wird pflichtschuldigst in die Listen der Staatsdiener eingetragen. Auf Kosten des Departements werden sie gepflegt und gefüttert und die für ihren Unterhalt nothwendigen Beträge in aller Form gebucht. Sobald eine dieser Ragen das nicht seltene Glück der Mutterfreuden genießt, wird der Generalpostdirektor amtlich davon in Kenntniß gesetzt, der dann die durch den Zuwachs nöthige Erhöhung des Ragenbudgets anzuordnen hat. In Frankreich erfreuen sich ebenfalls die Ragen der fünf großen Militär-Hasendepots einer Staatsanstellung. Sie haben dort dieselben Pflichten wie ihre amerikanischen Colleginnen, und erhalten nach dem Budget des Departements täglich für fünf Centimes Verpflegung. Sie haben oft die wüthendsten Schlachten mit den starken Ratten auszukämpfen und zeigen sich gegen dieselben stets muthig. Werden sie aber durch einen Rattenbiß schwer verwundet, so bekommen sie sehr häufig Krämpfe, weigern sich auf das Entschiedenste, wieder in's Feld zu ziehen, und werden dann ohne Weiteres aus dem Dienste entlassen.

R.

Ein Hofnarr Peter's des Großen. — Ein General, der mit seinem Truppcorps vor Smolensk lag, schickte den Hauptmann Uschakow mit Briefen von der höchsten Wichtigkeit nach Kiew, um sie dem dortigen Kommandanten zu übergeben, mit dem Befehle, die Strecke, die etwa 60 Meilen betrug, so eilig wie möglich zurückzulegen. Schweißtriefend kam Uschakow gegen Morgen vor seinem Bestimmungsorte an und begehrte Einlaß, da er dem Kommandanten wichtige Depeschen zu über-

geben habe. Der wachthabende Offizier rief ihm jedoch zu, daß er in der Nacht nach seiner Instruktion das Thor nicht öffnen dürfte, und Uſchakow wüchste daher warten, bis es nicht mehr dunkel sei und man übersehen könne, ob man es nicht mit einem heimlichen feindlichen Angriff zu thun habe. Uſchakow's Bitten wie Drohen war vergeblich, da rief er im höchsten Zorne hinauf, er werde, wenn ihm nun nicht geöffnet würde, zu seinem General nach Smolensk zurückreiten und ihn bei demselben verklagen. „Das mögt Ihr immer thun,“ rief ihm lakonisch die Wache zu. Sogleich wendete Uſchakow sein Pferd und jagte im Carrière den 60 Meilen langen Weg zurück. Der General traute seinen Ohren kaum, als ihm der Hauptmann sagte, daß er die Depeschen wieder zurückbringe, weil man in Kiew ihm nicht sogleich die Thore geöffnet habe. Da die Meldung, welche Uſchakow versäumt hatte, von hoher Wichtigkeit war, so ließ er denselben sofort verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen. Dasselbe verurtheilte den Hauptmann zum Tode, und der Ausspruch des Kriegsgerichts wurde Peter dem Großen zur Bestätigung vorgelegt. Diesem jedoch kam die Sache so lächerlich vor, daß er das Urtheil kassirte, Uſchakow vor sich kommen ließ und ihn, da er in der Audienz noch einige Proben seiner ungewöhnlichen Beschränktheit abgab, zu seinem Hofnarren machte. Er begleitete seitdem den großen Kaiser stets und wurde, als dieser seine bekannten Reisen nach Westeuropa machte, weithin durch seine lächerlichen Streiche berühmt. Er blieb bis an sein Ende Hofnarr am russischen Kaiserhofe.

3.

Die goldene Zeit der deutschen Arbeiter. — Die letzte Hälfte des 15. Jahrhunderts war für die arbeitende Klasse in Deutschland die goldene Zeit. In Augsburg belief sich der Tagelohn auf den Werth von 5 bis 6 Pfund des besten Fleisches, ja in wohlfeilen Jahren konnte sich der Tagelöhner für seinen Lohn täglich ein Pfund Fleisch oder sieben Eier, ein Viertel

Erbfen, eine Maß Wein und einen Laib Brod dazu verschaffen und behielt noch die Hälfte der Einnahme übrig für Wohnung, Kleidung und sonstige Bedürfnisse. Im Bayreuth'schen verdiente im Jahre 1464 ein Tagelöhner täglich 18 Pfennige, während ein Pfund Bratwurst einen Pfennig, ein Pfund bestes Rindfleisch zwei Pfennige kostete. In Klosterneuburg stand sich um 1490 der Tagelöhner auf 14 Denare und Kost täglich, während das Pfund Rindfleisch 2 Denare, ein Paar Schuhe 16 Denare, ein Rock 24 Denare kostete und der Macherlohn für ein Paar Hosen 10 Denare betrug. Die Landesordnung des sächsischen Herzogs Albert von 1482 bestimmt: Die Werkleute und Mäher sollen zufrieden sein, wenn sie außer ihrem Lohn täglich zweimal Mittags und Abends vier Speisen erhalten: Suppe, zwei Fleischgerichte und ein Gemüse; an Fasttagen aber fünf Speisen: Suppe, zweierlei Fische und zwei Zugemüse. Das Gefinde war nicht minder günstig gestellt als die Tagwerker. Auf dem Schlosse Dohna erhielten an Geld neben Wohnung und Kost: der Wagenknecht jährlich 9 Gulden, der Eseltreiber 7 Gulden 4 Groschen, die Viehmagd 3 Gulden und 18 Groschen und dies in einer Zeit, wo ein fetter Ochse 3 bis 4 Gulden kostete. In Dresden war der gewöhnliche Jahreslohn einer Köchin um 1460 7 bis 8 Gulden, eines Schweinehirten 4 Gulden, für welchen Betrag er sich einen fetten Ochsen oder 20 Schafe kaufen konnte. In Konstanz war der Lohn eines Karrenknechts auf 20 Gulden, „Schuh' genug und ein Stück Tuch“ bemessen. F.

Bewundernswerthes Beispiel der Treue. — Als im Jahre 1746 der Prätendent Karl Eduard Stuart von den Engländern bei Culloden besiegt worden war, irrte er über sechs Monate lang in den Einöden Schottlands umher, überall von seinen Feinden verfolgt, die einen Preis von 180,000 Thaler auf seinen Kopf gesetzt hatten, und doch verrieth kein Schotte den unglücklichen Königssohn. Einst kam er in die Hütte eines

armen Mannes, Mac Jan mit Namen, der nicht zu seinen Anhängern gehörte; und bat um dessen Schutz mit den Worten: „Deines Königs Sohn kommt zu Dir, um Brod und Obdach von Dir zu erbetteln.“ Der Schotte reichte ihm die Hand und beherbergte ihn Wochen lang bei sich, trotzdem er mit seiner Familie in der bittersten Armuth lebte, ja er stahl mit Lebensgefahr — denn den Dieb erwartete damals in England ohne Gnade der Galgen — um seinen Gast zu ernähren. Im Frühjahr gelang es dann dem unglücklichen Prinzen, die Einöden von Glengarry unbemerkt von englischen Spionen zu verlassen und auf einem Kaperschiff nach Frankreich zu entkommen. Der folgende Winter war besonders hart, und Mac Jan, der nicht um jenen für ihn unermesslichen Preis von 180,000 Thaler seinen Gast hatte verrathen wollen, kam in so großes Glend, daß er, um seine Familie vor dem Hungertode zu retten, hinging und einem englischen Pächter ein Kalb stahl. Der Unglückliche wurde entdeckt und vom Richter zum Tode verurtheilt. Als man ihn zum Tode führte, zog Mac Jan die Mütze ab, sank auf die Kniee, dankte Gott, daß er in seinem Leben nie Verrath geübt, noch einen Fremdling, der ihn um Gastfreundschaft angesprochen, von seiner Schwelle gewiesen habe, und starb dann festen Muthes.

3.

Weisse Raben. — Der bei uns wegen seiner Seltenheit sprichwörtliche „weisse Rabe“ ist auf den Inseln der Färøergruppe durchaus nicht selten. Ein Tourist erzählt: Durch den Lärm aufmerksam geworden, welchen mehrere Raben und Krähen machten, erblickte mein Gefährte einen von den übrigen Vögeln geneckten und verfolgten weissen Raben. Ein glücklicher Schuß holte ihn herab, und zwar auf dieselbe Weise, wie gewöhnlich die Raben fallen, nämlich so, daß sie sich das Genick abstürzen. Solche weisse Raben sind nicht sehr selten auf den Färøer-Inseln, wo sie vorzugsweise vorkommen sollen. Oftmals findet sich hier

unter drei schwarzen Jungen ein ganz weißes, welches erst mit zunehmendem Alter schwarze Federn erhält. Auf Sandon findet man fast alljährlich in einem und demselben Neste einen jungen weißen Raben, und nicht weit von dem Hause von Ole Johannsen in Dahl brütet jährlich ein Paar, von denen das Männchen ein schwarzer, das Weibchen ein weißer Rabe ist. Uebrigens gelten auf den Färöern die weißen Raben für sehr kühn und gefräßig. Rahme Lauben können ihretwegen dort nicht gehalten werden. Ja man hat Beispiele, daß sie ganz junge Lämmer getödtet und verzehrt haben. B.

Zur Geschichte der Nadel. — Während man doch glauben sollte, solch' ein einfaches und nütliches Ding wie die Nadel müßte schon Eva im Paradiese erfunden haben, geschah dies doch erst im 15. Jahrhundert. Erst um das Jahr 1410 lernte man die Nadel kennen; sie verdrängte die bis dahin gebräuchlichen Dornstacheln der Armen und die silbernen und goldenen Stiften, womit die Vornehmen und Reichen ihre Gewänder befestigten. Der Erfinder der Nadel war ein Pariser Drahtzieher, Namens Tourangeau, der, von starkem Erwerbssinne beseelt, Tag und Nacht darauf sann, sein Handwerk zu vervollkommen. Die Schwierigkeit der Herstellung machte anfangs die Nadel zu einer kostbaren Waare, und man fand sie gewöhnlich nur auf den Toiletetischen der Königinnen und Fürstinnen. So befand sich z. B. eine Büchse mit Nadeln unter den Gaben, welche Frau v. Beaujeu, Tochter Ludwig's XI. von Frankreich (1461 bis 1483), bei ihrer Vermählung als Mitgift erhielt, und der bis auf unsere Tage gekommene Ausdruck „Nadelgeld“ deutet schon darauf hin, wie dieser jetzt so billige Gegenstand vormals eine besonders und stets mit hohen Zahlen angelegte Rubrik in dem Ausgabe-Stat einer Hausfrau bildete. In England blieb die Nadel bis zur Regierung Heinrich's VIII. (1509 bis 1547) unbekannt. Zu dieser Zeit brachte sie die schöne und später so

unglückliche Anna Boleyn mit aus Frankreich, und vielleicht hat das Volkswort: „Nadeln zerstechen die Liebe“ Bezug auf diese beklagenswerthe Königin.

Kostbare Produkte. — Der spanische Statthalter über die holländischen Provinzen, Don Spinola, lud den Prinzen von Oranien einmal zu Gaste und hob dabei hervor, welch' herrliches Land Spanien sei, denn die Citronen, Pomeranzen und Feigen, welche gerade auf der Tafel standen — aus denen sich aber Prinz Oranien nicht viel machte — bringe Spanien jährlich zweimal hervor. „Gegen Holland ist das gar nichts,“ sprach der Prinz, worauf Spinola erwiederte: „Ich bin sehr neugierig auf die Beweise.“ Einige Tage später lud Prinz Oranien den Don Spinola ein und ließ ihm sehr gut zubereitete Speisen aus Milch, Butter, Käse u. dgl. m. vorsezen, welche dem Spanier recht wohl mundeten. „Wo bleibt Euer Beweis, Prinz?“ fragte nun der Spanier nach einiger Zeit. — „Ihr habt ihn vor Euch,“ versetzte der Prinz. „Das schöne Spanien bringt die kostbaren Früchte, an denen man sich nur zu leicht den Magen verdirbt, zweimal des Jahres hervor; unser Holland aber bringt diese Speisen, welche sehr gesund und nahrhaft sind, zweimal des Tages hervor.“ Der Spanier war geschlagen. G. Sch.

Ein arabischer Fluch. — Der bekannte Reisende Speeke erzählt in einer seiner Reisebeschreibungen, daß unter den Beduinen Ober-Egyptens ein Fluch im Schwange sei, welcher der über-tünchten Höflichkeit Europa's wohl zu denken geben kann. Ist ein Beduine recht zornig auf den anderen so wünscht er ihm: „Möge Deine Seele so wenig Ruhe haben, als der Hut des Franken auf dessen Kopfe!“

3.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein
in Stuttgart.

UNIV. OF MICHIGAN

JUL 13 1912

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 01907 9287

Filed by Preservation 1992

